

Göttinger Bibliotheksschriften 23

Das Göttinger Nobelpreiswunder

100 Jahre Nobelpreis

Vortragsband

Herausgegeben von
Elmar Mittler und Fritz Paul

Göttingen
2004

© Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 2004

Umschlagfoto: Roland Schmidt • Satz: Michael Kakuschke

Layout: Jan-Jasper Fast • Einband: Burghard Teuteberg

ISBN 3-930457-36-9

ISSN 0943-951X

„Das Göttinger Nobelpreiswunder“: Erträge einer erfolgreichen Ausstellung	
<i>Elmar Mittler</i>	7
Alfred Nobel und sein Vermächtnis	
<i>Fritz Paul</i>	9
Das Göttinger Nobelpreiswunder, wissenschaftshistorisch betrachtet	
<i>Nicolaas Rupke</i>	37
Anmerkungen eines Preisträgers	
<i>Manfred Eigen</i>	53
Naturwissenschaftliche Nobelpreise aus der Sicht eines Preisträgers	
<i>Erwin Neher</i>	69
Büchermachen mit Günter Grass	
<i>Gerhard Steidl</i>	75
Vertriebene, Verbliebene, Verfehlungen: Der Nobelpreis und der Nationalsozialismus	
<i>Mitchell G. Ash</i>	83
„Das Ausgezeichnetste in idealistischer Richtung“: Der Nobelpreis für Literatur	
<i>Werner Frick</i>	115

Der Friedensnobelpreis und die internationale Politik

Ernst Kuper 139

Die Spieltheorie und der Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften

Günter Gabisch 165

Alfred Nobel, der Erfinder des Dynamits

Ulrike Neidhöfer 177

Wissenschaftliches Vortragsprogramm

Fritz Paul 193

„Das Göttinger Nobelpreiswunder“: Erträge einer erfolgreichen Ausstellung

Mit fast 15.000 Besuchern hat die Göttinger Nobelpreisausstellung sich als Magnet für alle wissenschaftlich Interessierten in der Universitätsstadt und weit darüber hinaus erwiesen. Das von Professor Fritz Paul gestaltete wissenschaftliche Begleitprogramm hatte einen wesentlichen Anteil am Erfolg. Fast alle Beiträge können im vorliegenden Band veröffentlicht werden. Es sind neben den grundlegenden Untersuchungen zur Entstehung des Nobelpreises (Fritz Paul) und den Aspekten der Göttinger Wissenschaftsgeschichte, die den Kontext der historischen Leistungen deutlich machen (Nicolaas Rupke), die unmittelbaren Begegnungen mit den in Göttingen lebenden Preisträgern (Manfred Eigen, Erwin Neher) und ihren Reflektionen, die den besonderen Wert der sonntäglichen Vortragsreihe ausmachten – ergänzt um die Lesung von Günter Grass und die Spiegelung seiner Arbeitsweise aus dem Blickwinkel seines Göttinger Verlegers (Gerhard Steidl).

Bedauerlicherweise konnte der „jüngste“ Göttinger Nobelpreisträger Herbert Kroemer aus gesundheitlichen Gründen seinen geplanten Vortrag nicht halten. Dankenswerterweise sprang Prof. Dr. Ulbrich für ihn ein (Beitrag nicht in diesem Band). Ergänzend konnte durch freundliche Vermittlung von Prof. Gustav Born eine Fotoausstellung zu Max Born und James Franck im Neubau der SUB gezeigt werden.

In den historischen Beiträgen wird Höhen und Tiefen der Nobelpreisverleihung nachgegangen, ihr Wert und Sinn reflektiert. Dem teilweise erschütternden Beitrag von Mitchell G. Ash über den Nobelpreis und den Nationalsozialismus folgen die fachlichen Darstellungen zum Literatur- (Werner Frick), Friedens- (Ernst Kuper) und Wirtschaftsnobelpreis (Günter Gabisch).

Ulrike Neidhöfers Bericht über den Industriellen Alfred Nobel bringt mit der Dynamitfabrik in Krümmel zugleich ein fast vergessenes Stück norddeutscher Regionalgeschichte wieder ins Bewusstsein.

Der Facettenreichtum des wissenschaftlichen Beiprogramms macht den Erkenntniswert reflektierender Wissenschaftsgeschichte deutlich; das Göttinger Nobelpreiswunder wird als Ergebnis des Zusammenspiels ziel-

gerichteter wissenschaftspolitischer Entscheidungen in Berlin mit dem Engagement bedeutender Personen in Göttingen erkennbar. Erwähnt sei hier nur Max Borns beispielhafte Berufungsverhandlung zu Gunsten auch von James Franck, mit der er eine wesentliche personelle Grundlage für das „goldene“ Zeitalter der Göttinger Physik gelegt hat.

Die große Resonanz der Ausstellung, die sich über den Besucherstrom hinaus in Beiträgen der überregionalen Presse ebenso spiegelte wie in der Nobelpreisträgerserie des Göttinger Tageblattes, hat hoffentlich in Universität und Stadt auch das Selbstbewusstsein gestärkt, das notwendig sein wird, um im zunehmend härter werdenden Verteilungskampf um die personellen und finanziellen Ressourcen wissenschaftlicher Forschung bestehen und exzellente Wissenschaft am Standort Göttingen an immer neue Studierendengenerationen weitergeben zu können.

Göttingen, im Februar 2004

A handwritten signature in cursive script, reading "Elmar Mittler".

Dr. Dr. h. c. Elmar Mittler

Professor für Buch- und Bibliothekswissenschaft

Direktor der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Alfred Nobel und sein Vermächtnis

Fritz Paul

1. Mythos Nobelpreis

Wikinger plünderten und verheerten im Jahre 793 auf barbarische Weise das nordostenglische Kloster Lindisfarne. Mit diesem brutalen Akt trat Skandinavien zum ersten Mal in den Horizont der europäischen Geschichte und erregte in der ganzen „Christenheit Aufsehen und Abscheu“.¹ Der Geruch des Barbarischen verflüchtigte sich erst nach und nach. Später wurden die Nordmänner in den von ihnen eroberten Gebieten – sie reichten von Britannien über die Normandie bis nach Sizilien – so assimiliert, dass von ihnen so gut wie nichts im kulturellen Gedächtnis der europäischen Welt haftet, sieht man einmal von zahlreichen Orts- und Personennamen und einigen Runeninschriften ab. Ebenso folgenlos blieb die Entdeckung Amerikas im Jahre 1000 durch den Isländer Leif Eriksson.

Der zweite wirkungsmächtige Auftritt auf der Bühne der europäischen Geschichte erfolgte im Rahmen des zeitweiligen Aufstiegs Schwedens zur europäischen Großmacht. König Gustav Adolf hatte nichts Geringeres im Sinn, als aus religiösen und machtpolitischen Gründen ein dauerhaftes Bündnis aller Fürsten evangelischer Konfession unter seiner Führung zu schmieden, ein Projekt, das spätestens durch seinen Tod in der Schlacht von Lützen zunichte gemacht wurde. Anders als bei den Wikingern hielten die politischen und kulturellen Folgen der schwedischen Großmachtstellung aber doch noch einige Zeit an. Bis 1815 gab es schwedische Territorien auf deutschem Boden, und die Universität Greifswald erinnert sich bis heute ausdrücklich und gern an ihre schwedische Vergangenheit.

Seine Großmachtstellung hatte Schweden längst verloren, als es im späten 19. Jahrhundert – zusammen mit den anderen skandinavischen Län-

1 Arthur Erwin Imhof: Grundzüge der nordischen Geschichte. Darmstadt 1970, S. 27.

dern – schlagartig erneut in Erscheinung trat. Nun aber nicht mehr als militärische, sondern als kulturelle Größe, und dies in einem Maße, das in keinem Verhältnis zur Zahl seiner Bevölkerung stand. Kaum jemand hätte damals den enormen Aufschwung prophezeien können, den die skandinavischen Kulturen, insbesondere die Literaturen, nach 1880 in Deutschland und in der ganzen Welt erleben sollten, und der ihnen zeitweilig die Funktion von Leitkulturen zuwies.² Sie füllten nämlich, zusammen mit der französischen und russischen Literatur, eine Leerstelle aus, die von der deutschen zunächst nicht mehr zu füllen war. Während die französischen und russischen Dichter – allen voran Zola, Dostojewski und Tolstoi – die Hauptgattung der Epoche, nämlich den Roman, pflegten, ist die Übersetzungs- und Rezeptionsgeschichte Skandinaviens untrennbar mit dem Drama und der Theatergeschichte verbunden. Das moderne Drama nahm bei Henrik Ibsen (1828-1906) und August Strindberg (1849-1912) seinen Ausgang, und die Welttheatergeschichte der letzten hundert Jahre wäre ohne Ibsen und Strindberg und ihre Bühnenerfolge in Deutschland und vielen anderen Ländern – nicht zuletzt in maßstabsetzenden Inszenierungen von Max Reinhardt bis Peter Stein – anders verlaufen. Diese kulturelle und auch wissenschaftliche Blüte war – in Verbindung mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der Gründerzeit – der geistige Humus, in dem die von Alfred Nobel gestifteten Nobelpreise ihren Nährboden und damit auch ihren Ausgangspunkt fanden.³

Obwohl die skandinavischen Länder heute kaum mehr zum Ensemble der Leitkulturen gerechnet werden können, richtet sich doch einmal im Jahr der Blick der Welt besonders intensiv auf Schweden und Norwegen, und zwar im Herbst. Dann nämlich haben die Nobelpreiskomitees ihre Kür der neuen Preisträger abgeschlossen. Herbstzeit gleich Nobelpreiszeit. Die Erwartungen sind kurz vor der Namensverkündung hoch, nicht nur in den Dichterstuben und Feuilletonredaktionen, sondern auch in den natur- und wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsinstituten vieler Länder. Selten nur werden sie bestätigt, meist jedoch – der Natur der Sache nach – enttäuscht. Nur einer kann gewinnen. Wenn schließlich der schwe-

2 Vgl. Fritz Paul: Deutschland – Skandinaviens Tor zur Weltliteratur, in: Wahlverwandtschaft. Skandinavien und Deutschland 1800 bis 1914. Hrsg. von Bernd Henningsen u. a. Berlin 1997, S. 193-202.

3 Vgl. Fritz Paul: Preise mit Sprengkraft. Skandinavien und seine Nobelpreise. Vortragsabend mit der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen im Niedersächsischen Landtag am 11. November 1999. Hannover 2000 (Schriftenreihe des Niedersächsischen Landtages; Heft 38).

dische König – oder für den Friedensnobelpreis ein Repräsentant des norwegischen Parlaments – am Todestag Alfred Nobels (10. Dezember) in einer glanzvollen Zeremonie die Preise überreicht, entsagen selbst die berühmtesten Dichter und Wissenschaftler für einige Stunden ihrem habituellen Nonkonformismus und unterwerfen sich der Etikette und dem Frackzwang. Und wenn dieser Akt anlässlich der abendlichen Fernsehnachrichten in die Wohnzimmer aller Welt flimmert, dann ist damit zugleich die *communis opinio* der wissenschaftlichen, literarischen und politischen Welt ausgedrückt, dass es sich hier um die herausragendsten und vornehmsten Preise handelt, die heute jemand in unseren Gesellschaften erringen kann. Die weltweite Anteilnahme signalisiert zugleich auch, dass das Sozialprestige dieser Preise kaum überboten werden kann, wobei in einer Art zirkulärer Wirkung die öffentliche Wahrnehmung und das Medieninteresse dieses Prestige weiterhin erhalten oder gar noch steigern. Der Nobelpreis generiert seinen eigenen Mythos.

Einer/m Nobelpreisträger/in öffnen sich alle Türen. Er oder sie steht plötzlich an der Spitze seiner/ihrer Disziplin. Jede Nation, jeder Kultur- oder Wissenschaftsminister, jede Universität oder Akademie und jede Stadt schmückt sich gern mit den Laureaten, und die Auszeichnung wie deren öffentliche Wahrnehmung bringen auch den Preisträgern weitere Zinsen in Form von Ruhm und Ehre, aber durchaus auch von materiellem Mehrwert. Bei Literaturnobelpreisträgern schlägt sich die Wertschätzung in höheren Auflagen und Neuübersetzungen ihrer Werke nieder, oder wie es das *Göttinger Tageblatt* formulierte: „Nobelpreis bringt Umsätze und Maschinen auf Touren“,⁴ wobei der Göttinger Steidl-Verlag nach Bekanntgabe der Nobelpreisverleihung an seinen Autor Günter Grass dessen Werke zunächst sogar kontingentieren musste. Bei Naturwissenschaftlern zeigen sich die Folgewirkungen der Preisverleihung in glanzvollen Rufen oder Bleibeangeboten und einer besonders guten Ausstattung ihrer Institute. Damit verbunden ist freilich nicht selten auch eine überzogene Erwartungshaltung hinsichtlich der Kompetenzen der Laureaten in ihrem Fachgebiet und oft auch darüber hinaus.

Diese ungemaine, öffentliche und weltweite Wertschätzung verblüfft bis heute gerade den Skandinavienkenner, zumal sie häufig mit ungemainer, öffentlicher und weltweiter Kritik an vermeintlichen oder tatsächlichen Fehlentscheidungen der jeweiligen Jury Hand in Hand geht. Dies gilt insbesondere für den Literatur- und den Friedenspreis.

4 Göttinger Tageblatt, 9.10.1999, S. 9.

2. Das philanthropische Vermächtnis eines Misanthropen

Als der greise Alfred Nobel, der durch die Erfindung des Dynamits reich geworden war,⁵ 1895 sein Testament mit der Nobelstiftung niederlegte, war an eine solche Entfaltung der Nobelpreise zum Weltformat überhaupt noch nicht zu denken gewesen. Nobel hatte die endgültige Fassung seines Testaments ein Jahr vor seinem Tod in Paris auf einem einzigen Blatt Schreibpapier niedergelegt und darin verfügt, dass die Hauptmasse seines riesigen Vermögens in eine Stiftung eingebracht werden solle. Das in sicheren Wertpapieren angelegte Kapital solle „einen Fonds bilden, dessen Zinsen alljährlich als Preise unter diejenigen zu verteilen sind, die im verflossenen Jahre der Menschheit zum größten Nutzen gereicht haben“,⁶ und zwar auf den Gebieten Physik, Chemie, Physiologie oder Medizin, Literatur und Friedensarbeit. Seine Familienangehörigen hatte der unverheiratet gebliebene Nobel nur mit vergleichsweise geringen Legaten bedacht, da er die Auffassung vertrat, „daß große ererbte Vermögen ein Unglück sind, die nur zur Abstumpfung des Menschengeschlechtes führen“.⁷

In der Rezeptionsgeschichte dieses Preises wurde und wird bis heute der zählleibige Topos tradiert, Alfred Nobel habe ein schlechtes Gewissen gehabt wegen seiner Munitionsherstellung und wegen der durch seine Sprengstoffe erst möglich gewordenen Vernichtungskriege großen Ausmaßes. Als Kompensation habe er die Stiftung errichtet und dabei insbesondere den Friedenspreis vorgesehen. Das ist völlig ahistorisch und auch akausal gedacht. Nobel hatte kein schlechtes Gewissen wegen seiner Erfindungen. In dieser Hinsicht war er ein typischer Vertreter jener Erfinder- und Unternehmergeneration der Gründerzeit, welche die industrielle Revolution des 19. Jahrhunderts zum Abschluss gebracht hatte. Zudem war

5 Zur Biographie Nobels: Erik Bergengren: Alfred Nobel. Eine Biographie. Mit einem Anhang: Die Nobel-Institutionen und die Nobel-Preise von Nils K. Ståhle. München 1965. – Nils K. Ståhle: Alfred Nobel und die Nobelpreise. Stockholm 2. rev. Auflage 1989. – Kenne Fant: Alfred Nobel: Idealist zwischen Wissenschaft und Wirtschaft. Berlin 1995. Taschenbuchausgabe: Frankfurt 1997. – Lundström, Ragnhild: „Nobel, Alfred Bernhard“, in: Svenskt biografiskt lexikon. Bd. 27. Stockholm 1990-91, S. 97-109.

6 Statuten der Nobel-Stiftung. Stockholm 1901, S. 3. – Es erfolgten später mehrfach geringfügige Anpassungen der Statuten. Diese neueren Fassungen liegen nicht in autorisierter deutscher Übersetzung, sondern nur im schwedischen Original und in autorisierter englischer Übersetzung vor: Nobelstiftelsens grundstadgar jämte sårskilda bestämmelser angående prisutdelningen. Stockholm: Nobelstiftelsen 1994. – Statutes of the Nobel Foundation. Stockholm: Nobelstiftelsen 1994.

7 Zit. nach: Tore Frångsmyr: Alfred Nobel. Stockholm 1997, S. 26.

er der Auffassung, dass der Krieg „durch die Fortschritte der Waffentechnik dereinst an sich selbst zu Grunde gehen würde“.⁸ Zweifellos hat Nobel bei dieser Einschätzung, die entfernt an die atomare Abschreckungsdoktrin des kalten Krieges erinnert, das Zerstörungspotential seiner Sprengstoffe falsch eingeschätzt: Letzteres war zwar enorm, hat aber gleichwohl die beiden Weltkriege nicht verhindert. Der kosmopolitisch gesinnte Nobel hatte aber auch deshalb kein schlechtes Gewissen, weil er sich seit langem als Kriegsgegner verstand und in späten Jahren durch seine Freundschaft mit der Wienerin Berta von Suttner, die nach seinem Tod als erste Frau den Friedensnobelpreis für das Jahr 1905 erhielt, zum dezidierten Pazifisten geworden war. Nobel, der unter Depressionen litt, und dem Suizidgedanken nicht fremd waren, war ein Einzelgänger, der sich selbst als ambivalente Natur betrachtete:

„Ich bin ein Misanthrop, jedoch äußerst wohlwollend, habe eine Menge Schrauben locker und bin ein Superidealist, der Philosophie besser verdaut als Essen.“⁹

Unter der Maske des Misanthropen verbarg er also jene philanthropischen Neigungen, die sich in der Testamentsformel vom „größten Nutzen für die Menschheit“ niederschlugen und die am Ende zur Stiftung der Nobelpreise führten.

3. Alfred Nobel: Autodidakt, Idealist, Kosmopolit

Alfred Nobel, geboren am 21. Oktober 1833, stammte aus einer schwedischen Familie aus dem Ort Nöbbelev in Schonen, die ihren Namen im 17. Jahrhundert zeitgemäß in „Nobelius“ latinisiert hatte. Später fiel die lateinische Endung weg, es galt aber unter dem Einfluss der französischen Kultur als vornehm, den Namen mit Akzent auf der zweiten Silbe auszusprechen: Nobél, auch wenn der Akzent im Schriftbild fehlt. Die meisten Skandinavier sagen freilich bis heute: Nóbél, und auch das gilt nicht als falsch.

Nobel kam als Neunjähriger nach Sankt Petersburg, wo er seine Jugend verbrachte. Der Vater hatte dort – nachdem er in der schwedischen Heimat in Konkurs gegangen und 1837 vor den Gläubigern geflohen war – eine Werkstatt für Tretminen und Geschütze gegründet und machte als Lieferant für die russische Armee gute Geschäfte. „Besonders während des Krimkrieges von 1853 bis 1856 florierten die Geschäfte durch Staatsauf-

8 Carl Wallach: Der Nobelpreis. Die Nobelstiftung. Das Leben und Wirken ihres Begründers Alfred Nobel. Berlin 1950, S. 48.

9 Zit. nach Frängsmyr, S. 26.

träge.“¹⁰ Nach den Boomjahren des Krimkrieges kam es allerdings zum nächsten Konkurs.

Der Sohn Alfred bekam – wie auch seine drei Brüder – Privatunterricht, lernte fünf Sprachen und war vor allem von der Chemie so fasziniert, dass seine Leidenschaft frühzeitig chemischen Experimenten galt. Als Forscher und Erfinder war Nobel Autodidakt. Darauf hat er später auch immer wieder hingewiesen. Er hat sich sogar als solcher bewusst stilisiert, etwa in seiner einzigen autobiographischen Kurzdarstellung, die er anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Uppsala (1893) verfasste:

„Unterzeichneter ist am 21. Oktober 1833 geboren, hat sich seine Kenntnisse im Privatunterricht erworben, ohne eine höhere Schule durchzumachen; er hat sich besonders auf dem Gebiet der angewandten Chemie betätigt durch Ausarbeitung von Sprengstoffen, die unter dem Namen Dynamit, Sprenggummi und rauchloses Pulver, Ballistit und C 89 genannt, bekannt sind. Ist seit 1884 Mitglied der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften, ferner Mitglied der Royal Institution in London und der Société des Ingénieurs Civils in Paris. Ist seit 1880 Ritter des Nordstjärneordens. Hat den Offiziersrang der Ehrenlegion. Gedruckt herausgegeben: nur ein Vortrag in englischer Sprache, der mit einer Silbernen Medaille belohnt wurde.“¹¹

Man geht sicher nicht fehl, Nobels Autodidaktentum mit seiner Hochschätzung der an den Universitäten und Akademien gepflegten Naturwissenschaften in Beziehung zu setzen und die Stiftung der Preise auch als Kompensationsakt zu sehen. Auf diese Weise konnte er *post mortem* jenen Einfluss auf die akademisch geprägten Naturwissenschaften nehmen, der ihm zu Lebzeiten aufgrund mangelnder Ausbildung – modern würde man sagen: fehlender Zugangsvoraussetzungen – nicht möglich war. Das Vertrauen, das er in die für die Auswahl der Preisträger vorgesehenen Institutionen setzte, drückte sich auch in der womöglich etwas naiven Erwartung aus, jene würden befähigt und in der Lage sein, diejenigen Forscher ausfindig zu machen, welche die jeweils „wichtigste Entdeckung oder Erfindung“ auf den Gebieten der Physik, Chemie oder Medizin gemacht hätten. Noch idealistischer und in gewisser Weise noch unerfüllbarer erscheint freilich die an das norwegische *Storting* gerichtete Erwartung, diejenigen benennen zu können, „welcher am meisten oder am besten für die

10 Sophie Kratsch-Lange: „Europas reichster Vagabund“. Alfred Nobel und die Geschichte des Nobelpreises, in: Kultur & Technik IV/2001, S. 10-17.

11 Zit. nach Wallach, S. 42.

Verbrüderung der Völker und die Abschaffung oder Verminderung der stehenden Heere sowie für die Veranstaltung und Förderung von Friedenskongressen gewirkt hat“.¹²

In all diesen Formulierungen und Postulaten drückt sich Nobels ausgeprägter, bereits in der St. Petersburg Jugendzeit entwickelter Kosmopolitismus aus, der auch in der angestrebten internationalen Reichweite der Nobelpreise seinen Ausdruck fand:

„Es ist mein ausdrücklicher Wille, daß bei der Preisverleihung keinerlei Rücksicht auf die Nationalität genommen werden darf, so daß also nur der Würdigste den Preis erhält, er sei ein Skandinavier oder nicht.“¹³

Zwar sind die Skandinavier hier ausdrücklich als Sonderklasse hervorgehoben (und in der älteren Geschichte der Nobelpreisvergabe auch deutlich überproportional vertreten), aber mit dieser Festlegung auf die internationale Ausrichtung der Preise ist doch der wesentliche Grund für die spätere internationale Reputation zu sehen. Ein zweiter ist die beträchtliche Höhe des Preises, die soziales Ansehen stiftet. Der dritte, besonders seit dem ersten Weltkrieg wirksame, ist die politische Neutralität Schwedens, die vielfach auch als Garant für die Neutralität bei der Beurteilung der eingereichten Preisträgervorschläge betrachtet wurde. Ich bin der Auffassung, dass ohne die internationale Wahrnehmung der „neutralen“ Preisrichterfunktion schwedischer Institutionen im Rahmen der Nobelpreisvergabe die selbstgewählte, manche sagen auch angemäße, Rolle des demokratisch-sozialen Musterlandes Schweden als „Gewissen“ der Welt in den sechziger und siebziger Jahren, insbesondere während des Vietnamkrieges, nicht möglich gewesen wäre.

Man könnte meinen, dass Nobel, der Kosmopolit, das Zeitalter der Globalisierung antizipiert oder gar vorausgesehen hätte. Und es ist wohl auch kein Zufall, dass er sein Testament im gleichen Jahre geschrieben hat, in dem die ersten Olympischen Spiele der Neuzeit stattgefunden haben, mit ähnlich kosmopolitischen Wettbewerbsideen, wenn auch auf ganz anderen Gebieten. Mit diesen Wettbewerbsideen scheint eine eigentlich recht „amerikanische“ Vorstellung verknüpft zu sein, man könne ohne weiteres den weltbesten Physiker, Chemiker, Mediziner oder Dichter ausfindig machen. Sie haben womöglich auch jene inspiriert und beflügelt, die sich anschicken, die schönste Frau oder den besten Schlagersänger Amerikas, Europas oder der Welt mit der gleichen Selbstverständlichkeit zu ermitteln, mit der man die Leistungen des weltbesten Läufers, Diskuswerfers

12 Statuten der Nobel-Stiftung, S. 3.

13 Ibid. S. 3.

oder Skispringers feststellen kann. Dabei geht es meist nicht nur um Ruhm und Ehre, sondern – wie bei den Nobelpreisen – oft auch um erhebliche finanzielle Vorteile.

Als nämlich Alfred Nobel 1896 starb, waren 355 Patente auf seinen Namen eingetragen und 90 Fabriken in 20 Ländern in seinem Besitz. Die Stiftung verfügte nach Abzug einiger Legate und Schulden über 31 Millionen schwedische Kronen (nach heutigem Wert etwa 1,5 Milliarden Kronen bzw. 160 Millionen Euro), die sich im Laufe der Jahre vervielfachten. Für den Einzelpreis wurden bei der erstmaligen Preisverleihung 1901 150000 Kronen ausgeschüttet, ein für die damalige Zeit sehr hoher Betrag. Im letzten Jahr (2001) lag die Höhe eines ungeteilten Preises bei 10 Millionen Kronen (1,1 Millionen Euro). Das ist nicht wenig! Zusätzlich gibt es noch den 1969 von der Schwedischen Reichsbank errichteten Fonds. Aus diesem wird der von ihr gestiftete „Preis für Ökonomische Wissenschaften in Erinnerung an Alfred Nobel“ („Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften“) dotiert, der ebenfalls in die Obhut der Nobelstiftung gegeben wurde. Auf diesen soll im folgenden ebenso wenig eingegangen werden, wie auf den sog. „Alternativen Nobelpreis“ für „eine richtige, verantwortungsvolle Lebenshaltung“, der 1980 von dem schwedisch-deutschen Schriftsteller Jakob von Uexküll gestiftet wurde.

4. Die Auswahl der Preisträger

Nobel hatte sein Testament ohne den Beistand von Rechtsanwälten geschrieben, da er diese als „Formalitätsparasiten“ verachtete.¹⁴ Entsprechend undeutlich und interpretationsbedürftig waren seine Bestimmungen zur Vergabe der Preise.¹⁵ Einzelne sind es bis heute, obwohl die Durchführungsmodalitäten, insbesondere über die Verwaltung der Mittel, die Verfahren bei der Bestimmung der Preisträger und die Teilung der Preise, in den Statuten der Nobelstiftung festgelegt und nach der Genehmigung im Jahre 1900 durch den schwedischen König Oscar II. bei allen Preisverleihungen angewendet wurden.

Die Preise für Physik und Chemie sollten von der *Kgl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften (Kungl. Vetenskapsakademien)* verliehen werden, der Preis für Physiologie oder Medizin vom *Kongl. Karolinska Medico Chirurgiska Institutet* in Stockholm (einer Medizinischen Hochschule; in

14 Ernst Meier: Alfred Nobel, Nobelpreisstiftung, Nobelpreise. Berlin 1954, S. 58.

15 Zur Geschichte des Testaments und seiner Bestimmungen vgl. Ragnar Sohlmann: The Legacy of Alfred Nobel. The Story Behind the Nobel Prizes. London 1983. – Schwed. Originaltitel: Ett testamente. Stockholm 1950.

Stockholm gab es zu dieser Zeit keine Universität); der Preis für Literatur von der *Schwedischen Akademie* (*Svenska Akademien*; Nobel hatte undeutlich von der „Akademie zu Stockholm“ gesprochen¹⁶), „während der Friedenspreis von einem vom norwegischen Parlament eingesetzten Komitee ausgewählt werden soll, da Schweden und Norwegen von 1814 bis 1905 in einer Union verbunden waren“.¹⁷

In der publizistischen Öffentlichkeit und selbst in gängigen Konversationslexika werden diese Institutionen ständig verwechselt, und es wird daher bis heute erheblicher Unsinn über die Preisverleihung geschrieben. So lässt der Brockhaus noch 1991 die Literaturnobelpreise von einer nicht-existierenden „Kgl. Schwedischen Akademie der Künste“ verleihen,¹⁸ und man kann selbst in seriösen Blättern lesen, dass die *Kgl. Schwedische Akademie der Wissenschaften* soeben den Nobelpreis für Literatur verliehen habe oder umgekehrt, dass die *Schwedische Akademie* die Nobelpreise (Plural) verleihe.

Die *Kgl. Schwedische Akademie der Wissenschaften* ist eine im Jahre 1739 gegründete, trotz ihres universalen Namens rein naturwissenschaftliche Akademie, die aufgrund ihrer Ausrichtung für die Nobelpreise für Physik und Chemie – neuerdings auch für Wirtschaftswissenschaften – zuständig ist. Sie kann auf so berühmte Namen wie Carl von Linné, den Erfinder der bis heute gültigen binären botanischen Nomenklatur, oder Anders Celsius verweisen, auf den unsere hundertteilige Thermometerskala zurückgeht.

Die *Schwedische Akademie* wurde 1786 von dem literatur- und theaterbesessenen König Gustav III. (einem Neffen Friedrichs d. Gr., der selbst Operntexte verfasste und mit seiner spektakulären Ermordung im Theater noch im Tod das Sujet für eine berühmte Oper – die Urfassung von Verdis *Maskenball* – lieferte) nach dem Muster der *Académie française* gegründet und darf nicht mit den wissenschaftlichen Akademien Schwedens verwechselt werden. Da die Aufgabenstellung weitgehend dem französischen Vorbild entsprach, war von Anfang an das Wirken für die „Reinheit, Stärke und Hoheit der schwedischen Sprache“ als zentrale Aufgabe hervorgehoben. Die international beachtete Hauptfunktion der *Schwedischen Akademie* ist heute aber ohne Zweifel die der „Jury“ bei der jährlichen Vergabe des Nobelpreises für Literatur. Als „Sprachhüterin“ der Nation nimmt sie in die exklusive Reihe ihrer auf Lebenszeit gewählten achtzehn Mitglieder (in Schweden kennt jeder den altertümlich-pompösen Ausdruck: *De Ader-*

16 Statuten der Nobel-Stiftung, S. 3.

17 Frängsmyr, S. 28.

18 Brockhaus Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden. 19. völlig neu bearb. Aufl. Bd. 15. Mannheim 1991, S. 644.

ton; Die Achtzehn) keine Ausländer auf. Die schwedischen Dichter und Geisteswissenschaftler sind unter sich, und man kann aus dieser erlauchten Runde auch nicht austreten. Die Schriftstellerin Kerstin Ekman, geb. 1933, machte diese Erfahrung, als sie wegen des ihrer Meinung nach unwürdigen Taktierens der Akademie im Falle Salman Rushdies ihren Austritt erklärte und feststellen musste, dass der Platz bis zu ihrem Tode vakant bleiben wird.

Die eigentliche geisteswissenschaftliche Akademie Schwedens, die ebenfalls 1786 von Gustav III. gegründete *Kgl. Akademie der Literatur, Geschichts- und Altertumsforschung (Kongl. [Kungl.] Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien)* zu Stockholm, hat mit der Nobelpreisverleihung überhaupt nichts zu tun und ist daher auch nur in Gelehrtenkreisen bekannt.¹⁹

Trotz der internationalen Ausrichtung des Nobelpreises und des damit verbundenen globalen Anspruchs sind gerade beim mehrfach geänderten und keineswegs für alle Preise einheitlichen Nominierungsrecht deutliche skandinavische Präferenzen zu beobachten. So sind beispielsweise vorschlagsberechtigt bei den Nobelpreisen für Physik und Chemie (ähnliches gilt für die Medizin): Die Mitglieder der jeweiligen Akademie und anderer Akademien; ehemalige Preisträger; Professoren der Physik und Chemie an skandinavischen Universitäten; Inhaber entsprechender Lehrstühle in anderen Ländern aus mindestens sechs Universitäten, die von der Akademie der Wissenschaften ausgewählt werden sowie andere von der Akademie als qualifiziert angesehene Wissenschaftler. Im Gegensatz dazu ist das generelle Nominierungsrecht für den Literaturpreis nicht auf skandinavische Universitätsprofessoren beschränkt, sondern auf die Professoren der Literatur- und Sprachwissenschaft der ganzen Welt ausgeweitet worden. Hinzu kommen die Präsidenten derjenigen Schriftstellerverbände, die für das jeweilige Land als repräsentativ gelten.

5. Auswahlkriterien und „Nominierungsgeschichte“ (Beispiel: Nobelpreis für Literatur)

Es ist nahezu unmöglich, historisch-quellenkritisch über die Nobelpreisverleihungen zu schreiben, da die Originalarchive schwer zugänglich und

19 Einzelheiten bei Fritz Paul: „Für den deutschen Forscher ist Scandinavien klassischer Boden“. Jacob und Wilhelm Grimm als Mitglieder der Schwedischen Vitterhetsakademi, in: *Waltende Spur. Festschrift für Ludwig Denecke zum 85. Geburtstag*. Hrsg. von H. Rölleke. Kassel 1991, S. 130-135 (Schriften der Brüder Grimm-Gesellschaft Kassel; Bd. 25).

die Akten mit rigiden Sperrfristen belegt sind. Dies ist umso misslicher, als die einzelnen Nobelkomitees aufgrund der Nominierungen und Gutachten sowie mit Hilfe zahlreicher Informationskanäle und Kontaktpersonen wahrscheinlich über das weltweit beste Informationsnetz ihrer jeweiligen Gebiete verfügen. Allein die Struktur und Funktion dieser Netzwerke wären ein reizvoller Gegenstand für kultur- und wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen. Wegen der Unzugänglichkeit der Quellen schöpfen aber die meisten Veröffentlichungen aus Sekundärquellen, in denen Fakten und Meinungen vermischt sind. Dies gilt auch für die große Zahl der auf biographische und bibliographische Informationen beschränkten Nobelpreisträgerlexika.²⁰

Denn oft ist die Geschichte der Preisverleihungen von deren Rezeptionsgeschichte kaum mehr zu trennen. Im Grunde genommen gibt es eine verlässliche Darstellung nur für den Nobelpreis für Literatur, die Kjell Espmark 1986 unter dem Titel *Det litterära Nobelpriset. Principer och värderingar bakom besluten*²¹ herausgegeben hat. Eine deutsche Übersetzung erschien wenig später unter dem Titel *Der Nobelpreis für Literatur. Prinzipien und Bewertungen hinter den Entscheidungen*²² bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. Espmarks Werk bildet die große Ausnahme.²³ Der Ver-

-
- 20 Z. B. Harenberg Lexikon der Nobelpreisträger. Alle Preisträger seit 1901. Ihre Leistungen, ihr Leben, ihre Wirkung. Dortmund 1998; Brockhaus. Nobelpreise. Chronik herausragender Leistungen. Hrsg. von der Lexikonredaktion des Verlags F. A. Brockhaus, Mannheim. Mannheim 2001; Bernhard Kupfer: Lexikon der Nobelpreisträger. Düsseldorf 2001; Laylin K. James (Hrsg.): Nobel Laureates in Chemistry 1901-1992. American Chemical Society 1993 (History of Modern Chemical Sciences); Daniel M. Fox u. a. (Hrsg.): Nobel Laureates in Medicine or Physiology. A Biographical Dictionary. New York 1990 (Garland Reference Library of the Humanities: Bd. 852). Weitere Bände in dieser Reihe: Nobel Laureates in Economic Sciences, in Literature, in Physics, in Chemistry, in Peace.
- 21 Kjell Espmark: *Det litterära Nobelpriset. Principer och värderingar bakom besluten* (Svenska Akademien 200 år). Stockholm 1986. – Neu bearbeitete und aktualisierte Fassung unter dem Titel: *Litteraturpriset: hundra år med Nobels uppdrag*. Stockholm 2001.
- 22 Kjell Espmark: *Der Nobelpreis für Literatur. Prinzipien und Bewertungen hinter den Entscheidungen*. Aus dem Schwedischen von Ruprecht Volz und Fritz Paul. Mit einem Nachwort von Fritz Paul. Göttingen 1988. – Im Folgenden wird nach dieser Ausgabe zitiert.
- 23 Beschränkter Zugang zu den Nobelarchiven, d. h. zu den Preisfindungsakten in den Fächern Physik und Chemie der Jahre 1901 bis 1929 hatte zudem ein Forscherteam der Universität Bielefeld. Vgl. Peter Küppers, Peter Weingart, Norbert Ullitzka: *Die Nobelpreise in Physik und Chemie 1901-1929. Materialien zum Nominierungsprozess*. Bielefeld 1982.

fasser, geb. 1930, war als Dichter, Professor für Literaturwissenschaft *und* Mitglied der *Schwedischen Akademie* geradezu prädestiniert, dieses Buch im Auftrag der Akademie zu deren zweihundertjährigem Jubiläum zu schreiben.²⁴ Als Professor für Literaturwissenschaft an der Universität Stockholm seit 1978 kennt er das Geschäft des literarischen Interpretierens und Bewertens, der literaturgeschichtlichen und literaturkritischen Darstellung von der wissenschaftlich-professionellen Seite her. Zugleich ist er ein angesehener Lyriker, Essayist und Romancier. Das garantiert Vertrautheit mit den „Produktionsbedingungen“ von Literatur oder, wie man früher altmodischer und vielleicht richtiger gesagt hat, mit dem, was Dichten und Dichtung bedeutet, bis hin zu jenen rätselhaften Winkeln und geheimnisvollen Abgründen, die Poesie seit jeher als Abweichung von Alltagsnormen ausgezeichnet haben. Nicht zuletzt aber ist er, natürlich wegen seiner Qualitäten als Dichter und Literaturprofessor, der die verschiedenen Stillagen von der hermetischen Lyrik bis zur sachlichen, aber gleichwohl eleganten Wissenschaftsprosa beherrscht, seit 1981 Mitglied des berühmten Clubs „der Achtzehn“, der altehrwürdigen Schwedischen Akademie. Als Akademiemitglied hatte er nicht nur Zugang zu allen Archivmaterialien, die gewöhnlichen Sterblichen verschlossen bleiben, also zu den Vorschlägen aus aller Welt, den Expertisen von Sachverständigen, den Gutachten der Komiteemitglieder sowie den daraus resultierenden Beschlüssen der Akademie, sondern er konnte aus Quellen schöpfen, die in seinem Buch gar nicht nachgewiesen werden, auch nicht nachweisbar und gleichwohl unschätzbar sind. Dies betrifft die Teilnahme an der Tradition, an der Atmosphäre dieser Akademie, an den im Lauf von beinahe einem Jahrhundert herausgebildeten Verfahren und Regularien der Preisvergabe, am gemeinsamen kulturellen Wissen und Gedächtnis dieser Sozietät und der damit verbundenen Möglichkeit, all dies als Erinnerungtes im Gespräch mit älteren Mitgliedern zu erfahren und aufzuarbeiten. Nicht zuletzt diese Archäologie *sui generis* hat dazu beigetragen, dass aus dem Auftragswerk ein außergewöhnliches Buch geworden ist. Als Dichter *und* Literaturprofessor verkörperte Espmark zudem *in persona* beide Seiten der Akademie, die sprachschöpferische und die geisteswissenschaftliche. In dieser Doppelfunktion und zudem noch als Mitglied des Nobelpreiskomitees hat er maßgeblichen Einfluss auf die Entscheidungen über die Preisträger. Trotz dieser optimalen Voraussetzungen befindet sich selbst dieser Verfasser in der Rolle des gefesselten Tigers, der bei weitem nicht das leisten kann, was aufgrund der Materiallage möglich wäre:

24 Vgl. Fritz Paul: Kulturelles Gedächtnis und literarische Innovation. Ein Nachwort, in: Kjell Espmark: Der Nobelpreis für Literatur, S. 206-216.

„Ein hinderlicher Umstand ist die strenge Schweigepflicht, die mir zwar den Zugang zu dem ganzen Material ermöglichte, nicht aber zuließ, Vorschläge, Gutachten, Briefe, Diskussionen usw. zu zitieren, die jünger als fünfzig Jahre sind. Alles zu sehen, aber einen Knebel zu tragen, ist für einen Forscher eine ebenso fesselnde wie beschwerliche Situation. Ein unmittelbarer Vorteil ist jedoch, nichts wider besseres Wissen sagen zu müssen. Man wird nicht, wie so oft in diesem Bereich, dazu gezwungen, sich auf Vermutungen, Mutmaßungen und Wiedergabe unsicherer Gerüchte einzulassen.“²⁵

Bei der Interpretation des Stifterwillens hilft selbst dieses Wissen nicht weiter. Nobel wollte diejenigen Dichter belohnt wissen, die „das Vorzüglichste in idealistischer Richtung im Gebiete der Literatur geleistet“ hätten.²⁶ Das Deutungsproblem liegt in dem Wort „idealistisch“.²⁷ Nobel verwendet in seinem Testament den unklaren Terminus „idealisk“²⁸ (also „idealisch“), obwohl es das schwedische Wort „idealistisk“ auch gab. Dieser Terminus wurde lange Zeit mit „idealistisch“ interpretiert und in offiziellen Dokumenten, etwa der deutschen Übersetzung der Statuten der Nobelstiftung, so übersetzt. Noch Anders Österling, ein modernistischer Dichter und zugleich der einflussreiche Sekretär der Schwedischen Akademie in den fünfziger Jahren, interpretiert die „vage Formulierung“ im traditionellen Sinn:

„Höchstwahrscheinlich wollte er [Nobel] damit die humanitären und konstruktiven Werke bezeichnen, die auf gleiche Weise wie wissenschaftliche Entdeckungen als ein Dienst an der Menschheit angesehen werden.“²⁹

Erst ein 1964 neu entdeckter Brief des dänischen Literaturkritikers Georg Brandes an den Dichter Henrik Pontoppidan rückt den Terminus in ein anderes Licht. Der Astronom Gustav Mittag-Leffler, ein enger Freund Nobels, habe nämlich die Bedeutung des Begriffs folgendermaßen erläutert: „Er [Nobel] war Anarchist; mit *idealistisch* meinte er das, was eine polemische oder kritische Haltung gegenüber der Religion, der Monarchie, der Ehe und der Gesellschaftsordnung insgesamt einnimmt“.³⁰ Diese In-

25 Espmark, S. 14.

26 Statuten der Nobel-Stiftung, S. 3.

27 Vgl. Wolfgang Klein: „Nobels Vermächtnis, oder die Wandlungen des Idealischen“, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 27 (1997), Sonderheft 107 „Nobelpreis“, S. 6-18; insbes. S. 10ff.

28 Nobelstiftelsens grundstadgar, S. 1.

29 Österling, „Der Preis für Literatur“, S. 144.

30 Elias Bredsdorf: Henrik Pontoppidan og Georg Brandes. Et dokumentarisk redegørelse for brevvexlingen og den personlige kontakt. Kopenhagen 1964, S. 80 [Brief vom

terpretation stimmt zumindest mit Nobels religionskritischer Haltung überein, die von Voltaire, Darwin und Haeckel geprägt wurde. Aber gilt sie auch für die anderen der genannten Felder? „Sollte dies richtig sein,“ erwägt Espmark, „so würde dies die Nobelpreispraxis von Jahrzehnten auf den Kopf stellen“.³¹ Da dies aber eine Information aus dritter Hand sei, die auf Hörensagen beruhe, sei diese nur mit größter Vorsicht zu verwenden. Espmark pflichtet daher einer Aussage Knut Ahnlunds, eines früheren Sekretärs der Akademie, bei: „Diese Deutung muß als Ganzes modifiziert werden; allzu viele Dokumente sprechen eine andere Sprache als das, was Brandes andeutete, aber etwas ist sicher daran“.³²

Wenn man die verschiedenen Phasen und Epochen der Preisverleihung und der damit verbundenen, langsam sich wandelnden Kriterien betrachtet, die Espmark aus dem Material klar und plastisch herausarbeitet, so ist vielleicht am erstaunlichsten, wie dieser Nobelpreis so rasch überhaupt zum angesehensten Literaturpreis der Welt avancieren konnte und nicht ein Preis unter vielen anderen geblieben ist. Dies gilt vor allem für die Anfänge, „die Epoche Wirsén“. Man verrannte sich damals in eine enge Auslegung der nobelschen Stiftungsbestimmungen, insbesondere was die Forderung nach einer „idealistischen Prägung“ der auszuzeichnenden Autoren und Werke anging. Außerdem schritt man mit einer hoffnungslos antiquierten „idealistischen Ästhetik des frühen 19. Jahrhunderts“ zur Beurteilung, welche die zeitgenössische Moderne, insbesondere den Naturalismus und Symbolismus sowie das ganze dekadente *Fin de siècle* zunächst einmal ausschloss. Bezeichnend sind die immer wiederkehrenden Schlüsselwörter und Beurteilungssphrasen, so etwa, wenn dem provenzalischen Dichter Frédéric Mistral, einem der beiden Preisträger von 1904, eine „sonnige Phantasie“, „naive Volkstümlichkeit sowie [...] die taufrische perlende Echtheit der Eingebung“ attestiert werden, womit er freilich nicht bis „zu den Quelladern der tiefen Seelenbewegungen vorstößt“.

Diese verquaste Beurteilungsprosa disqualifiziert aus heutiger Sicht weniger den Kandidaten als vielmehr den (anonymen) Verfasser der Laudatio, die dem damaligen Brauch zufolge von Wirsén, dem allmächtigen Sekretär der Akademie, redigiert wurde. Wirsén konnte zugleich mit seiner Politik der Zuwahl in die Akademie und der Auswahl der Preisträger mehr als ein Jahrzehnt lang die Entscheidungen des Gremiums wenn schon

19. 8. 1911; Übersetzung v. Vf.]. – Vgl. auch: Elias Bredsdorf: Vad menade Nobel med uttrycket „i idealisk riktning“?, in: Bonniers litterära magasin 33 (1964), S. 353f.

31 Espmark S. 12.

32 Ibid.

nicht bestimmen, dann doch wesentlich beeinflussen. Die Folgen dieser „idealistischen“ Wertungskriterien sind bekannt. Nicht nobelpreisfähig waren Tolstoi, Ibsen und schon gar nicht Strindberg, zunächst einmal auch nicht Hauptmann und Maeterlinck, dagegen Sully Prudhomme, Rudolf Eucken und Paul Heyse, Epigonen also, oder wie Eucken, literarisch von recht geringer Bedeutung. Espmark zeigt aber auch deutlich, dass sich die Wertungskriterien, teilweise gegen den Widerstand Wirséns, doch allmählich wandeln, dass der hervorragenden, wenn auch nicht mehr zeitgenössischen Literatur der Moderne verspätet, aber nicht zu spät Gerechtigkeit widerfährt, etwa in der Auszeichnung Maeterlincks 1911 oder Hauptmanns 1912. Dabei hatte die Akademie auch in den Anfangsjahren durchaus einige gute Griffe getan, die noch hundert Jahre später der Beurteilung standhalten: Selma Lagerlöf als erste Frau 1909, Tagore als erster Vertreter des nichteuropäischen Kulturkreises 1913 oder auch Kipling als Vertreter einer einfühlenden Begegnung mit fremden Kulturen 1907.

Die entscheidende ästhetisch-kritische Wende, bei der die Akademie mit den Preisträgern Hamsun, Yeats, Shaw, Thomas Mann und Pirandello den Anschluss ans literarische Weltniveau fand, kam nach dem Ersten Weltkrieg. Diesen hatte die Akademie mit einer strikten „literarischen Neutralitätspolitik“ und „im Geist der vorausgegangenen Zeit“ überstanden, teils mit Nichtverleihungen (1914, 1918), teils im Rückgriff auf Kandidaten aus neutralen Ländern oder gar aus dem eigenen Mitgliederbestand, etwa den Skandinaviern Heidenstam (1916, selbst Mitglied der Akademie), Gjellerup und Pontoppidan (beide 1917) oder dem Schweizer Carl Spitteler (1919; verliehen 1920). Schon damals bildete sich die Vergabe nach „Länderquoten“ heraus, wobei auch kleinere Sprachen und Literaturen gelegentlich und, was Skandinavien anging, auch häufiger zum Zuge kamen.

Nach dem Ersten Weltkrieg ging die Wirsén'sche Epoche langsam zu Ende. Die Vertreter der gemäßigten poetischen Moderne³³ hatten nun plötzlich ein Übergewicht in der Akademie „verstärkt durch Kenner wie Henrik Schück 1913 und Fredrick Böök 1922“, beide jahrzehntelang die Päpste der schwedischen Literaturwissenschaft. Erstaunlicherweise gelten aber nun keineswegs die ästhetischen Normen der poetischen Moderne, sondern weiterhin Wertmaßstäbe in Verbindung „zur klassischen Ästhetik“, ausgedrückt in der „wiederkehrenden Formel“ „der große Stil“. Man kann darin die immanente Kraft der Selbstbeharrung und Selbstbestätigung ei-

33 U. a. die Dichter Selma Lagerlöf, Heidenstam, Karlfeldt (seit 1912 Sekretär der Akademie, 1931 postumer Nobelpreisträger) und Per Hallström (ab 1922 für ein Vierteljahrhundert Vorsitzender des Nobel-Komitees).

ner traditionsreichen Sozietät sehen, die sich als literarisches Gewissen wie als Trägerin des kulturellen Gedächtnisses, jedoch nicht mehr, wie zuvor, als Moralhüterin verstehen mag. Es ist aber nun die Tür offen für die Anerkennung zeitgenössischer literarischer Innovationen und für deren implizite oder explizite Ästhetik. Auch das kulturell „Fremde“ soll nun nach seinen jeweiligen Voraussetzungen beurteilt werden. Vor allem Nobels Forderung nach einer idealistischen Prägung, wird nun nachhaltig anders ausgelegt, wobei freilich die klassizistische Ästhetik noch keinesfalls *ad acta* gelegt ist.

Richtige Entscheidungen fallen daher gelegentlich mit falschen Begründungen, etwa 1929 bei der Auszeichnung für Thomas Mann, der den Preis ausdrücklich nur für die *Buddenbrooks* erhält.³⁴ Damit wird implizit und „sensationell“ der *Zauberberg* disqualifiziert, weil er nicht in die Ästhetik des „großen Stils“ integrierbar erscheint und zudem den Meinungsführern in der Akademie ganz einfach nicht gefällt. Ähnliches gilt für Knut Hamsun, dessen modernistisches Frühwerk bei der Preisverleihung von 1920 völlig ausgeblendet wird.³⁵ Die aus dieser Ästhetik resultierende „Vorliebe für eine ‚einfache‘, der Volksdichtung nahestehende Lyrik macht das Komitee“ zunächst auch „völlig blind für die symbolistischen und modernistischen Strömungen in der Lyrik des 20. Jahrhunderts“, aber auch „gegenüber der subtilen tiefeschürfenden psychologischen Analyse“, wie sie die moderne Romankunst jener Zeit bieten konnte. Mit den Kriterien des „Einfachen“, des „Erhaben-Volkstümlichen“ und schließlich des „Allgemeinmenschlichen Interesses“, verbunden mit dem Abscheu vor Dekadenz, „Unnatur“ und Exklusivität konnten Dichter wie „Stefan George, Hugo von Hofmannsthal, Arno Holz, Paul Valéry, Paul Claudel und Vicente Huidobro abgelehnt“ werden. Zugleich haben diese Kriterien, die verdächtig auf „Bestseller“ ausgerichtet sind, in den dreißiger Jahren einige der in der Geschichte des Nobelpreises umstrittensten Verleihungen zur Folge: Sinclair Lewis, 1930; John Galsworthy, 1932; vor allem aber die „Pfuscharbeit“ mit der Preisverleihung an Pearl S. Buck im Jahre 1938. Dieser Tiefpunkt wurde zwar nicht mehr mit Margaret Mitchell und deren Bestseller

34 Vgl. zur Nobelpreiskandidatur deutscher Schriftsteller: Christoph König: „Vor dem Gerichtshof über Weltliteratur“. Zu Versuchen, deutschen Dichtern den Nobelpreis zu verschaffen, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 27 (1997), Sonderheft 107 „Nobelpreis“, S. 40-52.

35 Vgl. Walter Baumgartner: „Segen der Erde“ im Kampf gegen den „Bolschewismus der Poesie“, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 27 (1997), Sonderheft 107 „Nobelpreis“, S. 19-39.

Vom Winde verweht unterschritten. Immerhin aber hat das Komitee auch diese amerikanische Erfolgsautorin „ernsthaft“ diskutiert.

Espmark weist freilich zu Recht darauf hin, dass man diese Entscheidung im Horizont der dreißiger Jahre sehen müsse, u. a. auch unter dem Aspekt der beträchtlichen „Inkompetenz bei den Personen ringsum in der Welt, die kraft ihrer Funktion Vorschlagsrecht besitzen“, und dass diese offensichtlichen Fehlentscheidungen durch hochkarätige Preisträger wie Pirandello (1934) und O’Neill (1936) wenn schon nicht wettgemacht, dann doch relativiert würden. Interessant ist auch die Tatsache, dass in diesem Zeitraum erstmals in größerem Umfang Nicht-Dichter wie Henri Bergson, Benedetto Croce, Joseph Bédier, James G. Frazer, Sigmund Freud und Ludwig Klages ernsthaft als Kandidaten für den Preis erwogen wurden, was auf ein erweitertes und verändertes Literaturverständnis der Akademie schließen lässt. Dass diese Bemühungen erst 1953, und dann gerade mit Churchill und nicht bereits 1936 mit Freud, ihr Ziel gefunden haben, gehört zu den nicht ganz kleinen Ironien in der Geschichte der ästhetischen Bewertung essayistischer oder wissenschaftlicher Prosa.

In der Auszeichnung Pirandellos für seine „kühne und geistreiche Neugestaltung des Dramas“ wird bereits, erkennbar trotz der Floskelsprache, die völlig veränderte Preispolitik der Nachkriegszeit vorbereitet. Neue Mitglieder, darunter profilierte, teilweise hervorragende Dichter der schwedischen Moderne wie Hjalmar Gullberg und der spätere Nobelpreisträger Pär Lagerkvist, sowie wohl auch der veränderte „Zeitgeist“ der Nachkriegsepoche sorgten dafür, dass nunmehr innovatorische Leistungen in der Literatur entsprechend ihrer Bedeutung für die Geschichte der Ästhetik gewürdigt wurden. Das Schlüsselwort heißt nunmehr „Bahnbrecher“, und es wurde gleichsam zum Zauberwort, erstmals verwendet 1948 bei der Preisverleihung an T. S. Eliot für dessen „außerordentliche Leistung als Bahnbrecher der modernen Dichtung“. Die „Wasserscheide“ aber hatte bereits das Jahr 1945 gebildet, so dass Eliot schon in eine kleine Traditionreihe hinlänglich moderner Dichter wie Hermann Hesse (1946; vorgeschlagen von Thomas Mann bereits 1931!) und André Gide (1947) eingegliedert werden konnte. Ihm folgten in den fünfziger und sechziger Jahren viele inzwischen durch die Literaturgeschichte kanonisierte Namen, u. a. Faulkner (1949; verliehen 1950), Mauriac (1952), Hemingway (1954), Laxness (1955), Camus (1957), Pasternak (1958), Andric (1961), Sartre (1964; Preis abgelehnt), Beckett (1969), darunter auch „schwer zugängliche Dichter“ wie Jiménez (1956) und Perse (1960), auch noch der eine oder andere umstrittene Preisträger, aber wohl keiner mehr, für den sich die Akademie im nachhinein hätte schämen müssen. Die Kategorie „Bahnbrecher“ dominiert in dieser Zeit deutlich die der allseits anerkannten und unumstrit-

tenen „Meister“, bis sich diese Formel schließlich durch die Etablierung der „modernistischen Tradition“ selbst überflüssig gemacht hat.

Die Akademie hatte sich inzwischen mit Gierow als ständigem Sekretär seit 1964 und Sprecher des Komitees seit 1970 sowie mit den Dichtern Gyllensten, Lundkvist und Edfeldt wiederum beträchtlich verjüngt. Neue Kulturkreise, u. a. der iberoamerikanische und der fernöstliche, melden sich seit der Preisverleihung an Miguel Engel Asturias (1967) und Yasunari Kawabata (1968) entschieden zu Wort, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Akademie zu der heute so dominanten Stellung der lateinamerikanischen Literatur einiges beigetragen hat. Mit der Preisverleihung an Gabriel García Márquez 1982 hat sie dieser nämlich ihr Gütesiegel verliehen.

Nach einer Zeit der „Bahnbrecher“ spielten zunehmend auch wieder pragmatische Gesichtspunkte für die Preisverleihung eine Rolle, darunter der erklärte Wille der Akademie, mit der Auszeichnung hochkarätiger, aber bislang von der Öffentlichkeit übersehener Dichter wie Pablo Neruda (1971), Patrick White (1973), Isaac Bashevis Singer (1978) oder Jaroslav Seifert (1984) einen „neue[n] Typ des Nobelpreisträgers“ zu schaffen, bei dem die literarische und persönliche Integrität ein entscheidendes Kriterium sein sollte. Dabei sollte, so etwa im Falle Samuel Agnons und Nelly Sachs' (1966) oder Eyvind Johnsons und Harry Martinsons (1974), die Aufmerksamkeit nicht nur auf die gewählten Dichter selbst, sondern auch auf deren oft „kleine“ Literaturen, die jüdische etwa oder die schwedische, gelenkt werden.

Schließlich gab es noch das Kriterium der moralischen oder „der politischen Integrität“. Man konnte Heinrich Böll, den Preisträger von 1972, mühelos in die „Bahnbrecher“-Tradition der Akademie einordnen, indem man ihm attestierte, dass er zwar nicht – wie Günter Grass, der bekanntlich erst 27 Jahre später den Preis erhielt – ein formaler, aber ein moralischer Erneuerer der deutschen Literatur gewesen sei und zu deren Neugeburt entschieden beigetragen habe. Trotzdem „erweckte der Preis von 1972 bekanntlich Irritationen in gewissen Kreisen, in denen man dies als Unterstützung für Willy Brandt und die sozialdemokratische Partei bei der heimischen Auseinandersetzung ansah“, obwohl „von dieser Perspektive [...] sich nicht ein Schimmer in der ziemlich gut dokumentierten Diskussion der Akademie“ findet. Trotzdem waren politische Bewertungen der Preisverleihungen vor allem durch die Presse in der Nachkriegszeit an der Tagesordnung. So wurde etwa behauptet, dass die Preisverleihung an sowjetische Regimekritiker oder Dissidenten wie Pasternak (1958; Preis abgelehnt) oder Solschenizyn (1970) nach heftigen östlichen Protesten und nicht zuletzt im schwedischen Kulturklima der sechziger Jahre eine politische Ausbalancierung verlangt habe. Diese sei mit Michail Scholochow (1965), der „literarischen Galionsfigur“ der Sowjetunion, und seinem schon etwas

angestaubten Donkosakenepos *Der stille Don* aus den Jahren 1928 bis 40 erfolgt. Espmark weist die Unterstellung solcher politischer Motive, für die es in den Akten nicht den geringsten Anhalt gebe, in diesem, wie auch in ähnlich diskutierten Fällen, etwa bei Neruda, Milosz und Seifert, entschieden zurück. Wichtig sei freilich für die Akademie die Integrität eines Dichters: „Einem Autor, der seine Loyalität gegenüber einem allmächtigen Diktator erklärt, sei er linken oder rechten Zuschnitts, fehlt die geistige Selbständigkeit, die ein wichtiger Teil der Identität eines literarischen Preisträgers geworden ist. Diese Berufung auf die „humanistische Tradition“, „an die der Nobelpreis gebunden ist“, erklärt auch, warum Ezra Pound trotz hervorragender literarischer Qualität den Preis wegen seiner faschistischen Vergangenheit nicht bekommen konnte: es fehlte „die *Integrität* des Künstlers“, die mit der „Verteidigung menschlicher Werte“ unlösbar verbunden ist.

Am Ende seiner eindrucksvollen Darlegung zieht Espmark die Summe aus der Praxis nahezu eines Jahrhunderts. Er räumt Fehltritte und Versäumnisse (Ibsen, Tolstoi, Strindberg) ein, weist aber zu Recht entschieden darauf hin, dass alle Kritik im Horizont der jeweiligen historischen und literaturhistorischen Situation vorgebracht werden müsse. Es ist in der Tat absurd, wenn der berühmte Literaturkritiker George Steiner der Akademie vorwirft, sie habe Kafka übersehen,³⁶ obwohl dieser bei seinem Tod 1924 nicht nur in Schweden, sondern in der ganzen Welt *de facto* völlig unbekannt war, da seine Hauptwerke „*Das Schloß*, *Der Prozeß* und *Amerika* [...] erst postum veröffentlicht“ wurden. Ähnliches gilt für Musil, dessen *Mann ohne Eigenschaften* zwar seit den dreißiger Jahren gedruckt vorlag, aber aufgrund der Zeitumstände selbst literarischen Insidern kaum bekannt war. Auch James Joyce wurde bis zu seinem Tod nicht ein einziges Mal, auch nicht von angelsächsischer Seite vorgeschlagen, so dass man Versäumnisse, wenn überhaupt, eher den Vorschlagsberechtigten anlasten müsste. Bei großen Dichtern schließlich wie Proust, Rilke und Garcia Lorca war die Spanne zwischen Bekanntwerden und Tod für die übliche langwierige Prüfung vor einer Preisverleihung einfach zu kurz. Brecht wurde 1956 von schweizerischer Seite vorgeschlagen und starb, bevor die Akademie überhaupt das Sachverständigengutachten hatte diskutieren können. Diese „Versäumnisse“ sind also, wenn man sie näher betrachtet, zeitbedingt und waren als solche gar nicht zu vermeiden.

Die „pragmatische“ Politik der letzten Jahre schließlich, die zur Entdeckung so manches unbekanntes, aber bedeutenden Dichters und zur

36 George Steiner: The scandal of the Nobel prize, in: The New York Times Book Review, 30.9.1984.

Erschließung neuer literarischer Kontinente wie Afrika (Wole Soyinka, 1986, und Nagib Mahfus, 1988) führte, dürfte in Zukunft angesichts der wechselnden Literaturproduktion in aller Welt ein „gut ausgebautes Kontakt-netz“ und „eine aktuelle, rasche Berichterstattung“ aus vielen Ländern erfordern. Für Espmark sind „die Schwierigkeiten“ eines solchen Vorhabens einerseits „abschreckend“, andererseits wäre seiner Meinung nach bei diesem Verfahren „viel zu gewinnen, auch für das Renommee des Preises, vor allem aber für die Sache der Literatur selbst“.

So wird der Nobelpreis für Literatur trotz all der Irrungen und Wirrungen, mit denen er in seiner beinahe hundertjährigen Geschichte nicht nur durch die Schwedische Akademie konfrontiert wurde, wohl auch in Zukunft die angesehenste und zugleich begehrteste Auszeichnung bleiben, die in der Welt der Literatur verliehen wird. Dass diese eine ganz besondere und zugleich unverwechselbare ist, dass in ihr Dichter ebenso wie „Literaturverwalter“ aller Art einschließlich der Preisrichter Platz finden: auch dies gehört zur Geschichte dieses Preises.

Ausgangspunkt und wesentliche Grundlage des Entscheidungsprozesses sind in jedem Fall die internationalen Nominierungen. Dies gilt für alle Nobelpreise. Und für alle Nobelpreise gelten die zumindest für die Jahre 1902 bis 1929 gut dokumentierten ungeschriebenen Regeln, „daß die wiederholte Nominierung für die Entscheidung über die Vergabe des Preises von einiger Bedeutung ist“, und dass jeder ernsthafte Kandidat über „eine recht umfangreiche Nominierungsgeschichte“ verfügt, „die den Komitees eine Unzahl von entscheidenden Informationen bereitstellt: wer wann mit welcher Begründung und in Konkurrenz zu anderen Kandidaten vorgeschlagen hat“.³⁷ Eine nur einjährige Spitzenkandidatur führt kaum jemals zum Ziel. Die besten Chancen bestehen durchschnittlich – wie die Nobelpreise für Physik und Chemie zeigen – nach vier Jahren, wobei selbst die jeweils meistgenannten Spitzenkandidaten oft noch warten müssen. Max Planck etwa war schon in den Jahren 1909, 1911, 1912, 1914 und 1918 Spitzenkandidat, erhielt aber erst 1919 den Preis für das Jahr 1918. Einstein war ab 1920 Spitzenkandidat, erhielt dann 1922 den Preis für 1921.³⁸ Es gibt aber auch erfolglose Dauerkandidaten.

37 Küppers u.a., S. 156.

38 Ibid. S. 151.

6. Internationaler Wettbewerb und nationale Wahrnehmungsmuster

Nationale Muster bestimmen ganz deutlich das Nominierungsgeschehen, auch in den Naturwissenschaften. „Die Nominatoren der großen Wissenschaftsnationen Deutschland, Frankreich, England und Amerika benennen in beiden Disziplinen [d. i. Physik und Chemie] in nahezu 70 Prozent ihrer Vorschläge ausschließlich Kandidaten ihrer eigenen Nation. Besonders ausgeprägt ist dies bei den Physik-Nominatoren“.³⁹ Welche Rolle aber spielen nationale Muster bei der Vergabe der Preise, und wie steht es mit der vielkritisierten Vergabe nach Länderquoten?

Blickt man auf eine Statistik über die Vergabe der wissenschaftlichen Preise nach Ländern bis 1952 (Tabelle 1), dann zeigt schon ein flüchtiger Blick, dass die Länder Deutschland, USA und Großbritannien mit jeweils über 30 Preisen eine Spitzengruppe bilden. Dahinter kommt Frankreich mit etwa halb so vielen Preisen. Danach folgen noch einige kleinere Länder wie Dänemark, die Niederlande, Österreich, Schweden und die Schweiz mit fünf und mehr Preisen. Alle anderen Länder sind nur marginal vertreten, darunter wissenschaftlich leistungsfähige Länder wie Japan und Russland bzw. die ehemalige Sowjetunion mit je einem Preis.

Wie lässt sich diese Statistik interpretieren? Zum einen könnte sie tatsächlich ungefähr die Leistungsfähigkeit bestimmter nationaler Wissenschaftssysteme widerspiegeln. Sie könnte aber auch Ausdruck von Wahrnehmungen und Einschätzungen sein. Nimmt man die Verteilungstabelle mit Max Weber'schen Augen in den Blick, dann könnte man von einer klaren Dominanz der von der protestantischen Ethik geprägten Ländergruppe sprechen. Hinzu kommt das zwar nicht protestantische, aber von der Aufklärung geprägte Frankreich, mit dem sich Schweden seit vielen Jahrhunderten kulturell besonders verbunden fühlte. Wie beim Literaturnobelpreis gilt, dass in Schweden nur diejenigen Kandidaten und Lebensleistungen wahrgenommen werden können, die aufgrund ihrer wissenschaftlichen Reputation einen entsprechenden Bekanntheitsgrad haben und die von möglichst vielen Vorschlagsberechtigten nominiert worden sind. Erklärt sich dadurch die periphere Stellung russischer, japanischer und italienischer Wissenschaftler, die vielleicht nicht in den Wissenschaftssprachen Englisch und Deutsch publizierten, ja die vielleicht im Fall der Sowjetunion aus politischen Gründen gar nicht vorgeschlagen werden durften? Oder gab es in Italien, dem Land mit den ältesten Universitäten

39 Ibid. S. 109.

der Welt, in fünfzig Jahren tatsächlich keinen einzigen Chemiker von weltweiter Bedeutung?

Man kann diese Wahrnehmungsmuster auch umkehren. Wenn bis zu den dreißiger Jahren überwältigend viele deutsche Wissenschaftler, darunter auch nicht wenige Göttinger, die naturwissenschaftlichen und medizinischen Nobelpreise zuerkannt bekamen, hat dies nicht nur mit dem guten Zustand dieser Disziplinen in Deutschland zu tun, sondern auch damit, dass Deutsch *die* Wissenschaftssprache der Epoche war, die von den schwedischen Juroren bevorzugt wahrgenommen wurde (manche konnten damals noch kaum oder gar nicht Englisch lesen). Außerdem sahen die traditionell deutschfreundlichen Schweden in Deutschland *das* benachbarte große Kultur- und Wissenschaftsland, zu dem es viele persönliche Kontakte gab. All dies war mit den Zäsurjahren 1933 und 1945 beendet, und die Blickrichtung drehte zur angelsächsischen Welt. Englisch wurde bekanntlich nun mehr und mehr zur einzigen weltweit akzeptierten Wissenschaftssprache, und auch von den schwedischen Juroren wurden englischsprachige Forschungsergebnisse bevorzugt, d. h. nahezu unter Ausschluss anderer Wissenschaftssprachen, wahrgenommen.

Und wenn seither die Leistungen amerikanischer Wissenschaftler ins Zentrum gerückt sind, dann hat dies sicher mit der Exzellenz dieser Disziplinen in den USA zu tun, es hängt aber auch mit veränderten Wahrnehmungsmustern zusammen. Die Vereinigten Staaten liegen mit 264 Nobelpreisen seit 1902 (davon 49 in Chemie, 81 in Medizin, 74 in Physik) weit vor allen anderen Nationen (Großbritannien 93, Deutschland 75, Frankreich 49) (Tabelle 2). Rechnet man nur die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erzielten Erfolge, dann wirkt die amerikanische Dominanz noch eindrucksvoller oder, je nach Betrachtung, einschüchternder. Zweifellos haben sich die Wahrnehmungsmuster mit der Leistungsbilanz verschoben. Das gilt aber nicht generell. Russland bzw. die UdSSR hat trotz unbezweifelbarer naturwissenschaftlich-technischer Erfolge auch bis heute nur einen Chemiker, immerhin aber acht Physiker aufzuweisen, Japan hingegen erscheint mit einem Medizinpreis und je drei Chemie- und Physikpreisen wie ein wissenschaftliches Entwicklungsland, während Italien sich mit nunmehr einem Chemiker und drei Physikern seit 1952 kaum „verbessert“ hat.

Von einer Globalisierung der Nobelpreise kann man daher nur beim Literatur- und Friedenspreis sprechen, während dies für die naturwissenschaftlichen und medizinischen Nobelpreise allenfalls ansatzweise gilt. Ob dies auf Wahrnehmungsmodalitäten beruht oder halbwegs empirisch die Landkarte der wissenschaftlichen Welt reflektiert, ist kaum zu sagen. Wahrscheinlich handelt es sich um eine schwer zu durchschauende Kombinati-

on beider Faktoren, welche die Aura und das Prestige der Preise aber eher verstärkt als beeinträchtigt hat.

7. Der Nobelpreis als Aushängeschild

Zunächst war der Nobelpreis, wie wir gesehen haben, ein eher provinzieller Preis mit deutlicher Schwerpunktsetzung in Skandinavien und seinen Nachbarländern. Seit den zwanziger Jahren aber gilt er als *die* international angesehenste Auszeichnung im Feld von Literatur, Politik und Wissenschaften, ein Preis, mit dem sich trefflich renommieren und auch ein wenig übertreiben läßt. So konnte man in der *Swissair-gazette* neben anderen Lobpreisungen der Schweiz lesen: "Switzerland [...] has also produced more Nobel Prize-winning scientists per head of the population than any other country apart from Sweden".⁴⁰ Bei den amerikanischen Elite-Universitäten hingegen geht es nicht um den Maßstab "per head of the population", sondern um das Nobelpreis-Ranking der eigenen Institution im Vergleich mit anderen. So wirbt die renommierte *University of Chicago* auf ihren Internet-Seiten mit der beachtlichen Zahl der aus ihrer Universität hervorgegangenen Preisträger: "Seventy-three Nobel laureates have been faculty members, students or researchers at the University of Chicago at some point in their careers. Thirteen have won the Nobel Prize in the last decade alone."⁴¹ Das Massachusetts Institute of Technology (MIT) glänzt mit 55 Nobelpreisträgern,⁴² die *Harvard University* mit 39⁴³ und die *Princeton University* mit 31 Laureaten (darunter Thomas Mann!)⁴⁴, während bei der *Stanford University* nicht die ehemaligen Studenten und Gastwissenschaftler, sondern nur der Lehrkörper mit den noch lebenden Preisträgern gezählt werden: "'The Farm' is home to 17 living Nobel laureates."⁴⁵

40 *Swissair-gazette*. September 1999, S. 16.

41 Internetadresse: <http://www-news.uchicago.edu/resources/nobel> (29. Juli 2002): "Of the 73 Laureates, 24 have won in Physics, 22 in Economic Sciences, 14 in Chemistry, 11 in Physiology or Medicine and two in Literature."

42 Internetadresse: <http://web.mit.edu/newsoffice/nr/nobels.html> (29. Juli 2002): "55 MIT-related Nobel Prize winners include faculty, researchers, alumni and staff."

43 Internetadresse: <http://www.news.harvard.edu/glance> (29. Juli 2002): "Nobel Laureates: 39 current and former faculty members."

44 Internetadresse: <http://www.princeton.edu/pr/facts/nobels.html> (29. Juli 2002).

45 Internetadressen: <http://www.stanford.edu/home/stanford/facts/faculty.html> und <http://news-service.stanford.edu/news/october3/nobel-103.html> (29. Juli 2002): "'The Farm' is home to 17 living Nobel laureates – 14 affiliated with the university and three affiliated with the Hoover Institution. Six additional Stanford laureates are deceased. The business of 'claiming' laureates can be controversial: Where and when was a

Solche Rechnungen wurden vor kurzem klar und kühn überboten. So hieß es 1999 in einer Besprechung des *Harenberg Lexikon der Nobelpreisträger* im Göttinger Universitätsblatt *Spektrum*: „Ohne Göttingen und seine Universität wäre das Lexikon der Nobelpreisträger vielleicht nur halb so umfangreich“.⁴⁶ Folgte man beim Erscheinen der Rezension *dieser* Rechnung, dann kam man auf 340 Göttinger Nobelpreisträger. *De facto* waren und sind es etwa 300 weniger.

Aber auch mit dieser Zahl – die mit Fug und Recht als Nobelpreiswunder zu bezeichnen ist – kann Göttingen mit seinem Wissenschaftsdreieck von Universität, außeruniversitären Forschungseinrichtungen (z. B. Max-Planck-Instituten, Europäisches Neurowissenschaftliches Institut, Deutsches Primatenzentrum) und Akademie der Wissenschaften im weltweiten Vergleich immer noch recht gut bestehen, und mit Göttingen das untergegangene Preußen bzw. das heutige Land Niedersachsen. Dies konnte auch die Ausstellung in der Paulinerkirche mit ihrem besonderen Schwerpunkt auf den Göttinger Nobelpreisträgern zeigen und damit eine weitere Facette der Geschichte der Wissenschaftsstadt Göttingen eröffnen.⁴⁷

winner's work done? Stanford, for example, lists but does not claim laureates who are not on the faculty, even if they have a significant Stanford connection. And Stanford does not list winners with a more fleeting or tenuous connection."

46 Anon. (fra): „Göttingen wurde damals zum Anziehungspunkt für junge Naturforscher...“. *Harenbergs Lexikon der Nobelpreisträger* wäre ohne Göttingen wesentlich schmaler“, in: *Spektrum* 3 (1999), S. 13.

47 Ich danke meinem Kollegen Joachim Grage (Göttingen) nachdrücklich für Anregungen, Verbesserungsvorschläge und Korrekturen sowie für die Aktualisierung der Daten und Tabellen.

Tabelle 1: Die Nobelpreise und ihre Träger nach dem Wohnland zur Zeit der Verleihung des Preises 1901-1952*

Land	Physik	Chemie	Medizin	Summe Wissen- schaften	Literatur	Frieden	Summe Nobel- preise
1 Deutschland	12	21	8	41	5	3	49
2 USA	11	9	16	36	4	11	51
3 Großbritannien	14	9	9	32	5	6	43
4 Irland	1	–	–	1	1	–	2
5 Frankreich	7	6	3	16	9	7	32
6 Schweden	2	5	1	8	4	3	15
7 Schweiz	1	3	4	8	2	3	13
8 Dänemark	1	–	4	5	3	1	9
9 Österreich	1	1	3	5	–	2	7
10 Italien	2	–	1	3	3	1	7
11 Niederlande	4	–	2	6	–	1	7
12 Belgien	–	–	2	2	1	2	5
13 Norwegen	–	–	–	–	3	2	5
14 Spanien	–	–	1	1	2	–	3
15 Finnland	–	1	–	1	1	–	2
16 Polen	–	–	–	–	2	–	2
17 Indien	1	–	–	1	1	–	2
18 Argentinien	–	–	1	1	–	1	2
19 Kanada	–	–	2	2	–	–	2
20 Ungarn	–	–	1	1	–	–	1
21 Russland	–	–	1	1	–	–	1
22 Chile	–	–	–	–	1	–	1
23 Japan	1	–	–	1	–	–	1
24 Tunesien	–	–	1	1	–	–	1
25 Portugal	–	–	1	1	–	–	1
Summen	58	55	61	174	47	43	264

*Quelle: Ernst Meier: Alfred Nobel, Nobelstiftung, Nobelpreise. Berlin 1954, S. 136 (vereinfacht).

Tabelle 2: Nobelpreisträger nach Ländern bzw. internationalen Organisationen 1901-2001*

Land	Chemie	Frieden	Literatur	Medizin	Physik	Wirtsch. Wiss.	Gesamt
Ägypten	1	1	1	–	–	–	3
Albanien	–	1	–	–	–	–	1
Argentinien	1	2	–	2	–	–	5
Australien	1	–	1	3	–	–	5
Belgien	1	3	1	4	–	–	9
Birma	–	1	–	–	–	–	1
Chile	–	–	2	–	–	–	2
China	–	–	1	–	1	–	2
Costa Rica	–	1	–	–	–	–	1
Dänemark	–	1	3	4	3	–	11
Deutschland	26	4	7	16	21	1	75
Finnland	1	–	1	–	–	–	2
Frankreich	7	9	12	8	12	1	49
Ghana	–	1	–	–	–	–	1
Griechenland	–	–	2	–	–	–	2
Großbritannien	25	12	8	24	19	4	92
Guatemala	–	1	1	–	–	–	2
Indien	–	–	1	–	1	1	3
Indonesien	–	2	–	–	–	–	2
Irland	–	1	4	–	1	–	6
Island	–	–	1	–	–	–	1
Israel	–	3	1	–	–	–	4

* Quellen: Harenberg Lexikon der Nobelpreisträger. Alle Preisträger seit 1901. Ihre Leistungen, ihr Leben, ihre Wirkung. Dortmund 1998, S. 692. – Brockhaus. Nobelpreise. Chronik herausragender Leistungen. Hrsg. von der Lexikonredaktion des Verlags F. A. Brockhaus, Mannheim. Mannheim 2001, S. 1026-1042. – Internetadressen: <http://www.3sat.de/nano/news/24420/index.html>; <http://www.nobel.se/nobel/-index.html> (bearbeitet; einige Unstimmigkeiten konnten nicht geklärt werden).

Land	Chemie	Frieden	Literatur	Medizin	Physik	Wirtsch. Wiss.	Gesamt
Italien	1	1	6	3	3	–	14
Japan	3	1	2	1	3	–	10
Jugoslawien	–	–	1	–	–	–	1
Kanada	4	1	–	2	1	2	10
Kolumbien	–	–	1	–	–	–	1
Mexiko	1	1	1	–	–	–	3
Niederlande	2	1	–	3	8	1	15
Nigeria	–	–	1	–	–	–	1
Norwegen	1	2	3	–	–	2	8
Österreich	2	2	1	5	3	1	14
Ost-Timor	–	2	–	–	–	–	2
Pakistan	–	–	–	–	1	–	1
Palästina	–	1	–	–	–	–	1
Polen	–	1	3	–	–	–	4
Portugal	–	–	1	1	–	–	2
Rumänien	–	1	–	–	–	–	1
Russland/UdSSR	1	2	4	2	8	1	18
Santa Lucia	–	–	1	–	–	–	1
Schweden	4	5	7	8	4	2	30
Schweiz	5	3	2	6	2	–	18
Spanien	–	–	5	1	–	–	6
Südafrika	–	4	1	–	–	–	5
Südkorea	–	1	–	–	–	–	1
Tibet	–	1	–	–	–	–	1
Tschechoslowakei	1	–	1	–	–	–	2
Ungarn	1	–	–	1	–	–	2
USA	49	17	10	81	74	33	264
Vietnam	–	1	–	–	–	–	1
Internat. Organisat.	–	20	–	–	–	–	20
Summen	138	111	98	175	165	49	736

Das Göttinger Nobelpreiswunder, wissenschaftshistorisch betrachtet

Nicolaas Rupke

1. Einleitung

Aus wissenschaftshistorischer Sicht sind in Bezug auf das sogenannte Göttinger Nobelpreiswunder zwei Fragestellungen von besonderem Interesse. Die erste betrifft die allgemeinen Bedingungen, welche die besondere Göttinger Wissenschaftskultur hervorgebracht oder zumindest ermöglicht haben: „Wie konnte es zu diesen Preisen kommen?“ Die zweite Frage ist, wie mit den Göttinger Nobelpreisen umgegangen wurde. Wegen der außerordentlichen öffentlichen Aufmerksamkeit, die ihnen entgegengebracht wird, sind Nobelpreise schließlich nicht bloße Ehrungen, sondern sie können als Instrumente für das Erreichen bestimmter Ziele eingesetzt werden – sowohl im universitären Bereich, als auch in dem größeren Feld der nationalen oder sogar internationalen Politik. Die Ausstellung „Das Göttinger Nobelpreiswunder – 100 Jahre Nobelpreis“ hat sich unter anderem dieser zweiten Fragestellung gewidmet und die Verbindungen aufgezeigt, die zwischen den Göttinger Nobelpreisen und dem Ersten Weltkrieg, dem Dritten Reich und dem Kalten Krieg bestanden (Rupke 2002b, 68-73). In diesem kurzen Aufsatz möchte ich darum hierauf nicht weiter eingehen.

Stattdessen werde ich hier der ersten Frage nachgehen, die an die Fragestellung der Podiumsdiskussion im Rahmen der Eröffnung der Ausstellung anknüpft: „Ist das Göttinger Nobelpreiswunder wiederholbar?“ Vielleicht etwas realistischer könnte man fragen: „Welche Faktoren waren bei der Schaffung von Göttingens Nobelpreis-Wissenschaftskultur entscheidend, und welche Folgerungen ergeben sich daraus für die heutige Wissenschaftspolitik?“ Vor einiger Zeit veranstaltete das Göttinger Institut für Wissenschaftsgeschichte eine internationale Tagung zum Thema „Göttingen und die Entwicklung der Naturwissenschaften“. Ausführlich besprochen wurden bei dieser Gelegenheit die Göttinger Bedingungen – der

„Standort“ Göttingen also, und inwieweit dieser die hier betriebene Wissenschaft formte oder mitgestaltete (Rupke 2002c). Auf einige der bei diesem Treffen gehaltenen Vorträge beziehe ich mich im folgenden.

2. Wem „gehört“ ein Preisträger?

Manche Darstellungen zur Geschichte der Nobelpreise enthalten statistische Beobachtungen darüber, welche Nationen die größte Zahl an Nobelpreisträgern hervorgebracht haben. Wie in Medaillenspiegeln bei Olympischen Spielen wird die Zahl der Nobelpreise, die auf die verschiedenen Länder entfallen sind, verglichen und in Ranglisten zusammengestellt. Unter die sogenannten „Top Ten“ der Nobelpreisländer nehmen die USA Platz 1 ein, gefolgt von Großbritannien auf dem zweiten und Deutschland auf dem dritten Platz (vgl. etwa Kupfer 2001, 14-15).

Die Konkurrenz der Nationen und das jeweilige nationale Umfeld sind tatsächlich immer wichtige Faktoren für das Gedeihen der Naturwissenschaften gewesen (vgl. etwa Crawford 1992). Aber die Voraussetzungen für nobelpreiswürdige Forschung lassen sich möglicherweise besser erkennen, wenn wir den Blickwinkel enger fassen und die wissenschaftlichen Institutionen betrachten, an denen die Preisträger gearbeitet haben. Universitäten und universitätsnahe Institute waren – und sind es bis heute – die „Treibhäuser“, in denen die Leistungen für die weitaus größte Zahl der Preise erbracht wurden, ob für Physik, Chemie, Medizin oder auch Wirtschaftswissenschaften; für den Literatur- und den Friedensnobelpreis trifft dies allerdings weniger zu. Trotz ihrer Bedeutung ist diese Verbindung zwischen den Nobelpreisen und den wichtigsten Universitäten, an denen die Preisträger arbeiteten, bisher kaum erforscht worden, während beispielsweise das Verhältnis von Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und Nobelpreis genauer untersucht worden ist (Crawford 1992, 106-124). Der Bezug zur Universität ist jedoch das zentrale Thema der Göttinger Ausstellung gewesen, die somit einen wichtigen, neuen Ansatz zur Nobelpreisforschung geboten hat.

Bei unserer Fragestellung ist es von entscheidender Bedeutung, zu bestimmen, welche Nobelpreise tatsächlich an einer bestimmten Universität erarbeitet wurden. Bekanntlich erheben viele Seiten Anspruch auf „ihre“ Nobelpreisträger (Paul 2002, 29-31). Über die Bedingungen, unter welchen Göttingen – oder genauso jede andere Universität – einen Nobelpreisträger für sich beanspruchen kann, herrscht international keineswegs Einigkeit. Die sicherste Basis dafür, einen Preisträger für Göttingen zu verbuchen, ist wohl, dass ein Wissenschaftler den Nobelpreis während seiner Zeit an der Georgia Augusta und für hier durchgeführte Forschungen er-

halten hat, wie dies z. B. bei Otto Wallach (1847-1930, Nobelpreis für Chemie 1910) der Fall war. Gut begründbar ist eine Beziehung auch, wenn die mit dem Preis gewürdigten Forschungen in Göttingen durchgeführt wurden, der betreffende Wissenschaftler den Preis aber erst bekam, als er nicht mehr an der Universität tätig war oder andernorts arbeitete, wie z. B. Max Born (1882-1970, Nobelpreis für Physik 1954). Und es gibt ähnliche, obwohl etwas kompliziertere Verbindungen, z. B. bei Adolf Butenandt (1903-1995, Nobelpreis für Chemie 1939), Peter Joseph Wilhelm Debye (1884-1966, Nobelpreis für Chemie 1936) und Werner Heisenberg (1901-1976, Nobelpreis für Physik 1932). Schwächer ist der Anspruch, wenn ein Wissenschaftler erst nach der Verleihung des Nobelpreises an ihn zu Göttingen in Beziehung trat, etwa Otto Hahn (1879-1968, Nobelpreis für Chemie 1944), Max von Laue (1879-1960, Nobelpreis für Physik 1914) und Max Planck (1858-1947, Nobelpreis für Physik 1918). Nicht stark, aber möglicherweise bedeutsam, ist die Verbindung, wenn ein späterer Preisträger eine gewisse Zeit in Göttingen verbracht hat – als Student oder Doktorand, als promovierter Forschungsassistent oder als langfristiger und häufiger Gastwissenschaftler –, ohne dass jedoch die nobelpreisgekrönte Arbeit dort entstand, was beispielsweise auf Maria Goeppert-Mayer (1906-1972, Nobelpreis für Physik 1963) und Robert Koch (1843-1910, Nobelpreis für Medizin 1905) zutrifft.

Es ist gängige Praxis, eher unbescheiden zu verfahren und alle Preisträger für sich zu vereinnahmen, welche auf die eine oder andere Weise, lang- aber auch kurzfristig, „Angehörige der Universität“ waren. Das hat zur Folge, dass die große Mehrheit der Preisträger von mehr als einer Universität für sich beansprucht wird. Aber wie man auch rechnet, in den Nobelpreis-Statistiken der letzten 100 Jahre ragen einige wenige Universitäten heraus. Göttingen gehörte in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zu dieser Spitzengruppe, wurde jedoch im Laufe der zweiten Jahrhunderthälfte von Universitäten der englischsprachigen Welt, wie z. B. Cambridge, MIT, Chicago, Harvard und Stanford deutlich überholt.

Ich wiederhole: Für unsere Fragestellung ist wichtig, dass die mit einem Nobelpreis gekrönten Arbeiten wesentlich in Göttingen, unter Göttingen-spezifischen Bedingungen ausgeführt worden sind. Wie anders könnte man nachforschen, welche kontextuellen und wissenschaftspolitischen Faktoren der Göttinger Wissenschaftskultur zu Blütephasen verholfen haben? Es geht darum zu verstehen, wie Göttingen „Wissen schafft“. Die vollständige Liste der 44 mit Göttingen verbundenen und in der Ausstellung vorgestellten Nobelpreisträger (Tabelle 1) muss deshalb je nach Göttingen-Nähe in unterschiedliche Kategorien eingeteilt werden.

Tabelle 1: Die „Göttinger 44“ (Zimon 2002)

Robert Koch (1843-1910)	Physiologie oder Medizin 1905
Ilja Metschnikow (1845-1916)	Physiologie oder Medizin 1908
Rudolf Eucken (1846-1926)	Literatur 1908
Otto Wallach (1847-1931)	Chemie 1910
Paul Ehrlich (1854-1915)	Physiologie oder Medizin 1908
Ludwig Quidde (1858-1941)	Frieden 1927
Max Planck (1858-1947)	Physik 1918
Wilhelm Wien (1864-1928)	Physik 1911
Walther Nernst (1864-1941)	Chemie 1920
Richard Zsigmondy (1865-1929)	Chemie 1925
Lars O. J. (Nathan) Söderblom (1866-1931)	Frieden 1930
Theodore W. Richards (1868-1928)	Chemie 1914
Robert A. Millikan (1868-1953)	Physik 1923
Johannes Stark (1874-1957)	Physik 1919
Adolf Windaus (1876-1959)	Chemie 1928
Max von Laue (1879-1960)	Physik 1914
Otto Hahn (1879-1968)	Chemie 1944
Irving Langmuir (1881-1957)	Chemie 1932
James Franck (1882-1964)	Physik 1925
Max Born (1882-1970)	Physik 1954
Walter N. Haworth (1883-1950)	Chemie 1937
Peter J. W. Debye (1884-1966)	Chemie 1936
Karl M. G. Siegbahn (1886-1978)	Physik 1924
Gustav Hertz (1887-1975)	Physik 1925
Otto Stern (1888-1969)	Physik 1943
Walther Bothe (1891-1957)	Physik 1954
Patrick M. S. Blackett (1897-1974)	Physik 1948
Wolfgang Pauli (1900-1958)	Physik 1945
Hans A. Krebs (1900-1981)	Physiologie oder Medizin 1953
Enrico Fermi (1901-1954)	Physik 1938
Werner Heisenberg (1901-1976)	Physik 1932
Paul A. M. Dirac (1902-1984)	Physik 1933
Eugene P. Wigner (1902-1995)	Physik 1963
Adolf Butenandt (1903-1995)	Chemie 1939
Gerhard Herzberg (1904-1999)	Chemie 1971

Maria Goeppert-Mayer (1906-1972)	Physik 1963
Max Delbrück (1906-1981)	Physiologie oder Medizin 1969
Wolfgang Paul (1913-1993)	Physik 1989
Hans Georg Dehmelt (* 1922)	Physik 1989
Manfred Eigen (* 1927)	Chemie 1967
Günter Grass (* 1927)	Literatur 1999
Herbert Kroemer (* 1928)	Physik 2000
Bert Sakmann (* 1942)	Physiologie oder Medizin 1991
Erwin Neher (* 1944)	Physiologie oder Medizin 1991

Diese Liste von mit Göttingen verbundenen Preisträgern ließe sich erweitern, z. B. um Hans von Euler-Chelpin (1873-1964), der 1929 den Nobelpreis für Chemie erhielt. Von 1896 bis 1897 arbeitete er in Göttingen bei Nernst, der seine wissenschaftliche Entwicklung stark beeinflusste; 1925 wurde Euler-Chelpin zum korrespondierenden Mitglied der Göttinger Akademie gewählt. Andererseits enthält diese Liste die Namen von Preisträgern, die nicht relevant sind für die Frage nach den spezifischen Göttinger Ursachen von Wissenschaftsproduktion, etwa Günter Grass (*1927, Nobelpreis für Literatur 1999), dessen Flucht aus Göttingen, nach zwei-stündigem Unterricht am Felix-Klein-Gymnasium, vielmehr zeigt, dass – etwas zynisch betrachtet – seine Nobelpreis-Leistungen durch das Verlassen Göttingens möglich wurden. Die Nobelpreise von Robert Koch (1843-1910, Nobelpreis für Physiologie oder Medizin 1905) und Paul Ehrlich (1854-1915, Nobelpreis für Physiologie oder Medizin 1908) sind wesentlich aus der Berliner medizinwissenschaftlichen Kultur hervorgegangen, und die prämierten Arbeiten von Hans Adolf Krebs (1900-1981, Nobelpreis für Physiologie oder Medizin 1953) gehören in das Umfeld englischer Universitäten, Sheffields und vielleicht auch Oxfords. Eugene Wigner (1902-1995, Nobelpreis für Physik 1963), um noch ein weiteres Beispiel zu nennen, war ein „Produkt“ der Princeton University. Insbesondere sind in diesem Zusammenhang auch die Namen der vier Preisträger nicht von Bedeutung, die nur wegen ihrer Mitgliedschaft in der Göttinger Akademie der Wissenschaften in der Liste erscheinen, z. B. Nathan Söderblom (1866-1931, Friedensnobelpreis 1930), der eng mit Uppsala verbunden war. Wenn man diejenigen Namen streicht, die deutlich mit andernorts erarbeiteten Leistungen verknüpft sind, und auch die Namen aus der Grauzone von nur indirekt mit Göttingen verbundenen Forschern weglässt, bleibt der folgende „harte Kern“ übrig: das Göttinger „goldene Dutzend“ (Tabelle 2). Ihre preis-

gekrönten Forschungen wurden völlig oder zu einem wesentlichen Teil in Göttingen erarbeitet.

Tabelle 2: Göttingens „goldenes Dutzend“

Otto Wallach (1847-1931)	Chemie 1910
Walther Nernst (1864-1941)	Chemie 1920
Richard Zsigmondy (1865-1929)	Chemie 1925
Johannes Stark (1874-1957)	Physik 1919
Adolf Windaus (1876-1959)	Chemie 1928
Max Born (1882-1970)	Physik 1954
Peter J. W. Debye (1884-1966)	Chemie 1936
Werner Heisenberg (1901-1976)	Physik 1932
Adolf Butenandt (1903-1995)	Chemie 1939
Manfred Eigen (* 1927)	Chemie 1967
Bert Sakmann (* 1942)	Physiologie oder Medizin 1991
Erwin Neher (* 1944)	Physiologie oder Medizin 1991

3. Preußischer Schwerpunkt für die exakten Naturwissenschaften

Auch bescheiden-realistisch gerechnet, war Göttingens früher Erfolg im Wettlauf um die Nobelpreise ein bemerkenswertes Phänomen und ist mit Recht als „Göttinger Nobelpreiswunder“ bezeichnet worden. Ein „Wunder“ ist freilich ein außerordentliches Ereignis, bei dem irgendwelche übernatürlichen Kräfte im Spiel sind. Göttingens Nobelpreise hatten aber nichts Übernatürliches an sich, und ebenso wenig waren sie das Produkt von Zufällen. Sie standen vielmehr in direktem Zusammenhang mit benennbaren Faktoren der Wissenschaftspolitik und -organisation an der Georgia Augusta, die die Durchführung wissenschaftlicher Forschung, besonders in den exakten Naturwissenschaften, begünstigt haben. Diese Faktoren sind inzwischen Gegenstand gründlicher wissenschaftshistorischer Forschung geworden (z. B. Brocke 1980, 1991; Siegmund-Schultze 1997; Tobies 1990, 1991, 2002).

Die letzten beiden Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, an dessen Ende die Nobelpreise gestiftet wurden, waren an der Universität Göttingen gekennzeichnet durch eine Reihe bedeutender Reforminitiativen, die in hohem Maße den Naturwissenschaften zugute kamen. Dies geschah im Rahmen eines allgemeinen Strukturwandels an den deutschen Hochschulen, zu dem die sogenannte „wissenschaftliche Schwerpunktbildung“

gehörte. Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts wurde die Universität Göttingen, die seit 1866 zum preußischen Hochschulsystem gehörte, zu einem Zentrum für Mathematik und exakte Naturwissenschaften ausgebaut. Dies war Teil der Bestrebungen der Regierung in Berlin, anknüpfend an lokale Traditionen bestimmte Fächer an ausgewählten Universitäten zu konzentrieren, unter anderem, um dadurch Finanzmittel einzusparen.

Im preußischen Kultusministerium gab es mit Friedrich Althoff (1839-1908) schon früh einen Verfechter der wissenschaftlichen Schwerpunktbildung. Er richtete mehrere solcher Schwerpunkte ein, die er dort ansiedelte, wo bereits fachliches Potential vorhanden war. So entstand in Halle-Wittenberg ein Zentrum für protestantische Theologie, in Berlin eines für Klassische Altertumswissenschaften, Geschichte und Künste, in Bonn für niederländische Sprache und Literatur, in Kiel für nordische Sprachen, in Breslau für Slawistik-Studien und in Marburg für Historische Hilfswissenschaften, Archivkunde und die geographischen Elemente der deutschen Mundarten, wo auch – wie in Frankfurt a. M. – ein Zentrum für experimentelle Therapie und Hygiene entstand. Göttingen wurde – wie gesagt – als Standort des Zentrums für Mathematik und exakte Naturwissenschaften ausgewählt. Eine Reihe neuer Professorenstellen wurde geschaffen und neue naturwissenschaftliche Institute wurden errichtet, für Physik, angewandte Elektrizitätslehre, angewandte Mathematik und Mechanik, physikalische Chemie und Geophysik (Riecke 1906).

An der Georgia Augusta hatte Althoff einen Verbündeten in dem Mathematiker und Wissenschaftsorganisator Felix Christian Klein (1849-1925). Angesichts von Althoffs Politik, bei der Einrichtung wissenschaftlicher Schwerpunkte an lokale Traditionen anzuknüpfen, war die Geschichte der Georgia Augusta ein entscheidender Faktor. Die Universität Göttingen war im Jahr 1737 gegründet worden, hatte rasch internationalen Ruhm erlangt und sowohl begabte Professoren als auch zahlreiche Studenten angezogen, von denen viele später in einflussreiche Positionen gelangten. Die Naturwissenschaften blühten in Göttingen mehr als an vielen anderen Universitäten, aber – das muss hinzugefügt werden – nicht zu allen Zeiten mehr als verschiedene Zweige der Göttinger Geisteswissenschaften. Neben den Naturwissenschaften haben auch die Rechtswissenschaften (Loos 1987), die Geschichte (Boockmann und Wellenreuther 1987), die Klassische Philologie (Classen 1989), die Theologie (Moeller 1987) und die Sozialwissenschaften (Herrlitz und Kern 1987) ihre großen Namen gehabt.

Jedoch wurden im Kontext der Berliner Wissenschaftspolitik des späten neunzehnten Jahrhunderts Göttingens frühe historische Beiträge zu den Naturwissenschaften stärker gewichtet. Das begann sich etwa um diese Zeit auch in einer gewissen Umdeutung der Universitätsgeschichte zu

zeigen: Herausragende Naturwissenschaftler, insbesondere die Leistungen von Carl Friedrich Gauß (1777-1855) und Friedrich Wöhler (1800-1882), wurden als die bestimmenden Merkmale in Göttingens historischem Profil beschrieben. Damals wurde beispielsweise das bekannte Göttinger Gauß-Weber-Denkmal errichtet (1899).

Innerhalb kürzester Zeit nach seiner Übersiedelung nach Göttingen (1886) hatte Klein langfristige Konzepte entwickelt, um Mathematik, Naturwissenschaften und technologische Fächer zu einem Ganzen zu vernetzen (vgl. Manegold 1970). Auf allen Gebieten der Chemie hatte es in der zweiten Jahrhunderthälfte große Fortschritte gegeben, und organische, physikalische, anorganische und technische Chemie waren an den meisten Universitäten zu finden. Im Mittelpunkt stand dabei die Ausbildung organischer Chemiker. Die Industrie verlangte jedoch wieder verstärkt nach anorganischen Chemikern. In Göttingen gab es vor 1899 einen Lehrstuhl für organische Chemie (Otto Wallach [1847-1930]), einen für physikalische Chemie (Walther Nernst [1864-1941]) und außerdem eine außerordentliche Professur für chemische Technologie (Ferdinand Fischer [1842-1916]). 1899 startete Althoff eine Initiative zur Einrichtung eines neuen Ordinariats für anorganische Chemie, die vorerst jedoch am Mangel an geeigneten Kandidaten scheiterte. Aber schon während der Etatverhandlungen für das Jahr 1901 wurde, unterstützt durch einen Antrag des Professors für organische Chemie, Wallach, ein Lehrstuhl für anorganische Chemie bewilligt, auf den Gustav Tammann (1861-1938) berufen wurde (später zusätzlich Richard Zsigmondy [1865-1929]) (Tobies 1991, 107-108).

Ein weiterer, möglicherweise bedeutsamer Faktor war die Gründung der „Göttinger Vereinigung zur Förderung der angewandten Physik“ im Jahr 1898, die ihre Zielsetzung 1900 erweiterte und sich der Förderung der „angewandten Physik und Mathematik“ widmete. Die treibende Kraft hinter dieser Initiative war Klein, der auf diese Weise die Göttinger Wissenschaft mit der deutschen Industrie zusammenbrachte und ihr so eine zusätzliche Finanzquelle erschloss. Der Chemieindustrielle Henry Theodore Böttinger (1848-1920) wurde Vorsitzender der Vereinigung (Manegold 1970, 122ff.; Tobies 1991, 98-103). Eine detaillierte Studie über diese Organisation fehlt bisher, ebenso eine Untersuchung über das Ausmaß, in dem die Industrie solche Forschungen unterstützte, die später zu Nobelpreisen führten.

4. Das goldene Jahrzehnt

Um 1900 ruhte das Ansehen der Göttinger Universität in den Naturwissenschaften im wesentlichen auf zwei Säulen, der Mathematik und der Chemie. Obwohl Gauß Professor für Astronomie war, hat er mit seinen

brillanten mathematischen Arbeiten eine Göttinger Dynastie der Mathematik begründet, mit Johann Peter Gustav Lejeune Dirichlet (1805-1859), Georg Friedrich Bernhard Riemann (1826-1866), Klein und David Hilbert (1862-1943), der der bedeutendste deutsche Mathematiker des zwanzigsten Jahrhunderts wurde. Auch die Chemie konnte in Göttingen auf eine große Tradition zurückblicken, die von Wöhler begründet worden war. Verglichen damit war die Physik unterentwickelt und seit der Reichsgründung 1871 sogar im Niedergang begriffen. Wie durch eine intelligente Berufungspolitik dieser Zustand überwunden wurde, ist vor kurzem ausführlich untersucht worden (Dahms 2002). Zwischen etwa 1915 und den frühen 1920er Jahre wurden in Göttingen eine Reihe von Physiklehrstühlen frei, was die seltene Gelegenheit zu Reformen und zur Förderung der modernen Physik bot. Diese Chance wurde ergriffen, und als Ergebnis weitsichtiger Berufungspolitik stand die Physik danach gleichrangig neben der Chemie und der Mathematik. Gemeinsam sorgten sie für das „goldene Jahrzehnt“ der Göttinger Naturwissenschaften, mit Hilbert als grauer Eminenz der Mathematik, Born als Apostel der neuen Quantenphysik und Nobelpreisen für Nernst (Chemie 1920), James Franck (1882-1964; Physik 1925), Zsigmondy (Chemie 1925), Adolf Windaus (1876-1959; Chemie 1928) und während der frühen 30er Jahre für Heisenberg (Physik 1932), der in Göttingen Assistent von Max Born und später Privatdozent für theoretische Physik gewesen war; Born und Debye bekamen den Preis erst später. Hilbert dürfte in erheblichem Umfang daran beteiligt gewesen sein, dieses „goldene Jahrzehnt“ herbeizuführen, wie gegenwärtig erforscht wird (Sommer und Wunsch, in Vorbereitung).

Der erste Schritt zur Institutionalisierung der modernen Physik in Göttingen war 1914 die Berufung Debyes aus Utrecht auf eine Professur für theoretische Physik. Die außerordentliche Wertschätzung seines wissenschaftlichen Potentials zeigt sich daran, dass ihn Hilbert schon 1915 und 1916 für den Physik-Nobelpreis vorschlug; er bekam dann, allerdings erst 1936, den Preis für Chemie. Auf einen anderen freien Lehrstuhl wurde der jüngere Experimentalphysiker Robert Pohl (1884-1976) aus Berlin berufen. Debye verließ Göttingen 1920 wieder, wodurch zusätzlich zu zwei 1918 und 1919 durch den Tod der Inhaber frei gewordenen Lehrstühlen ein dritter Physiklehrstuhl vakant war. Born, der 1906 bei Klein eine bemerkenswerte Dissertation vorgelegt hatte und von 1909 bis 1915 Privatdozent in Göttingen gewesen war, wurde nun aus Frankfurt zurückgerufen. Während seiner Verhandlungen in Berlin machte er den kühnen Vorschlag, dass er auf das Institut, das mit der ihm angebotenen Professur verbunden war, verzichten würde, wenn dafür Franck auf eine ordentliche Professur berufen und außerdem Pohls Stelle zu einer ordentlichen Professur im glei-

chen Range wie die Francks aufgewertet würde. Nach schwierigen Winkelzügen war dieser Vorschlag erfolgreich, und damit waren günstige Voraussetzungen für Forschung und Lehre geschaffen. Born erhielt schließlich dennoch ein Institut, wenn auch ein kleines. Das vorgeschlagene Übereinkommen bot erheblich mehr Vor- als Nachteile für alle Beteiligten außer Born, dem das größte Verdienst an dieser Reform zuzumessen ist. Die drei Physikprofessoren Born, Franck und Pohl harmonierten in wissenschaftlicher Hinsicht und waren darüber hinaus auch persönlich befreundet; außerdem gelang es ihnen, weitere Kollegen und Freunde nach Göttingen zu holen. Das Durchschnittsalter der Göttingen Physikprofessoren sank von über 65 im Jahr 1914 auf unter 40 im Jahr 1921 (Hund 1982; Dahms 2002).

Der neue Schwung in Forschung und Lehre, den die Verjüngung des Lehrkörpers mit sich brachte, ist allgemein bekannt. Vor allem ist hier die Entwicklung der Quantenmechanik zu nennen, bei der Göttingen gemeinsam mit zwei anderen Zentren – Kopenhagen und München – eine führende Rolle spielte (Rechenberg 1995, 179). Göttingen erlangte Ansehen insbesondere für die Entwicklung der statistischen Interpretation der Quantenmechanik. Berühmt ist die „Dreimännerarbeit“ von Born, Heisenberg und Pascual Jordan (1902-1980) aus dem Jahr 1925.

Der statistische Ansatz der Quantenphysik ging nicht nur in dem Sinne von Göttingen aus, dass er hier formuliert wurde, sondern auch dadurch, dass Born dieses neue Evangelium bei einer ausgedehnten Amerikareise zwischen November 1925 und März 1926 verkündete (Greenspan 2002). Mit der fast fertigen „Dreimännerarbeit“ verfügte Born dabei über etwas Neues und Spannendes, das er seinem amerikanischen Publikum vortragen konnte. Born legte während seines mehr als viermonatigen Aufenthalts in den USA auf Inlandsreisen rund 10.000 Kilometer zurück und hielt Vorträge über die neue Quantenphysik an zwölf der wichtigsten Universitäten und Forschungszentren, darunter das MIT, Harvard, die General Electric Company in Schenectady, Cornell, die Universitäten von Buffalo und von Chicago, das California Institute of Technology, Berkeley, die Universität von Wisconsin in Madison, die Columbia University, Princeton und die Philosophical Society in Washington DC. Bei seinen Vorträgen hatte er Tausende von Zuhörern – Naturwissenschaftler und andere –, und für viele von ihnen war dies die erste Begegnung mit der neuen Theorie aus Göttingen.

Wer mehr über die von Born vorgestellten Entwicklungen wissen wollte, reiste in der Folgezeit nach Göttingen, um an den physikalischen und mathematischen Instituten direkt mit Born und anderen zu arbeiten. Viele dieser Reisen wurden vom International Education Board (IEB) der

Rockefeller Foundation ermöglicht, die seit 1925 Studienstipendien an europäischen Universitäten an vielversprechende, junge amerikanische Physiker und Chemiker vergab. Dank der Stipendien des IEB und der Guggenheim Foundation riss in den sechs Jahren nach Borns Rückkehr an die Georgia Augusta der Strom der Göttingen-Besucher niemals ab. Beeindruckend lang ist die Liste der Studenten und Assistenten von Born und Franck, die in Göttingen promovierten, sich hier habilitierten und später eine erfolgreiche akademische Karriere hatten (Lemmerich 1982, 91).

5. „Paradise lost“ – „Paradise regained“?

Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten endete das „goldene Jahrzehnt“ der Göttinger Naturwissenschaften. Als direkte oder indirekte Folge der rassistischen und ideologischen Säuberungen des deutschen Beamtentums durch die nationalsozialistische Regierung wurden Wissenschaftler aus ihren Positionen vertrieben oder auf andere Weise in die Emigration gezwungen, darunter so prominente wie Born, Franck, der Mathematiker Richard Courant (1888-1972) oder der Geochemiker Viktor Moritz Goldschmidt (1888-1947) und viele ihrer weniger berühmten Kollegen (Becker et al. 1987, 1998; Beyerchen 1977; Dahms 1998; Kamp et al. 1989; Szabó 2000). Auch wenn einige begabte Wissenschaftler sie ersetzten und andere erstklassige Forscher wie der Luftfahrtingenieur Ludwig Prandtl (1875-1953) in Göttingen blieben, war das Ergebnis dennoch „Paradise lost“.

Die Frage ist gestellt worden, ob eine Rückkehr zu den Ruhmestagen des frühen zwanzigsten Jahrhunderts möglich wäre. Der historische Rückblick zeigt, dass die vorausschauende, weitsichtige Wissenschaftspolitik am Ende des 19. Jahrhunderts, die sich für Reformen einsetzte, für den Göttinger Nobelpreis-Erfolg entscheidend war. Göttingen erwies sich damals als fähig, auf der Grundlage seiner vorherigen historischen Leistungen in der Mathematik und den Naturwissenschaften eine zentrale Rolle im Rahmen der preußischen Wissenschaftspolitik zu übernehmen, und die Georgia Augusta konnte sich zu jener Zeit beim Vorantreiben der naturwissenschaftlichen Forschung auf ein großes „Hinterland“ aus politischem Wohlwollen, materieller Unterstützung und kulturellen Ressourcen stützen.

Schon die allererste Blütezeit Göttingens im späten achtzehnten Jahrhundert stand in Zusammenhang mit nationalen (damals: territorialen) und internationalen Konstellationen: Das Kurfürstentum Hannover hatte sich 1737 mit Göttingen eine eigene Landesuniversität geschaffen, und diese profitierte stark von den engen Beziehungen zu London, die aus der dynastischen Verbindung zwischen Hannover und England resultierten. Auch

nach dem Zweiten Weltkrieg waren die „Göttinger“ Nobelpreise und Nobelpreisträger mit gesamtstaatlichen Entwicklungen verbunden. Denn Göttingen übernahm durch seine Rolle beim Wiederaufbau der Naturwissenschaften in Nachkriegsdeutschland wissenschaftspolitische Funktionen in nationalem und internationalem Zusammenhang. Erneut erwies sich dabei die Verbindung zu England als vorteilhaft für Göttingen, das in der britischen Besatzungszone lag und davon profitierte, dass die Briten den Bemühungen um den Wiederaufbau der deutschen Naturwissenschaften gegenüber offener waren als Amerikaner, Franzosen oder Sowjets. Symptomatisch dafür war die unterschiedliche Haltung gegenüber der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Nach seiner Internierung im englischen Farmhall bei Cambridge war Hahn 1946 nach Deutschland zurückgekehrt und übersiedelte nach Göttingen. Von dort aus setzte er sich für die Verteidigung und den Erhalt der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ein, die von den USA, Frankreich und der Sowjetunion als erloschen betrachtet wurde. Die Sowjets übernahmen die Kaiser-Wilhelm-Institute in ihrer Zone, von denen sie einige demontierten und in die UdSSR abtransportierten. Amerikaner und Franzosen gestatteten zwar den verschiedenen Instituten in ihren jeweiligen Besatzungszonen die Weiterarbeit, weigerten sich aber, die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft anzuerkennen (Heinemann 1990). Nur die Briten waren gewillt, in ihrer Zone die Gesellschaft zu unterstützen, wobei allerdings ihr Name zu „Max-Planck-Gesellschaft“ geändert werden musste (Walker 1995, 2002). Göttingen wurde zum Hauptquartier der umbenannten Gesellschaft bestimmt und bekam eine Reihe von Max-Planck-Instituten. Heisenberg war ebenfalls in Farmhall interniert gewesen, wo ihn britische Kollegen als denjenigen deutschen Wissenschaftler auswählten, mit dem sie den Wiederaufbau der deutschen Naturwissenschaften planen wollten (Cassidy 1991, 1994, 1995; Frank 1993, 174-194). Als Heisenberg nach Deutschland zurückkehrte, zog auch er nach Göttingen, wo er in enger Zusammenarbeit mit den britischen Besatzungsbehörden das ehemalige Berliner Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik als MPI für Physik neu gründete und Honorarprofessor an der Universität wurde.

Die nach 1945 in Göttingen arbeitenden Nobelpreisträger hatten in keinem Falle direkt etwas mit der Universität zu tun, sondern mit der Max-Planck-Gesellschaft und ihren Instituten. Die Preisträger waren entweder „importiert“ (von Laue, Hahn, Planck), oder sie gehörten zum 1949 gegründeten MPI für physikalische Chemie (ab 1971 MPI für biophysikalische Chemie – Karl-Friedrich-Bonhoeffer Institut) (Eigen, Neher, Sakmann).

Die Geschichte der Göttinger Naturwissenschaften nach dem Zweiten Weltkrieg und insbesondere die der Max-Planck-Institute hat seit einiger Zeit historiographische Aufmerksamkeit erfahren (Alter 1990; Heine-

mann 1990; Oexle 1995; Walker 2002). Solche historische Untersuchungen könnte einen wesentlichen Beitrag dazu leisten, den Kurs für die gegenwärtige Wissenschaftspolitik festzulegen.

Literatur

- Alter, Peter. 1990 „Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in den deutsch-britischen Wissenschaftsbeziehungen“, in *Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft – Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm/Max-Planck-Gesellschaft*, hg. von Rudolf Vierhaus und Bernhard vom Brocke. Stuttgart, S. 727-746.
- Becker, Heinrich, Hans-Joachim Dahm und Cornelia Wegeler. 1987 (2. Aufl. 1998). *Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus*. München.
- Beyerchen, Alan. 1977. *Scientists under Hitler: Politics and the Physics Community in the Third Reich*. New Haven.
- Boockmann, Hartmut. 1997. *Göttingen: Vergangenheit und Gegenwart einer europäischen Universität*. Göttingen.
- Born, Max. 1978. *My Life: Recollections of a Nobel Laureate*. New York.
- Born, Gustav V. R. 2002. *The Born Family in Göttingen and Beyond*. Göttingen.
- Brocke, Bernhard vom. 1980. „Hochschul- und Wissenschaftspolitik in Preußen und im Deutschen Kaiserreich 1882-1907: das ‚System Althoff‘“, in *Bildungspolitik in Preußen zur Zeit des Kaiserreichs*, hg. v. P. Baumgart. Stuttgart, S. 9-118.
- Brocke, Bernhard vom (Hrsg.). 1991. *Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter. Das „System Althoff“ in historischer Perspektive*. Hildesheim (Edition Bildung und Wissenschaft, 5).
- Busse, Detlef. 2000. *Die Universität Göttingen während des I. Weltkrieges am Beispiel der Naturwissenschaften*. Magisterarbeit, Göttingen.
- Cassidy, David. 1991. *Uncertainty: The Life and Science of Werner Heisenberg*. New York.
- Cassidy, David. 1994. „Controlling German Science, I: U.S. and Allied Forces in Germany, 1945-1947“, *Historical Studies in the Physical and Biological Sciences*, 24, No. 2: 197-237.
- Cassidy, David. 1995. „Controlling German Science, II: Bizonal Occupation and the Struggle over West German Science Policy, 1946-1949“, *Historical Studies in the Physical and Biological Sciences*, 26, No. 1: 197-239.
- Crawford, Elisabeth. 1992. *Nationalism and Internationalism in Science, 1880-1939. Four Studies of the Nobel Population*. Cambridge.

- Dahms, Hans Joachim. 1998. „Die Universität Göttingen 1918 bis 1989: Vom ‚Goldenen Zeitalter‘ der Zwanziger Jahre bis zur ‚Verwaltung des Mangels‘ in der Gegenwart“, in *Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt*, Bd. 3, hg. v. Rudolf von Thadden and Günter J. Trittel. Göttingen, S. 395-456.
- Dahms, Hans-Joachim. 2002. „Appointment politics and the rise of modern theoretical physics at Göttingen“, in *Göttingen and the Development of the Natural Sciences*, hg. v. Nicolaas Rupke. Göttingen.
- Frank, Charles (Hrsg.). 1993. *Operation Epsilon: The Farm Hall Transcripts*. Berkeley.
- Heinemann, Manfred. 1990. „Die Wiederaufbau der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und die Neugründung der Max-Planck-Gesellschaft (1945-1947)“, in *Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft – Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm/Max-Planck-Gesellschaft*, hg. v. Rudolf Vierhaus and Bernhard vom Brocke. Stuttgart, S. 407-470.
- Hund, Friedrich. 1982. „Born und Franck gemeinsam in Göttingen“, in *Max Born, James Franck: Der Luxus des Gewissens. Physiker in ihrer Zeit*, hg. v. Jost Lemmerich. Berlin, S. 57-61 (= Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Ausstellungskataloge, 17).
- Hund, Friedrich. 1987. *Die Geschichte der Göttinger Physik*. Göttingen.
- Jungk, Robert. 1958. *Brighter than a Thousand Suns*. New York.
- Kamp, Norbert. 1987. *Das Göttinger Jubiläum von 1937: Glanz und Elend einer Universität*. Göttingen.
- Kamp, Norbert. 1988. „1937 – die Universität im Dritten Reich“, in *Stationen der Göttinger Universitätsgeschichte: 1737 - 1787 - 1837 - 1887 - 1937*, hg. v. Bernd Moeller. Göttingen, S. 91-115.
- Kamp, Norbert et al. 1989. *Exodus Professorum*. Göttingen.
- Klein, Felix. 1900. *Über die Neueinrichtungen für Electrotechnik und allgemeine technische Physik an der Universität Göttingen*. Leipzig.
- Klein, Felix. 1908. „Die Göttinger Vereinigung zur Förderung der angewandten Physik und Mathematik“, *Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst u. Technik*, 2, Ausg. 8: Sp. 519-532.
- Lemmerich, Jost. 1982. *Max Born, James Franck: Der Luxus des Gewissens. Physiker in ihrer Zeit*. Berlin (= Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Ausstellungskataloge, 17).
- Manegold, Karl-Heinz. 1970. *Universität, Technische Hochschule und Industrie. Ein Beitrag zur Emanzipation der Technik im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Bestrebungen Felix Kleins*. Berlin.
- Mehra, Jagdish und Helmut Rechenberg. 1982. *The Historical Development of Quantum Mechanics*. New York, Heidelberg, Berlin.

- Oexle, Otto Gerhard. 1995. *The British Roots of the Max-Planck-Gesellschaft*. London: German Historical Institute.
- Paul, Fritz. 2002. „Alfred Nobel und seine Stiftung“, in *Das Göttinger Nobelpreiswunder. 100 Jahre Nobelpreis. Ausstellungskatalog*, hg. v. Elmar Mittler und Monique Zimon. Göttingen, S. 15-34.
- Riecke, Eduard et al. 1906. *Die physikalischen Institute der Universität Göttingen*. Leipzig and Berlin.
- Rowe, David E. 1989. „Klein, Hilbert and the Göttingen Mathematical Tradition“, *Osiris*, 2nd series, 5: 186-213.
- Rupke, Nicolaas. 2002a. „Das Göttinger Nobelpreiswunder aus wissenschaftshistorischer Sicht“, in *Das Göttinger Nobelpreiswunder. 100 Jahre Nobelpreis. Ausstellungskatalog*, hg. v. Elmar Mittler und Monique Zimon. Göttingen, S. 54-67.
- Rupke, Nicolaas. 2002b. „Das Göttinger Nobelpreiswunder: Ausstellungstexte“, in *Das Göttinger Nobelpreiswunder. 100 Jahre Nobelpreis. Ausstellungskatalog*, hg. v. Elmar Mittler und Monique Zimon. Göttingen, S. 68-73.
- Rupke, Nicolaas. 2002c. „The Göttingen location“, in *Göttingen and the Development of the Natural Sciences*, hg. v. Nicolaas Rupke. Göttingen.
- Schröder, Wilfried. 1985. „Zur Rolle der Gesellschaft der Wissenschaften bei der Entwicklung der Physik in Göttingen (1880-1930)“, *Nachrichten der Akad. d. Wiss. in Göttingen II. Math.-phys. Klasse*, Nr. 2: 85-99.
- Selle, Götz von. 1937. *Die Georg-August-Universität zu Göttingen 1737-1937*. Göttingen.
- Selle, Götz von. 1953. *Universität Göttingen. Wesen und Geschichte*. Göttingen.
- Siegmund-Schultze, Reinhard. 1997. „Felix Kleins Beziehungen zu den Vereinigten Staaten, die Anfänge deutscher Wissenschaftspolitik und die Reform um 1900“, *Sudhoffs Archiv*, 81: 21-38.
- Sommer, Klaus und Daniela Wünsch. In Vorbereitung. „Klein, Hilbert and the unity of science“.
- Szabó, Anikó. 2000. *Vertreibung, Rückkehr, Wiedergutmachung. Göttinger Hochschullehrer im Schatten des Nationalsozialismus*. Göttingen.
- Thadden, Rudolf von, and Trittel, Günter J. (Hrsgg.). 1999. *Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt*. Bd. 3. Göttingen.
- Tobies, Renate. 1990a. „Zum Verhältnis von Felix Klein und Friedrich Althoff“ in *Akademie der Wissenschaften der DDR, ITW Kolloquien H. 74: Friedrich Althoff 1839-1908*. Berlin, S. 35-56.
- Tobies, Renate. 1991. „Wissenschaftliche Schwerpunktbildung: der Ausbau Göttingens zum Zentrum der Mathematik und Naturwissenschaften“ in *Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im*

- Industriezeitalter. Das „System Althoff“ in historischer Perspektive*, hg. v. B. vom Brocke. Hildesheim, S. 87-108 (Edition Bildung und Wissenschaft, 5).
- Tobies, Renate. 2002. „The development of Göttingen into the Prussian centre for mathematics and the exact sciences“, in *Göttingen and the Development of the Natural Sciences*, hg. v. Nicolaas Rupke. Göttingen.
- Voigt, Hans-Heinrich (Hrsg.). 1988. *Naturwissenschaften in Göttingen*. Göttingen.
- Voit, Max. 1937. *Bildnisse Göttinger Professoren aus zwei Jahrhunderten (1737-1937)*. Göttingen.
- Walker, Mark. 1995. *Nazi Science: Myth, Truth, and the German Atomic Bomb*. New York.
- Walker, Mark. 2002. „Göttingen as a science borderland following World War II“, in *Göttingen and the Development of the Natural Sciences*, hg. v. Nicolaas Rupke. Göttingen.
- Zimon, Monique, 2002. „Die Göttinger Nobelpreisträger. Alphabetische Übersicht“, in *Das Göttinger Nobelpreiswunder. 100 Jahre Nobelpreis. Ausstellungskatalog*, hg. v. Elmar Mittler und Monique Zimon. Göttingen, S. 109-286.

Anmerkungen eines Preisträgers

Manfred Eigen

Im Zuge der Vorbereitungen zu dieser Vortragsreihe wurde ich gefragt, ob ich etwas über die „Bedeutung des Nobelpreises aus der Sicht eines Preisträgers“ erzählen könnte. Ich habe abgewunken und eine bescheidenere Formulierung meines Themas gewählt. Der wahre Grund ist die Ambiguität des Begriffs „Bedeutung“. Das Wort kann zweierlei oder, wenn man es noch genauer nimmt, sogar dreierlei „bedeuten“: Zunächst einmal: *Inhalt* oder *Sinn* eines Begriffs, dann vor allem *Wichtigkeit* einer Angelegenheit, und drittens *Auswirkung* bzw. *Tragweite* eines Sachverhaltes. Die „Gefährlichkeit“ der Verwendung des Begriffs im Zusammenhang mit meinem Vortragstitel möchte ich klarmachen mit einer uns Älteren wohl bekannten Anekdote über einen Göttinger Gelehrten, der zu einer Tagung fuhr und dem seine Frau bei der Abfahrt des Zuges zurief: „Heinrich, sei bedeutend“. Diese kleine Geschichte illustriert die Bedenken, die ich hinsichtlich des Vortragsthemas hatte, obwohl ich hinzufügen muss, dass die meisten Anekdoten nicht dem Worte nach „*wahr*“ sind, sondern eher dem Sinne nach.

Ich will mich also mit Anmerkungen begnügen. Dabei kommt mir zugute, dass ich seit 35 Jahren zu Preisvorschlägen in allen drei naturwissenschaftlichen Disziplinen: Physik, Chemie und Physiologie/Medizin aufgefordert und gelegentlich um ein vergleichendes Gutachten zu den vom Nobelkomitee herausgesiebten Kandidaten gebeten werde. Im letzteren Falle besteht die Schwierigkeit darin, dass laut Nobels Testament für ein bestimmtes Gebiet nicht mehr als drei Kandidaten zur Auswahl gelangen dürfen, was angesichts der in den Naturwissenschaften heute üblichen Teamarbeit in vielen Fällen unweigerlich eine willkürliche Auswahl von Personen beinhaltet. Hierauf hat Erwin Neher in seinem brillanten Vortrag vor 14 Tagen besonders hingewiesen.

Im Wesentlichen sind es drei Aspekte, auf die ich hier näher eingehen will:

- 1) Was ist das „Wesen“ eines wissenschaftlichen Preises, insbesondere des Nobelpreises, und wie wird ein solcher Preis in der Öffentlichkeit eingeschätzt? Sie wundern sich vielleicht, warum ich den Wissenschaftspreis von seinem nächsten Verwandten, dem Kunstpreis, oder von den vielen im Sport oder anderen Bereichen menschlichen Strebens üblichen Preisen unterscheide. Darauf komme ich dann im einzelnen zurück.
- 2) Eine Frage, die mir des öfteren von jungen Wissenschaftlern gestellt wird, lautet: Was muss man tun, um einen solchen Preis zu bekommen? Kurzantwort: Man muss originelle Ideen haben. Aber das allein reicht nicht. Lassen Sie mich dazu eine kurze Geschichte erzählen: Ein junger Mann mit einem Geigenkasten unterm Arm hastet über die 42. Straße in New York und fragt einen vorübergehenden Passanten: „Können Sie mir den Weg zur Carnegie Hall zeigen?“ Dieser mustert den jungen Mann und sagt schließlich: “Practice, practice, practice!” „Üben, üben, üben!“
- 3) Was für Menschen sind das, die einen Nobelpreis bekommen? Dazu einiges aus meiner persönlichen Bekanntschaft mit über hundert Preisträgern und vor allem die Frage: Gibt es eine Gerechtigkeit bei der Auswahl der Preisträger? Kurzantwort: Bei der Auswahl im allgemeinen ja. Das Problem liegt jedoch bei denen, die den Preis nicht bekommen, obwohl sie ihn eigentlich verdient hätten.

Lassen Sie mich mit dem ersten Aspekt beginnen: Zunächst müssen wir uns das Wort „Preis“ näher ansehen. Wiederum möchte ich drei Interpretationen unterscheiden. Da ist zunächst der Preis einer Ware, das, was ich bezahlen muss, wenn ich die Ware erwerben will. Die Ware als solche muss nicht einen Sachwert darstellen, sondern kann auch eine Dienstleistung beinhalten. Sodann kommt der Preis in einem Wettbewerb, z. B. der Sportpreis, der einen Sieger krönt. Das heißt, man muss kämpfen, um ihn zu erringen. Er ist nur mittelbar eine Bezahlung oder ein Lohn und schließt ebenso Anerkennung ein. Ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal zur dritten Kategorie ist, dass ein solcher Preis des öfteren wieder erworben werden kann, was seinem Träger, etwa einem Boxchampion, unter Umständen großen Reichtum beschert. An dritter Stelle kommt schließlich der Preis im Bereich der Künste und Wissenschaften. Auch hier gibt es Unterschiede. Beiden Kategorien aber ist gemeinsam, dass der Preis die Belohnung einer Leistung darstellt, die nicht in einem Wettbewerb erbracht wurde. Vielmehr ist er eine Ehrung für Originalität und außergewöhnliches Können. In den Künsten beeinflusst er die erzielbaren Honorare. In den Wissenschaften hat er kaum Auswirkungen auf die Gehälter, wohl aber ist er hilfreich bei Bewerbungen auf lukrative Positionen.

Den letzten Punkt möchte ich ein wenig detaillieren. Der Künstler auf einem dem Nobelpreis vergleichbaren Niveau – nehmen wir als Beispiel den mir persönlich gut bekannten Cellisten Mstislaw Rostropowitsch – verdient in wenigen Konzerten den Geldwert eines heutigen Nobelpreises. Dieser hat zwar aufgrund eines gewaltigen Sprunges, nämlich von 1989: drei Millionen auf 1991: sechs Millionen Schwedenkronen – das ist immerhin fast zehnmal mehr als die Nobelpreise im Jahre 1967 – inzwischen die Millionen-Dollar-Grenze überschritten. Meinen Kollegen Erwin Neher und Bert Sakmann habe ich 1991 dazu gratuliert, „dass sie diesen Preis nicht schon ein Jahr früher bekommen haben.“ Einem Vergleich jedoch mit der Wertschöpfung im Kunstbetrieb und beim Tennis-, Box- oder Fußballsport hält der Preis bis heute nicht stand – wohlgerne rede ich hier nur von vergleichbarem relativen Niveau und Renommee der Preisträger. Der Künstler muss zu Beginn seiner Laufbahn im allgemeinen mit einem recht entbehrungsreichen Leben rechnen, sogar mehr als der Wissenschaftler. Daher ist die Bedeutung von Preisen in den Künsten und Wissenschaften gerade in den frühen Stadien der Entwicklung nicht hoch genug zu bewerten. Was zählt ist ja nicht der Geldwert, sondern die damit verbundene Wertschätzung. Eklatantestes Beispiel ist die Fields' Medal, sozusagen der Nobelpreis der Mathematiker. Ihr Geldwert beträgt gerade einmal 15.000 Canadian Dollar, das sind weniger als 10.000 Euro, aber das Renommee dieser Auszeichnung ist enorm.

Was den Ruf des Preisträgers in der Gesellschaft betrifft – und damit komme ich zum Nobelpreis zurück – dafür gibt es kuriose Beispiele. Ein Diplomat begrüßte kürzlich die in der Botschaft versammelten Nobelpreisträger seines Landes, indem er ihnen versicherte, wie geehrt er sich fühle, Personen von der Bedeutung eines Franz Beckenbauer bei sich zu sehen. Nun, wenn man die mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Personen selber nach ihrer *Bedeutung* fragen würde, so erhielte man die mannigfaltigsten Antworten, wobei die allgemein zur Schau getragene Bescheidenheit oftmals ein „fishing for compliments“ beinhaltet. Ein israelischer Kollege, Ephraim Katschalsky, vormals Präsident des Staates Israel, erzählte einmal die Geschichte von dem großen Gelehrten, an dessen Sterbebett sich seine Kollegen und Schüler versammelten, um die Taten des Dahinscheidenden zu preisen und sein Lob zu singen. Da bemerkten sie, dass die Lippen des Greises sich bewegten, und sie beugten sich über ihn, um die letzten Weisheiten von ihm zu erlauschen. Er murmelte: „Aber ihr habt vergessen zu erwähnen, dass ich auch bescheiden war.“

Die Bedeutung des Nobelpreises in der Öffentlichkeit ist im Laufe der Jahrzehnte in sehr unterschiedlichem Kontext gesehen worden. Auf David Hilberts Grabstein auf dem Göttinger Stadtfriedhof steht zu lesen: „Wir

müssen wissen, wir werden wissen!“ Heutzutage überwiegt die Skepsis, mit der jede Entdeckung in der Öffentlichkeit quittiert wird. Jetzt heißt es nicht mehr zuerst: „Welchen Nutzen wird uns diese Erfindung bringen?“, sondern: „Welcher Schaden wird mit ihr verbunden sein?“ Hierzu möchte ich das Beispiel Alfred Nobels anführen, dessen Stiftung die Grundlage des Nobelpreises darstellt.

Es war die Erfindung des Dynamits, die Nobel ein gewaltiges Vermögen einbrachte. Heute würde die Gesellschaft eine solche Erfindung ohne zu überlegen mit einem negativen Urteil belegen, aber das würde der damaligen Situation nicht gerecht werden. Bis in das neunzehnte Jahrhundert war das Schwarzpulver – eine Mischung aus Salpeter, Schwefel und Holzkohle – der alleinige, zur Verfügung stehende wirksame Sprengstoff, der zunächst als sogenanntes Schießpulver für militärische Zwecke eingesetzt wurde und seit dem 17. Jahrhundert auch im Bergbau Verwendung fand. 1846 war das Nitroglyzerin erfunden worden, das als Sprengstoff wesentlich effizienter ist als das Schwarzpulver. Doch es hat die unangenehme Eigenschaft, bei plötzlicher Erschütterung oder schneller Erhitzung unkontrolliert zu detonieren. Daher war es völlig ungeeignet für den militärischen Einsatz, allerdings wurde es zunehmend beim Strassen- und Tunnelbau eingesetzt. Für Nobel stellte sich die Aufgabe, diesen Sprengstoff sicher handhabbar zu machen, und er löste das Problem, indem er das Nitroglyzerin mit Kieselgur vermischte. Kieselgur ist ein Süßwasser-Sediment, das aus den Kieselsäurepanzern abgestorbener Diatomeen besteht. Es ist aufgrund seiner Porosität und seines Absorptionsvermögens in der Lage, das Nitroglyzerin vollständig aufzusaugen, wodurch ein trockener, sicher lagerbarer und allein durch Initialzündung auslösbarer Sprengstoff entsteht. Im aufkommenden Industriezeitalter war die Erfindung des Dynamits und ähnlicher, sicher handzuhabender Sprengstoffe die Quelle enormen Reichtums.

Alfred Nobel war pazifistischer Grundgesinnung. Mit Berta v. Suttner pflegte er eine enge Freundschaft. Nach Nobels Tode erhielt Berta v. Suttner im Jahr 1905 den Friedensnobelpreis. Nobels Stiftung war keineswegs geprägt von schlechtem Gewissen, das sich etwa aus dem Wissen um eine mögliche kriegerische Verwendung seiner Erfindungen nährte. Im Gegenteil war Alfred Nobel davon überzeugt, dass dieses Wissen die Menschheit in der Zukunft mit einer größeren Hemmschwelle ausstattet und damit Kriege verhindern hilft – leider eine Fehleinschätzung menschlicher Vernunft.

Wir hatten auf der diesjährigen Nobelpreisträgertagung in Lindau eine Podiumsdiskussion zu diesem Thema. Das Fazit war, dass Missbrauch von Erfindungen sich nicht durch Moratorien in der Gewinnung von Wissen

oder durch dessen Geheimhaltung verhindern lässt. Wer missbrauchen will, *hält* sich an kein Moratorium und macht sein Wissen *nicht* der Allgemeinheit zugänglich. Das zu lösende Problem ist ethischer Natur und betrifft allein unseren Umgang mit Wissen und dessen Anwendung.

Es ist Zeit, dass ich mich der zweiten meiner drei Fragen zuwende – eine Frage, die schon im Mittelpunkt unserer Podiumsdiskussion zur Eröffnung der Ausstellung stand: Was muss man tun, um einen Nobelpreis zu bekommen? Ich sagte, man muss gute Ideen haben und ein Gespür für das richtige (d. h. im Augenblick lösbare) Problem. Und, noch wichtiger ist, was ich zu Beginn in meiner Kurztantwort betonte: “Practice, practice, practice!”

Da es kein Patentrezept gibt, will ich Ihnen etwas aus meiner frühen Arbeit erzählen, die ja 1967 zu einem Chemie-Nobelpreis führte. Bei der Vorbereitung zum Doktor-Examen hatte ich in Euckens Lehrbuch gelesen, dass Reaktionen zwischen positiv und negativ geladenen Ionen in wässriger Lösung unendlich, das heißt natürlich unmessbar, schnell verlaufen. Das bekannteste Beispiel ist die Neutralisationsreaktion, bei der sich ein positiv geladenes Wasserstoffion, ein Proton, und ein negativ geladenes Hydroxyion zu einem Wassermolekül vereinigen. Die Schwierigkeit besteht in einer hinreichend schnellen Vermischung der Reaktionspartner, im genannten Beispiel: der Säure und der Base. Die Reaktion selbst verläuft um viele Größenordnungen schneller als der Mischvorgang. Natürlich nimmt man im jungen Alter – ich war gerade dreiundzwanzig Jahre alt – nichts so leicht unwidersprochen hin. Unmessbar? Das gab es doch nicht. Man musste eine Idee haben, den Mischvorgang zu umgehen. In die Beschleunigung des Mischprozesses waren schon viele Ideen investiert worden. Hartridge und Roughton in England hatten in einer Strömungsanordnung mit kleiner Mischkammer eine turbulente Durchmischung innerhalb einer tausendstel Sekunde erzielt. Aber das reichte eben nicht. Man konnte errechnen, dass Reaktionen der genannten Art innerhalb von Millionstel bis Milliardstel Sekunden ablaufen .

Die zündende Idee kam mir, im Anschluss an einen Vortrag, den ich im Frühjahr 1951, angeregt durch Richard Becker, den damaligen Göttinger Ordinarius für theoretische Chemie, hielt. Das Thema war: „Struktur des Wassers und Ionenhydratation“. Es ging um die Interpretation von Messdaten der spezifischen Wärmen, die ich mit einem in meiner Doktorarbeit entwickelten Präzisionskalorimeter an leichtem und schwerem Wasser, sowie an Elektrolytlösungen bestimmt hatte. Im gleichen Kolloquium berichteten zwei Kollegen aus dem 3. Physikalischen Institut, Konrad Tamm und Günter Kurtze, über ihre Ultraschallabsorptionsmessungen an wässrigen Elektrolytlösungen in einem breiten Frequenzbereich. Bei diesem

Vortrag stand ein praktisches Problem im Vordergrund: die anomal hohe Schallabsorption von Seewasser, die einer Schall-Lotung nach dem Sonarverfahren im Wege stand. Besonderes Interesse an solchen Untersuchungen bestand seitens der britischen und US-amerikanischen Marine, die einen Teil des Versuchsaufbaus – das 3. Physikalische Institut war auf diesem Gebiet Weltspitze – finanziert hatten.

Eine Frage, die in der den Vorträgen sich anschließenden Diskussion hochkam, war: Was ist die Ursache der abnorm hohen Schallabsorption des Seewassers? Reines Wasser zeigt eine relativ niedrige mit steigender Frequenz monoton ansteigende Schallabsorption, während Seewasser zwei ausgeprägte Maxima (oberhalb 100 kHz sowie bei ca. 100 MHz) aufweist. In der Umgebung dieser Maxima ist die Absorption um Größenordnungen gegenüber reinem Wasser erhöht. Tamm und Kurtze hatten versucht, diese Frage durch Messungen an reinen Elektrolytlösungen zu klären. Der Verdacht richtete sich zunächst auf das Natriumchlorid, das ja in größerer Menge im Seewasser gelöst ist. Die Messungen zeigten jedoch, dass NaCl-Lösungen bei allen Frequenzen noch weniger absorbieren als reines Wasser. Nun schmeckt Seewasser nicht nur salzig, sondern auch bitter, und das rührt daher, dass neben dem Kochsalz im Seewasser noch eine gehörige Menge Bittersalz = Magnesiumsulfat (MgSO_4) gelöst ist. Und hier waren die beiden Forscher tatsächlich fündig geworden: Reine Lösungen von MgSO_4 zeigten in der Tat das für Seewasser charakteristische Profil der Schallabsorption.

Damit war zwar „der Verursacher“, jedoch noch nicht „die Ursache“ der hohen Schallabsorption identifiziert. In der angeregten Diskussion brachte Richard Becker folgendes Argument vor: „Herr Eigen hat uns in seinem Vortrag über die Ionenhydratation berichtet. Danach ist in der unmittelbaren Nachbarschaft eines gelösten Ions die normale Wasserstruktur gestört. Statt dessen bilden sich um das Ion herum zwei Schichten mehr oder weniger fest gebundener Wassermoleküle, die sogenannten Hydrathüllen. In diesen sind die Wasserdipole im elektrischen Feld der einzelnen Ionen ausgerichtet. Magnesiumsulfat ist ein starker Elektrolyt, das heißt MgSO_4 ist in der Lösung in die doppelt geladenen Ionen Mg^{++} und SO_4^{--} dissoziiert. Was liegt näher, als anzunehmen, dass die beiden Maxima der Schallabsorption auf die beiden Hydratzustände der Ionen Mg^{++} und SO_4^{--} zurückzuführen sind.“

Das war in der Tat ein genialer Erklärungsansatz. Man muss hierzu wissen, wie die Schallabsorption zustande kommt, vor allem, inwiefern sie ein chemisches Gleichgewicht, wie es bei der Ionenhydratation vorliegt, beeinflusst. Das hatte Albert Einstein bereits 1916 in einer theoretischen Arbeit gezeigt. Eine Schallwelle ist eine Druck- (und Temperatur-)

Welle. Ein chemisches Gleichgewicht ist (im allgemeinen) druck- und temperaturabhängig. Erfolgen die Reaktionen und damit die Einstellung des chemischen Gleichgewichts schnell genug, so schwingen die Änderungen in Phase mit der Druck- bzw. Temperaturwelle. Sind die Reaktionen dagegen zu langsam, so nimmt das Gleichgewicht keinerlei Notiz von der Druck- und Temperaturoszillation. Lediglich wenn die Schwingungsperiode und die Zeitkonstante der Gleichgewichtseinstellung ungefähr übereinstimmen, hinkt letztere der auslösenden äußeren Wirkung mit einer Phasenverschiebung nach und entzieht dadurch der Schallwelle ständig Energie. Die Schallamplitude nimmt mit zunehmendem Abstand von der Schallquelle ab. Walter Nernst hatte in den zwanziger Jahren versucht, diesen Effekt einer „chemischen Schallabsorption“ zu messen, leider ohne jeden Erfolg. Die Empfindlichkeit der Messanordnung war zu gering.

Beckers Vorschlag machte also Sinn. Tamm und Kurtze hatten ja zwei Maxima gefunden. Das eine – im Mikrosekundenbereich – ließe sich eventuell dem Mg^{++} -Ion zuordnen, das andere – im Nanosekundenbereich – dem Sulfation. Die Wassermoleküle sind im Falle des großen Sulfations viel lockerer gebunden als im Falle des wesentlich kleineren Magnesiumions, an dessen Oberfläche eine viel stärkere elektrische Feldstärke herrscht. Ich hatte allerdings Bedenken, und zwar wegen des Fehlens jeglicher Schallabsorptions-Effekte bei anderen Elektrolyten, deren Ionen analoge Hydrathüllen aufweisen. Ich schlug deshalb vor, Lösungen von Magnesiumchlorid und Natriumsulfat getrennt zu untersuchen. Von den Untersuchungen an Kochsalzlösungen wusste man ja, dass Na^+ und Cl^- -Ionen keinerlei Effekt zeigen. Also müsste man in $MgCl_2$ -Lösungen das „untere“ und in Na_2SO_4 -Lösungen das „obere“ Maximum finden. Diese Messungen wurden gleich in den folgenden Tagen gemacht – das Ergebnis war negativ. Beide Lösungen zeigen keine analogen Effekte.

Das Ende der Geschichte ist schnell erzählt. Es stellte sich heraus, dass die Ursache der Schallabsorption in einer direkten Wechselbeziehung zwischen beiden Partnern, dem Mg^{++} und dem SO_4^{--} -Ion, zu suchen war. Dabei dringt das Sulfation in die Hydratschale des Magnesiumions ein. Die Wassermoleküle der äußeren Schale sind leichter zu substituieren als die der fester gebundenen Wasserdipole in der inneren Schale; daher die beiden Maxima in den etwa um den Faktor Tausend verschiedenen Zeitbereichen. Dieser Nachweis nahm erheblich viel mehr Zeit in Anspruch. Es mussten Messungen unter verschiedenen Konzentrationsbedingungen vorgenommen werden, und es musste die Theorie für die gekoppelten Reaktionen, die sich durch Systeme gekoppelter Differentialgleichungen beschreiben lassen, neu ausgearbeitet werden. Also wieder: “Practice, practice, practice!” Vor den Preis haben die Götter den Fleiß gesetzt.

Nun wollte ich Ihnen mit dieser Geschichte nicht so sehr etwas über spezielle wissenschaftliche Ergebnisse erzählen. Vielmehr wollte ich zeigen, wie eine Idee zustande kommt. In diesem Fall war es die Idee, wie man die „unmessbar schnellen Reaktionen“ am Ende doch einer Messung zugänglich machen kann. Diese Idee war plötzlich da, nachdem ich verstanden hatte, wie die Schallabsorption zustande kam. Ich wusste mit einem Schlage, wie sich der Mischvorgang umgehen lässt. Man geht von einem völlig durchmischten stationären Zustand, zum Beispiel einem Gleichgewicht, aus. Durch schnelle Änderung eines äußeren Parameters, wie Druck, Temperatur oder elektrische Feldstärke, verursacht man eine Störung, deren „Relaxation“ – also deren Ausgleich – man dann direkt beobachten kann. Das war die Idee, und es gab eine Fülle von Möglichkeiten, diese Idee in optimaler Weise, nämlich für die Anwendung auf komplizierte chemische Fragestellungen, zu realisieren. Schallwellen sind in diesem Falle nur wenig geeignet. Die Messung der Schallabsorption verlangt hohe Konzentrationen und große Volumina. Die ersten Erfolge wurden mit der Anwendung kurzer elektrischer Impulse sehr hoher Feldstärke erzielt. Gemeinsam mit Leo De Maeyer, der im Herbst 1954 in Bonhoeffers Institut gekommen war, konnten wir so zum ersten Mal die Geschwindigkeit der Neutralisation: $\text{H}^+ + \text{OH}^- \rightleftharpoons \text{H}_2\text{O}$, und zwar durch Störung dieses Dissoziationsgleichgewichtes in (hochgereinigtem) Wasser mithilfe von elektrischen Stoßwellen, direkt bestimmen. Diese Neutralisationsreaktion hat bis auf den heutigen Tag den Rekord als schnellste chemische Reaktion in wässriger Lösung gehalten. Die Reaktion einer einmolaren Säure mit einer einmolaren Base hat eine Halbwertszeit von weniger als dem hundertsten Teil einer Milliardstel Sekunde. Unsere damalige Situation lässt sich besonders gut durch die folgende Geschichte charakterisieren:

Im Frühjahr 1954 veranstaltete die Faraday Society in England eine Diskussionstagung mit dem Titel: “The Study of Fast Reactions”. Gemeinsam mit meinem damaligen Doktoranden Josef Schön hatte ich gerade die ersten (noch nicht veröffentlichten) Ergebnisse erzielt. So meldete ich mich zu dieser Tagung an. Als Sensation galten damals Messungen im Zeitbereich von einigen Mikrosekunden mithilfe der Flash Photolysis-Methode, bei denen eine photochemische Reaktion durch einen starken Lichtblitz ausgelöst wird. Die Sitzung über „Reaktionen in der Lösungsphase“ begann mit einem Vortrag von Ronald P. Bell aus Oxford, in dem es um Reaktionen im Sekundenbereich ging. Er nannte sie „rapid“. Einer der nächsten Sprecher war F. J. W. Roughton aus Cambridge, der gemeinsam mit Hartridge sowie mit Britton Chance aus den USA zu den Pionieren der schnellen Mischverfahren zählt, die den Bereich von tausendstel Sekunden erreichten. Roughton hatte die Bindung des Sauerstoffs an das Hämoglobin

globin-Molekül, den roten Blutfarbstoff untersucht, und er bezeichnete diese Reaktionen als „very rapid“. Als schließlich Ronald Norrish und George Porter (beide Cambridge) über ihre Blitzlicht-Experimente referierten, blieb ihnen nur noch der Begriff „extremely fast“, um die von ihnen untersuchten Reaktionen zu charakterisieren. Damit kam ich in eine schwierige Lage. Der Titel meines Vortrages lautete: „The Study of Fast Reactions with Half-Times as Short as 10^{-9} Seconds.“ Ich wandte mich daher an das Auditorium und sagte, dass dies meine erste Reise nach England sei, und dass mein Englisch noch nicht so perfekt sei und mir ein Komparativ zu „extremely fast“ nicht einfiel. Man beruhigte mich sofort: „Call your reactions ‘damned fast’ and if you really mean it, say ‘damned fast, indeed’.“

In Göttingen folgten aufregende Jahre. Wir betraten völlig unerforschtes Neuland. Zeitweise experimentierten Gastwissenschaftler aus zehn verschiedenen Ländern in unseren Labors. Richtig interessant wurde es, als wir aus der Theorie der gekoppelten Reaktionen eine Relaxationsspektrometrie entwickeln konnten, mit deren Hilfe sich ein Reaktionsmechanismus durch ein ganzes Spektrum von Zeitkonstanten aufklären ließ. Auf diese Weise konnten wir die vielstufigen Mechanismen von Enzymreaktionen, unter diesen die mit „molekularer Intelligenz“ ausgestatteten sogenannten „allosterischen Reaktionssysteme“ erstmalig im Detail studieren. Die Untersuchungen zur Reproduktion der Nukleinsäuren mündeten in die Theorie der molekularen Evolution, die heute die Grundlage einer „evolutiven Biotechnologie“ bildet. Die in dieser Ausstellung gezeigte „Evolutionmaschine“ habe ich im vergangenen Jahr dem Deutschen Museum in München übereignet. Sie ist der Prototyp von Maschinen, die nunmehr mit Automatik und Nanotechnologie ausgestattet und Grundlage eines ganz neuen Industriezweiges geworden sind. So viel zum zweiten Aspekt, der sich ja nur beispielhaft belegen lässt. Die zündende Idee hatte ich bereits im Jahr 1951. Da war ich vierundzwanzig Jahre alt. Den Preis bekam ich erst sechzehn Jahre später. „Practice, practice, practice!“, stellte sich als mindestens ebenso wichtig wie die Idee per se heraus.

Und nun zu guter Letzt: Was für Menschen sind das, die einen Nobelpreis bekommen und gibt es *Gerechtigkeit* bei der Auswahl der Preisträger? Lassen Sie mich mit dem letzten Teilaspekt beginnen. Ich kann Ihnen keinen Nobelpreis angeben, der nicht sachlich gerechtfertigt ist. Dagegen kann ich eine ganze Reihe von Forschern benennen, die den Preis nicht bekamen, obwohl sie ihn verdient hätten. Klassische Beispiele sind Arnold Sommerfeld und G. N. Lewis. Beide haben wesentliche Grundlagen in ihren Fächern erarbeitet, der eine in der Physik, der andere in der Chemie. Zu den Schülern von Sommerfeld zählen Peter Debye, Werner Heisenberg und Hans Bethe. Auch der Chemiker Linus Pauling hat bei ihm in Mün-

chen studiert. Die Frage an Sommerfeld, was er für seine größte Entdeckung hielt, beantwortete er mit „Peter Debye“. Als weiteres Beispiel könnte man auch Albert Einstein nennen. Er hat zwar einen Nobelpreis bekommen, aber der schloss expressis verbis seine größte Leistung, die spezielle und allgemeine Relativitätstheorie – neben der Quantenmechanik die genialste Idee des zwanzigsten Jahrhunderts – aus. Einstein erhielt seinen Preis für die Deutung des photoelektrischen Effektes, der eine wichtige Ergänzung zu Plancks Quantentheorie lieferte. Der Preis für das Jahr 1921 wurde ihm 1922 verliehen, zusammen mit Niels Bohr, der den Physikpreis des Jahres 1922 erhielt. Max Planck durfte seinen Preis bereits 1918 entgegennehmen. Damit waren die drei wichtigsten Entdeckungen zur klassischen Quantentheorie gewürdigt. Einsteins Lebenswerk weist drei voneinander unabhängige große Leistungen auf: Neben den frühen Arbeiten zur Quantentheorie die Theorie der Brown'schen Molekularbewegung im Jahre 1905, die seinerzeit als Beweis für die Existenz von Molekülen angesehen wurde und deren experimentelle Bestätigung Jean Baptiste Perrin den Physikpreis von 1926 einbrachte. Dann sind da eben noch die beiden Relativitätstheorien aus den Jahren 1905 und 1916/17, die völlig unberücksichtigt blieben. Die andere große Theorie des zwanzigsten Jahrhunderts, die Quantenmechanik, fand in Stockholm mehrfach Berücksichtigung, etwa in den Auszeichnungen für de Broglie (1929), Heisenberg (1932), Schrödinger und Dirac (1933), Fermi (1938), Pauli (1945) und Born (1954), in den beiden letztgenannten Fällen allerdings mit erheblicher Verspätung.

Wie schwer sich das Nobelkomitee mit der Würdigung theoretischer Leistungen tut, zeigt besonders deutlich die Formulierung der Laudatio für Heisenbergs Nobelpreis. Da heißt es: „... für die Erschaffung der Quantenmechanik, deren Anwendung unter anderem zur Entdeckung der allotropen Formen des Wasserstoffs geführt hat.“ Die meisten von Ihnen werden sich unter diesen allotropen Formen, genannt Ortho- und Para-Wasserstoff, nichts vorstellen können. Es handelt sich um zwei Modifikationen des Wasserstoffmoleküls, in denen die Kernspins der beiden Wasserstoff-Atome entweder parallel (ortho) oder antiparallel (para) ausgerichtet sind. Die Entdeckung der beiden Modifikationen erfolgte unabhängig voneinander durch Arnold Eucken aufgrund von Messungen der spezifischen Wärme des Wasserstoffs bei tiefen Temperaturen und durch Karl Friedrich Bonhoeffer sowie Paul Harteck aufgrund von Wärmeleitfähigkeitsmessungen (Eucken und Bonhoeffer zählen zu meinen wichtigsten Lehrern.) Es ist richtig, dass eine quantitative Beschreibung der gemessenen Effekte nur mit Hilfe der Quantenmechanik (die zwei Lösungen, nämlich eine symmetrische und eine antisymmetrische Wellenfunktion ergibt) möglich war. Es ist nicht die Entdeckung des Ortho- und Para-Wasserstoffs, die als sol-

che repräsentativ ist für die gewaltige Umwälzung der Physik, wie sie durch die Quantenmechanik ausgelöst wurde. Die Begründung für Heisenbergs Nobelpreis benötigte einfach den Hinweis auf eine praktische Anwendung.

Das liegt natürlich an der Formulierung in Nobels Testament, die ja auch die Mathematik völlig ausgeklammert ließ. Gar nicht auszudenken, wenn zum Göttinger Nobelpreiswunder das noch viel größere Göttinger Mathematikwunder hinzugekommen wäre. An das Testament muss sich natürlich das Nobelkomitee halten. Warum Nobel diese Formulierung wählte, darüber gibt es nur Spekulationen, auf die ich mich hier nicht einlassen will.

Übrigens habe ich selber bei meiner Preisverleihung in Stockholm eine analoge Erfahrung gemacht. In meiner Nobelrede sagte ich den Satz: "I am ashamed to receive this price before Lars Onsager." Lars Onsager war einer der großen theoretischen Chemiker unserer Zeit. Er hatte eine allgemeine Theorie irreversibler Vorgänge nahe am thermodynamischen Gleichgewicht erstellt. Die chemische Relaxationsspektrometrie, die experimentelle Methode, für die ich den Preis erhielt, basiert auf Gleichungen, die wir aus Onsagers linearen Ansätzen entwickeln konnten. Onsager, der ungefähr eine Generation älter war als ich, war klarer Kandidat für einen Nobelpreis, jedoch sein Werk war reine Theorie. Nach meinem Vortrag kam Arne Tiselius, ebenfalls ein Chemie Nobel-Laureat und zu jener Zeit Präsident der Nobel Foundation, zu mir und sagte: "If you mean what you said about Onsager, you have to write me a letter in which you state clearly that Onsager's theory was important for the development of your experimental methods." Ich habe diesen Brief geschrieben und Onsager bekam im darauf folgenden Jahr den Nobelpreis für Chemie. Das ist gerade soviel, wie ich jetzt erzählen darf. Details werden erst nach dem Jahre 2018 in den dann veröffentlichten Akten der Nobelstiftung nachzulesen sein.

Ein weiterer Grund für die Nichtberücksichtigung von Nobelpreis-Kandidaten ist die Bestimmung der Begrenzung auf drei Preisträger in jeder Disziplin. Ich nenne drei Beispiele:

- Der Preis für die Entwicklung der Quantenelektrodynamik ging 1965 zu gleichen Teilen an Richard Feynman, Julian Schwinger und Sin-Itiro Tomonaga. Der an der Entwicklung ebenfalls beteiligte Freeman Dyson ging leer aus, nicht zu sprechen von (dem damals noch lebenden) Pascual Jordan, der schon 35 Jahre zuvor einen entscheidenden Beitrag zu dieser Theorie geleistet hatte.
- Der Preis für Physiologie oder Medizin 1962 ging zu gleichen Teilen an Francis Crick, James Watson und Maurice Wilkins. Rosalind Franklin, die ebenso wie Maurice Wilkins an der Bereitstellung der experimentellen Daten mitgearbeitet hatte, war bereits gestorben. Hätte man sie wohl mit bedacht?

- Der 1963-Physik Preis ging zur einen Hälfte an Eugene Wigner. Die andere Hälfte teilten sich Maria Göppert-Mayer (die in Göttingen promoviert worden war) und Hans Jensen. Otto Haxel (früher in Heisenbergs Institut in Göttingen) und Hans Suess konnten keine Berücksichtigung finden.

So war es denn auch bei meinem Preis. Ich erhielt eine Hälfte, Ronald Norrish und George Porter teilten sich die andere. Für meinen Mitarbeiter, Leo De Maeyer, der entscheidende Beiträge geleistet hatte, blieb kein Platz mehr.

Noch weniger verständlich ist die Nichtbeteiligung von Kandidaten in Fällen, in denen eine Berücksichtigung möglich gewesen wäre. Ein Beispiel dieser Art ist der vor wenigen Jahren in Göttingen verstorbene Physiker Friedrich Hund. Im Jahre 1966 erhielt Robert Mulliken allein den Nobelpreis für Chemie. Die erste Frage Mullikens, als er die Nachricht bekam, war: "And what about Hund?" Ich erinnere mich an einen Vortrag Mullikens im physikalischen Kolloquium, in dem er sich zu Beginn an Hund wandte: „Weißt Du noch, Fritz, als wir seinerzeit im Hainberg spazieren gingen, hast Du mir folgende Frage gestellt ... Ich habe jetzt die Antwort.“ Und dann folgte ein Vortrag, der nur noch für Friedrich Hund verständlich war. (Jene Begegnung fand in den späten zwanziger Jahren in Göttingen statt.)

Ja, es gibt manchen unter meinen – noch lebenden – Kollegen, die sich in einer ähnlichen Situation befinden. Da sie noch leben, braucht man die Hoffnung nicht fallen zu lassen.

Diesen Vortrag möchte ich beschließen mit einigen Anekdoten, die vielleicht die Frage beantworten: Was sind das für Menschen, die den Nobelpreis bekommen? Im Göttinger Stadtfriedhof befindet sich am Teich die Reihe mit den Gräbern von Nernst, Planck, Hahn, v. Laue und Windaus. Diese locken viele Touristen an; meist trifft man auf einen oder mehrere Japaner, die fotografieren.

Walter Nernst habe ich persönlich nicht mehr gekannt. Als er einmal mit David Hilbert, dessen Grab ganz in der Nähe der genannten Reihe liegt, zusammentraf, soll sich folgendes Gespräch entwickelt haben: „Wie geht es, Herr Kollege?“ Hilbert antwortete: „Ja, man wird älter und es geht bergab.“ Nernst, der stets widersprach, entgegnete: „Aber das Gegenteil ist bei mir der Fall.“ Da schaute ihn Hilbert mitleidig an: „Nun, Herr Kollege, dann werden wir uns ja immer ähnlicher.“

Ich betonte vorhin: Anekdoten darf man nicht so wörtlich nehmen, sie sollten allerdings so gut sein, dass sie wahr sein könnten.

Als Nernst nach dem Kriege in Göttingen begraben wurde, war er vorher schon zweimal umgebettet worden. Durch Zufall waren jedes Mal

Richard Becker und Karl Friedrich Bonhoeffer dabei. Letzterer sagte zu Becker, als sie auf dem Göttinger Stadtfriedhof wiederum zusammentrafen: „Finden Sie es nicht eigenartig, dass wir unseren Kollegen nun schon zum dritten Mal beerdigen?“ Beckers Antwort: „Das kann man gar nicht oft genug tun.“

Als Nächsten nenne ich Max Planck, der 1947 in Göttingen beerdigt wurde. Als frisch gebackener Student hatte ich das Glück, ihn noch zweimal in Vorlesungen zu erleben. Über „Scheinprobleme der Wissenschaft“ und „Vom Wesen der Willensfreiheit“. Der Physiker, Pianist und Bergsteiger Max Planck ist wohl eine der tragischsten großen Wissenschaftlerpersönlichkeiten des 20. Jahrhunderts. Er verabscheute die Nationalsozialisten und musste – persönlich – Einstein nahe legen, aus eigenem Entschluss aus der Preußischen Akademie der Wissenschaften auszutreten. Einstein verstand sehr wohl Plancks Zwangslage und folgte der Anregung. Aber er vergab Planck nicht. Einem Besucher aus Deutschland sagte er bei dessen Abreise: „Grüßen Sie Laue.“ Und als der fragte: „Und Planck?“, sagte Einstein nochmals: „Grüßen Sie Laue!“ Planck wurde von Hitler bei seinem Eintreten für Einstein 1933 in abscheulichster Weise brüskiert. Nach dem Attentat auf Hitler 1944 geriet er in die Mühlen nationalsozialistischer Sippenhaft. Sein Sohn wurde hingerichtet. Einstein muss am Ende die Tragik begriffen haben. Anlässlich Plancks Tod schrieb er in seiner Hommage in der National Academy of Sciences der USA:

„In Memory of Max Planck: Wem es vergönnt war, der Menschheit einen großen schöpferischen Gedanken zu schenken, der hat es nicht nötig, von der Nachwelt gepriesen zu werden. Denn ihm war Höheres zuteil durch seine eigene Tat. Und doch ist es gut, ja sogar nötig, dass sich hier an diesem Tage Abgesandte der nach Wahrheit und Erkenntnis strebenden Forscher aus allen Teilen der Erde vereinigen. Sie legen Zeugnis dafür ab, dass auch in diesen Zeiten, in denen politische Leidenschaft und rohe Gewalt so große Sorgen und Leiden über die Menschen verhängen, das Ideal des Erkennens unvermindert hochgehalten wird. Dies Ideal, das von jeher die Forschenden aller Nationen und Zeiten eng verbunden hat, war in Max Planck mit seltener Vollkommenheit verkörpert. War die atomistische Natur der Materie auch schon von den Griechen erschaut und von den Forschern des 19. Jahrhunderts zu großer Wahrscheinlichkeit erhoben, so hat doch Max Planck zugleich mit seinem Strahlungsgesetz zuerst eine genaue, von zusätzlichen Annahmen unabhängige Bestimmung der wahren Größe der Atome gegeben. Darüber hinaus aber hat er überzeugend dargetan, dass es neben der atomistischen Struktur der Materie eine Art atomistische Struktur der Energie gibt, die durch die von ihm eingeführte universelle Konstante h beherrscht wird.

Diese Erkenntnis hat die Entwicklung der Physik in unserem Jahrhundert eingeleitet und nahezu vollständig beherrscht. Ohne sie wäre die Aufstellung ei-

ner brauchbaren Theorie der Atome und Moleküle sowie der ihre Umwandlung beherrschenden energetischen Vorgänge unmöglich gewesen. Diese Erkenntnis hat ferner den Rahmen der klassischen Mechanik und Elektrodynamik gesprengt und die Wissenschaft vor die Aufgabe gestellt, eine neue begriffliche Basis für die gesamte Physik zu finden, eine Aufgabe, die trotz bedeutender Teilerfolge noch lange nicht befriedigend gelöst ist.

Indem sich die National Academy of Sciences vor diesem Manne verneigt, spricht sie die Hoffnung aus, dass die freie Forschung um der reinen Erkenntnis willen uns ungeschmälert erhalten bleiben möge.“

Der nächste Grabstein ist der von Otto Hahn. Er starb im Juli 1968. Im Juni desselben Jahres haben wir uns oft gesehen. Er lag im Krankenhaus Neu-Mariahilf und ich nach einer Magenoperation gegenüber in Neu-Bethlehem. Mir war es vergönnt, geheilt nach Hause zu gehen, für ihn war es die letzte Station. 1967 gehörte er zu den Ersten, die mir zum Nobelpreis gratulierten, den er mir zuvor des öfteren angekündigt hatte. Als er noch Präsident war, erwartete er mich gelegentlich morgens am Tor der Max-Planck-Gesellschaft in der Bunsenstraße, um mir an ihn gerichtete Briefe von Perpetuum-Mobile-Erfindern zu übergeben. Er sagte: „Das gehört zu Euch in die physikalische Chemie, sei aber nicht zu hart mit diesen armen Menschen.“ Einer von diesen „Erfindern“ hat ihm einmal einen Dolch in den Rücken gestoßen.

Es ist kritisiert worden, dass Otto Hahn 1945 den 1944-Nobelpreis für Chemie allein und nicht gemeinsam mit Lise Meitner erhalten hat. Die Akten der Nobelstiftung sind seit 1995, 50 Jahre nach der Verleihung, der Öffentlichkeit zugänglich. Daraus geht hervor, dass der Preis – es handelt sich um einen Chemie-Preis – vor allem für die Entwicklung einer Methode vergeben wurde, mit deren Hilfe sich allergeringste Spuren von Substanzen nachweisen lassen (und zwar durch chemische Ausfällung, bei der diese in Spuren vorhandenen Substanzen mitgerissen werden und so im Niederschlag identifiziert werden können). Lise Meitner war Physikerin, die mit der Entwicklung dieser chemischen Methode wenig zu tun hatte. Dafür konnte sie die Ergebnisse physikalisch interpretieren, und wenn Otto Hahn widersprach, sagte sie: „Hähnchen, davon verstehst Du nichts.“ Sie hat gemeinsam mit ihrem Neffen Otto Frisch, die nach ihrer Flucht nach Schweden verfügbaren und nicht geheim gehaltenen, sondern von Hahn und Strassmann in den „Naturwissenschaften“ veröffentlichten Ergebnisse richtig gedeutet. Dafür wäre durchaus ein Physikpreis gerechtfertigt. Sie hat später gemeinsam mit Otto Hahn und Fritz Strassmann den renommierten Enrico Fermi-Preis erhalten.

Das Verhältnis zwischen Otto Hahn und Lise Meitner nach dem Kriege war keineswegs gestört. Im Jahre 1964 besuchte mich James Franck in Göttingen. Bei einem Spaziergang im Werratal sagte er plötzlich: „Oh, ich

habe vergessen, dass ich eine Verabredung mit Otto Hahn und Lise Meitner habe.“ Wir fuhren schnell zurück nach Göttingen und trafen beide vor dem Hotel zur Sonne, wo sie schon warteten. Otto Hahn, als er James Franck mit mir kommen sah, sagte gleich zu ihm: „Den holst Du uns aber nicht weg in die USA“, und fügte ein Zitat hinzu, an das ich mich nicht mehr genau erinnere. Jedenfalls stritten sich die beiden darüber, von wem das Zitat stamme: Christian Morgenstern oder Wilhelm Busch. Ich wurde losgeschickt, dieses herauszufinden. Otto Hahn hatte Recht. Aber was in diesem Zusammenhang bemerkenswert ist, von einer Verstimmung zwischen Otto Hahn, James Franck und Lise Meitner habe ich nichts bemerkt.

Zum Schluss erzähle ich noch eine Geschichte von Peter Debye, der von 1914–1920 eine Physikprofessur in Göttingen innehatte, und Lars Onsager, den ich vorher schon erwähnte. Beide waren in den 1960er Jahren Gauss-Professoren in Göttingen. Peter Debye war mein großer Förderer in den USA und holte mich auf eine Professur an der Cornell University. In den fünfziger Jahren, nachdem ich eine höhere Näherung seiner Elektrolyttheorie gerechnet hatte, sagte er mir: „Lass die Finger von höheren Näherungen, entweder enthält die erste Näherung die ganze Wahrheit oder man braucht eine vollständige Theorie. Better go on with your relaxation methods.“ Der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Er hatte bereits in den zwanziger Jahren in Zürich zu Schrödinger, der begeistert über De Broglies Materiewellen referierte, gesagt: „Wo ist die Wellengleichung?“ Nur wenig später kam Schrödinger mit seiner Wellengleichung zurück, die ihm 1933 den Nobelpreis einbrachte. Lars Onsager habe ich bereits erwähnt. Als ich ihm 1954 an der Yale University das erste Mal begegnete und dieser auf mich einredete, klopfte mir von hinten jemand auf die Schulter und sagte: “You will never understand him, but you can be sure that he is right.” Das war Debye. Onsagers Studenten an der Yale University nannten seine Vorlesungen: “Norwegian I and II“. Als junger Student führte sich Onsager in Zürich bei Debye ein mit den Worten: “Are you Professor Debye?” Nachdem er dies bejahte: “Do you know that your theory is wrong?” Debye sagte: “Sit down and let’s have a cigar.” Es sind nicht allein die Arbeiten, für die Onsager mit dem Chemie-Nobelpreis ausgezeichnet wurde, die sein geniales Können belegen. In der Festkörperphysik hat er das sogenannte zwei-dimensionale Ising-Problem exakt gelöst, eine Tat, die bis heute singularär dasteht. (In der Physik entspricht dieser Sachverhalt Fermats zweitem Problem in der reinen Mathematik.) Wenn mich Ruthild Winkler-Oswatitsch früher etwas fragte und ich sagte: „Das weiß ich nicht“, antwortete sie: „Dann frage ich Lars, der weiß alles.“

Ich muss zum Schluss kommen. Viel hätte ich noch zu erzählen über Feodor Lynen, Hugo Theorell (mit dem ich bis tief in die Nacht auf Schloss Berlepsch musiziert habe), Fritz Lipmann, Jaques Monod, Max Delbrück,

Richard Feynman und Max Perutz oder über Francis Crick, James Watson, Murray Gell-Mann. Mit den drei letztgenannten bin ich bei den Lebenden angekommen. Meine Gespräche mit all diesen außergewöhnlichen Persönlichkeiten würden ein ganzes Buch füllen.

Lassen Sie mich diese Erinnerungen abschließen mit meiner letzten Unterhaltung, die ich mit Werner Heisenberg geführt habe. In den Jahren 1945/47 war er mein Lehrer in theoretischer Physik gewesen. Später – nach meinem „Abrutschen“ in die Biologie – sind wir uns eher bei gesellschaftlichen Anlässen begegnet, und wir haben auch einmal zusammen vierhändig Klavier gespielt. Als meine molekulare Evolutionstheorie 1971 erschienen war, lud er mich persönlich nach München zu einem Vortrag im Max-Planck-Institut ein. Dieser Vortrag musste abgesagt werden, da Heisenberg ernstlich erkrankt war. So lud er uns, Ruthild Winkler-Oswatitsch und mich, bei späterer Gelegenheit in sein Haus ein, wo wir mit einer Reihe von Münchener Physikern zusammentrafen. Es fand eine sehr lebhaft Diskussions statt. Als der Hausherr uns zum Abschied zur Tür begleitete, sagte er: „Ihre Theorie klingt sehr überzeugend und Ihr Modell der Lebensentstehung gefällt mir sehr gut. Aber glauben Sie nicht wirklich, dass es der liebe Gott war, der das Leben erschaffen hat?“ Ich weiß nicht mehr den genauen Wortlaut meiner Antwort. Sie beinhaltete Schrödingers Formulierung „of the Lord's quantum mechanics“. Diese Begegnung mit Heisenberg fand im Herbst 1975 statt. Er starb zu Beginn des nächsten Jahres. Später habe ich noch viel über Heisenbergs Frage nachgedacht. Aus heutiger Sicht möchte sagen: Über Gott und was er wie geschaffen hat, kann ich nichts wissen und ich sollte mir darüber – laut biblischem Gebot – auch keinerlei Vorstellungen machen. Aber wenn Er es war, der das Leben erschaffen hat, dann wissen wir nunmehr ein wenig besser „wie er es getan hat“. Auf alle Fälle ist es der gleiche Gott, der auch die Quantenmechanik erschuf.

Naturwissenschaftliche Nobelpreise aus der Sicht eines Preisträgers

Erwin Neher

Im Herbst 2001 wurde aus Anlass des 100-jährigen Jubiläums des Nobelpreises viel über diesen Preis gesprochen und geschrieben, und es wurde die Forderung erhoben, ihn zu modernisieren. Man stellte die Frage, ob der Preis noch zeitgemäß sei. Vor allem wurde kritisiert, dass noch immer *einzelne* Wissenschaftler mit dem Nobelpreis ausgezeichnet werden, obwohl Wissenschaft heute vermehrt in Teamarbeit geschieht. Zudem, so die Forderung, solle nicht allein die wissenschaftliche Leistung an sich gewürdigt werden, sondern auch die Darstellung derselben in der Öffentlichkeit. Diese Argumentation entsprang der Auffassung, der Preis sei eine öffentliche Einrichtung, die man dem augenblicklichen Zeitgeist und den Strömungen nach Belieben anpassen könne.

Entgegen dieser Auffassung lässt sich argumentieren, dass die Grundlage des Preises bis zum heutigen Tag das Testament Alfred Nobels darstellt. Der Stifter des Nobelpreises legte darin fest, dass derjenige Forscher oder diejenigen Forscher ausgezeichnet werden sollen, die im Vorjahr die segensreichsten Entdeckungen in Physik, Chemie, Physiologie oder Medizin gemacht haben oder die wichtigsten Beiträge zur Weltliteratur und zur Völkerverständigung geleistet haben.

Ich möchte dies zum Anlass nehmen, über die von Alfred Nobel mit seinem Testament angestrebten Ziele und ihre Ergebnisse nachzudenken. Alfred Nobel war in seinen letzten Lebensjahren ein relativ einsamer Mensch, der durch die Entdeckung des Dynamits und zahlreiche andere Erfindungen schnell reich geworden war. Er machte sich über den Nutzen seiner Erfindungen Gedanken, insbesondere über die Auswirkungen der Erfindung des Dynamits. Alfred Nobel glaubte an den Fortschritt und wollte sein Vermögen dafür einsetzen, die Träger des Fortschrittes zu würdigen und die Bedeutung neuer Entdeckungen und Erfindungen der Öffentlichkeit zu vermitteln.

Die 100 Jahre Geschichte der Nobelpreise haben gezeigt, dass Alfred Nobels Ziel in hohem Maße erreicht wurde. Es gibt kaum einen Preis, der bekannter ist als der Nobelpreis, obwohl es einige Preise gibt, die in der Höhe des Preisgeldes vergleichbar oder höher sind. Insofern besteht, ausgehend von der Zielvorstellung Alfred Nobels, kein Anlass zur Modifikation des Preises.

Drei der genannten Punkte bedürfen vor diesem Hintergrund der Erläuterung: zum ersten der Fortschrittsglaube. Alfred Nobel glaubte an den Fortschritt, und für jeden Forscher sollte es eine alltägliche Überlegung sein, ob seine Bemühungen, die Grundlagen unseres Lebens, sowie die Gesetzmäßigkeiten der belebten und unbelebten Natur zu verstehen, Fortschritt mit sich bringen. Ich jedenfalls glaube daran und sehe das wesentlichste Hindernis bei der Wahrnehmung des Fortschritts in der unglaublichen Anpassungsfähigkeiten der Menschen, sowohl im guten als auch im schlechten Sinne. Es fällt den Menschen einerseits leicht, widrige Umstände zu akzeptieren und mit ihnen zu leben, wenn diese andauern und als unabwendbar angesehen werden. Andererseits sehen sie auch sehr schnell Fortschritte und Verbesserungen in den Lebensbedingungen als selbstverständlich an. Sie gewöhnen sich an diese, rufen nach weiteren Verbesserungen oder aber finden ein Haar in der Suppe. Diese Anpassungsfähigkeit ist etwas grundlegend Menschliches. Sie liegt vermutlich in der Evolution begründet, denn ein Lebewesen mit dieser Fähigkeit, sich gegebenen Umständen anzupassen, ist am besten geeignet, vielfältige Lebensräume zu besiedeln, wie es für die Entwicklung des Menschen wichtig war.

Ein besseres Verstehen der Natur versetzt uns in die Lage, mit weniger Ängsten zu leben als unsere Vorfahren. Wir können unser Schicksal heute besser selbst bestimmen. Unser erweiterter Erfahrungs- und Handlungshorizont ermöglicht es uns, uns vor Gefahren besser zu schützen als unsere Vorfahren. Natürlich birgt die heutige technisierte Welt eine Reihe neuer Ängste, Zwänge und Gefahren; aber ich bin überzeugt, dass ein Göttinger Bürger des 17. Jahrhunderts diese Ängste als unwesentlich abtun würde, wenn er gleichzeitig sähe, welche zusätzlichen Möglichkeiten unsere heutige Zivilisation bietet.

Was also strebte Alfred Nobel mit seinem Testament an und was wurde daraus? Als ein sehr praktischer Mensch dachte Alfred Nobel wohl primär an Entdeckungen und Erfindungen, die eine unmittelbare Anwendung haben. In seinem Testament nannte er jedoch nicht die technischen Disziplinen (Elektrotechnik, Ingenieurwesen usw.), sondern die Grundlagenfächer Physik, Chemie, Physiologie und Medizin. Er legte zudem die Preisvergabe in die Hände der Schwedischen Akademie der Wissenschaften bzw. des Karolingischen Instituts und bewirkte damit eine gewisse

Weichenstellung, die dazu führte, dass sich in den 100 Jahren die Vergabe der Preise stark in Richtung Grundlagenentdeckungen verlagert hat.

Bei der Vergabepaxis der Preise wird vom Text des Testaments in einem Punkt ganz deutlich abgerückt. Im Testament steht, dass diejenigen ausgezeichnet werden sollen, die im letzten Jahr die segensreichsten Erfindungen gemacht haben. Heutzutage werden die Preise hingegen häufig viele Jahre, wenn nicht Jahrzehnte, nach den eigentlichen Erfindungen vergeben. Für dieses bewusste Abweichen des Nobelkomitees von dieser Vorgabe gibt es gute Gründe.

Dies führt mich zu meinem zweiten Punkt, nämlich der verzögerten Wirkung von Erfindungen im Bereich der Grundlagenforschung. Als Beispiel dafür kann unsere eigene Arbeit, die Forschung von Bert Sakmann und mir aus den frühen 70er Jahren dienen, mit der wir die Grundlagen für unseren Preis legten. Uns interessierten damals die grundlegenden Phänomene der Signalverarbeitung und -weiterleitung in unserem Nervensystem. Wir wollten verstehen, was den Nervenimpuls die Nervenfaser entlang wandern lässt und wie das Signal von einer Zelle zur nächsten im Prozess der synaptischen Transmission weitergereicht wird. Damals war bereits bekannt, dass diese Signale durch Veränderungen der elektrischen Leitfähigkeit von Zellmembranen getragen werden. Unbekannt waren jedoch die molekularen Mechanismen, die diesen Prozessen zugrunde liegen. Bert Sakmann und ich wollten zwei der damals miteinander konkurrierenden Vorstellungen prüfen: nämlich einerseits die Vorstellung, dass dieses Durchlässigwerden der Membran dadurch geschieht, dass sich kleine Membranporen, sog. Ionenkanäle, öffnen oder schließen und andererseits die Hypothese, dass Ionen durch sogenannte Carrier, eines nach dem anderen, über die Membran getragen werden.

Um die Kanalhypothese zu beweisen, mussten wir nachweisen, dass man winzige diskrete Änderungen des Stromflusses an einer Membran messen kann, wenn diese Kanäle sich öffnen oder schließen. Die Messtechnik musste dazu etwa um den Faktor 100 bis 1000 verbessert werden. Dies ist uns gelungen, und wir konnten somit die Gültigkeit des Ionenkanal-Konzepts beweisen.

Wir dachten damals nicht viel weiter als an dieses unmittelbar vorliegende Problem, das zu diesem Zeitpunkt ein eher akademisches Problem war. Es stellte sich jedoch schnell heraus, dass seine Lösung, nämlich die Entwicklung dieser neuen Messtechnik, ein wesentliches und unverzichtbares Hilfsmittel zum Studium der vielfältigsten Regulations- und Steuerungsprozesse in tierischen und pflanzlichen Geweben wurde. Es zeigte sich nämlich, dass die von uns nachgewiesenen Ionenkanäle nicht nur in den Nervenzellen aktiv sind, sondern dass verschiedene Typen solcher

Kanäle in nahezu allen Zellen unseres Körpers und auch in Pflanzen und Tieren in vielfältigster Form verschiedenste Aufgaben übernehmen. Es stellte sich ferner heraus, dass die Ionenkanäle, die Steuerungs- und Regelungsaufgaben erfüllen, bevorzugte Angriffspunkte von Medikamenten sind. Eine Vielzahl vererbbarer Krankheiten wird durch Fehlfunktionen solcher Ionenkanäle vermittelt.

Erst 15 Jahre später wurde dieses Thema vom Nobelkomitee aufgegriffen und heute, wieder 10 Jahre später, ist die Ionenkanalforschung ein unverzichtbarer Bereich der Forschung jedes größeren Pharmaunternehmens geworden. Mehrmals jährlich finden Tagungen über sog. Kanalpathologien, d. h. Krankheiten, denen Fehlfunktionen von Ionenkanälen zugrunde liegen, statt. Man findet inzwischen oft das Kürzel ‚Iono‘ im Namen neuer Biotechnologie-Firmen. Es dauerte tatsächlich 25 Jahre, bis sich die Wichtigkeit dieser Erfindung in vollem Maße zeigte und praktischer Nutzen daraus erwuchs.

Andere Beispiele preiswürdiger Entdeckungen sind in diesem Zusammenhang noch viel spektakulärer, so die Erfindung des Transistors, der unserer modernen Nachrichten- und Computertechnologie zugrunde liegt. Im Jahr 1947 interessierten sich John Bardeen und Walter H. Brattain an den Bell Laboratories dafür, wie der Ladungsübertritt zwischen Metallen und Halbleitern stattfindet. Damals, zu einem Zeitpunkt als nicht vorauszusehen war, dass Halbleiter die Grundlage der Elektronikindustrie sein werden, war dies ein sehr esoterisches Unterfangen. Um bestimmte Eigenschaften dieses Ladungstransports zu studieren, mussten die beiden Wissenschaftler zwei sehr eng benachbarte Punktkontakte zwischen Metall und Halbleiter herstellen und bauten dazu eine abenteuerliche Konstruktion aus Büroklammern, Rasierklingen und einem Stück Halbleiter. Sie zeigten, dass in so einer Anordnung ein relativ großer Strom zwischen zwei Polen durch einen kleinen Strom, der durch den weiteren Punktkontakt eingespeist wird, beeinflusst werden konnte. Dies erkannten sie als ein Prinzip zur Verstärkung elektrischer Signale und legten damit die Grundlage für die heutige Chiptechnologie und Computerindustrie. Den Nobelpreis erhielten die beiden Forscher für ihre Erfindung allerdings erst 1956, etwa zu dem Zeitpunkt, als ich als Gymnasiast gerade das erste Mal Bekanntschaft mit einem Transistorradio machte.

Ein kleines Detail ist in diesem Zusammenhang besonders interessant. Bardeen und Brattain erkannten, dass ihre Erfindung einen Verstärkungseffekt beinhaltete, der für praktische Anwendungen nutzbar sein könnte. Allerdings war er in seiner Qualität der damals sehr weit entwickelten Röhrentechnologie unterlegen. Dennoch bauten sie aus einigen dieser Halbleiter einen kleinen Audioverstärker und führten diesen den For-

schungsleitern der Bell Laboratories vor. Sie überzeugten diese vom Nutzen ihrer Erfindung hauptsächlich dadurch, dass dieser Verstärker nach dem Anschalten sofort funktionierte, während die herkömmlichen Röhrenverstärker, die sehr viel ausgereifter und tatsächlich auch viel besser waren, einige Zeit brauchten, bis man etwas hörte.

Es gibt eine Vielzahl weiterer Beispiele für die zeitlich verzögerte Würdigung einzelner Entdeckungen und Erfindung durch die Nobelpreisverleihung. Die Entdeckung des Penicillins, das in den 20er Jahren schon von Alexander Fleming entdeckt wurde, gehört dazu. Fleming stellte bereits die bakteriozide Wirkung des Penicillins fest, aber es dauerte 15 Jahre bis erkannt wurde, dass dies für die Bekämpfung von Infektionen eingesetzt werden kann, und noch weitere 5 Jahre, bis dafür der Nobelpreis verliehen wurde. Es braucht erfahrungsgemäß also unter Umständen viel Zeit, bis die Bedeutung einer Erfindung sichtbar wird. Dieser Umstand ist ein guter Grund für die Praxis des Nobelkomitees, Preise mit einer gewissen Verzögerung zu verleihen.

Mein dritter Punkt dient der Beantwortung der häufig gestellten Frage: Was ist die Wirkung eines Nobelpreises für den Träger selbst und für seine Arbeit? Wie hat sich das Leben nach dem Preis verändert?

Die Anerkennung durch den Preis ist eine sehr schöne Erfahrung, nicht nur die Anerkennung für die persönliche Arbeit, sondern auch für das Arbeitsgebiet, für die Forschungsorganisation, welche bahnbrechende Erfindungen ermöglicht, und ebenso für den Forschungsstandort, an dem dies geschieht.

Der Preis macht einiges leichter: Ich hätte mir wahrscheinlich in den letzten 10 Jahren mehr Gedanken über die Finanzierung meiner Forschungsarbeit gemacht, wenn es 1991 den Preis nicht gegeben hätte. Die Max-Planck-Gesellschaft ist durch eine Phase gegangen, in der zumindest in den alten Bundesländern überall gespart werden musste. Unser eigenes Institut hat in dieser Zeit über 15 % seiner Ressourcen verloren. Der Nobelpreis und die mit ihm verbundene Anerkennung aus Stockholm schützt vor manchen Sparmaßnahmen.

Der Preis erleichtert auch manchmal den Umgang mit Kollegen. Man kann die Aufmerksamkeit eines Kollegen besser und schneller erreichen und findet eine höhere Bereitschaft zur Zusammenarbeit vor. Im Umgang mit Kollegen kommt aber auch schon eine zweite Seite der Medaille zutage, nämlich, dass manches schwieriger wird. Die Ergebnisse aller unserer Arbeiten werden veröffentlicht und vor Drucklegung von Kollegen begutachtet. Ein Nobelpreis führt dabei nicht automatisch dazu, dass alles Geschriebene akzeptiert wird, im Gegenteil: Die Kollegen sind häufig gründlicher und kritischer in ihrer Beurteilung, ob das Geschriebene auch stimmt und ob die Arbeit es verdient, veröffentlicht zu werden.

Der Nobelpreis, verbunden mit vielen Anforderungen des Forschungsbetriebes, die in erhöhtem Maße heute an Wissenschaftler herangetragen werden, erschwert die eigene Forschungsarbeit und lenkt von ihr ab. Wir Forscher, da wir mit öffentlichen Mitteln forschen, sind gefordert zu erklären, was wir machen, warum wir es machen, warum für bestimmte Dinge Tierversuche nötig sind, warum uns Stammzellen interessieren, was die Heilungsversprechen sind, die mit Stammzellen verbunden werden, und vieles mehr. Wann immer solche Probleme kontrovers diskutiert werden, ist schnell die Forderung zur Hand, es müsse sich ein Nobelpreisträger dazu äußern. Man verlangt dies wohl in der Hoffnung, dass damit die Diskussion ein für alle mal vorbei sei. Es wird dabei gern impliziert, ein Nobelpreisträger wisse alles und könne zu allem kompetent Stellung beziehen. So ist es aber nicht. Ich habe meinen Preis nicht dafür erhalten, dass ich besonders gut argumentieren kann oder komplizierte Sachverhalte besonders gut darstellen kann. Ich habe ihn dafür erhalten, Teilprobleme in der wissenschaftlichen Fragestellung zu identifizieren, vielleicht etwas klarer zu sehen als andere und daraus neue Ansätze zu entwickeln. Ich sehe jedoch ein, dass jeder Forscher einen gewissen Teil seiner Zeit dafür aufbringen muss, die Forschung verständlich zu machen und damit zum Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft beizutragen. In den letzten Jahren ist in dieser Richtung jedoch eine gewisse Fehlentwicklung eingetreten, indem dies überbetont wird. Es geht heutzutage in der öffentlichen Diskussion oft nicht so sehr um die Wissenschaft selber, sondern um die Verpackung, in der diese dargeboten wird. Die Öffentliche Hand sollte jedoch ihre Forscher primär dafür bezahlen, dass sie gute Forschung machen. Ich akzeptiere, dass ich einen gewissen Teil meiner Zeit dafür aufwenden muss, meine Forschung zu rechtfertigen; aber ich bin nicht davon überzeugt, dass ich dies besonders gut mache. Wissenschaftsjournalisten, deren Metier es ist, Forschungsinhalte umzusetzen und verständlich zu machen, können dies sicher viel besser.

Ich möchte deshalb dazu aufrufen, die Wissenschaftler, vor allem die Spitzenwissenschaftler, nicht überzustrapazieren. Wissenschaftler ziehen sich gern zurück in ihren Elfenbeinturm. Das muss nicht jeden Tag geschehen, aber wenn Sie es tun, um dort ihre Arbeit zu machen, kommt dabei oft etwas Gutes heraus.

Bücher machen mit Günter Grass

Gerhard Steidl

Bücher von Günter Grass hatte ich bereits während der Schulzeit gelesen und hatte Spaß an ihnen gehabt. Nach der Schule besuchte ich politische Veranstaltungen, denn es war ja „1968“, und so lernte ich Klaus Staeck kennen, mit dem ich eine Arbeitsfreundschaft begann. Die Wege von Staeck kreuzten oft diejenigen von Willy Brandt. Und wo Willy Brandt war, da war zu der Zeit Günter Grass nicht weit. So ergaben sich erste Kontakte.

Irgendwann stellte ich fest, daß Grass nicht nur schreibt, sondern auch malt und zeichnet, daher besuchte ich Ausstellungen mit seinen Grafiken im Braunschweiger Kunstverein, in der Kestner-Gesellschaft Hannover und wo immer es möglich war. Mich faszinierten seine Radierungen und Lithographien, weil da etwas aus erzählerischen Werken vorweggenommen war oder auch weiterentwickelt wurde – wenn man seine Bücher im Gedächtnis hatte. Ich wollte mich umfassender über den bildenden Künstler Grass informieren, konnte aber nichts über diesen Bereich seiner Arbeit finden. Kurz entschlossen schrieb ich Grass einen Brief nach Berlin und fragte, ob er mir einen Hinweis geben könne. Er schrieb zurück: „Nein, es gibt gar nichts, weil mein Verlag, der Luchterhand Verlag, sagt, er sei kein Kunst-Verlag und könne folglich meine Grafiken und Zeichnungen nicht drucken und nicht verlegen. Mit herzlichen Grüßen – Günter Grass.“ In einem PS schrieb er noch: „Wie ich aber aus Ihrem Briefkopf ersehe, sind Sie Drucker und Verleger. Vielleicht wäre das ja was für Sie.“

Diesen Hinweis habe ich sofort aufgegriffen: Ich reiste nach Berlin und traf mich mit seiner Mitarbeiterin Maria Rama, die die Druckgrafiken und Zeichnungen verwaltete und für Grass die Ausstellungen vorbereitete. Sie war sofort bereit, mit mir zusammenzuarbeiten, und schlug vor, ein Werkverzeichnis des grafischen Werks zu erstellen. Später habe ich begriffen, daß das aus ihrer Sicht – sie war eine sehr gute Kauffrau – kommerziell gedacht war. Sie brauchte nämlich eine Auflistung der Grafik, um sie besser verkaufen zu können.

Mein Interesse bestand jedoch darin, mit Grass ein Buch zu machen. Die erste Grass-Publikation im Steidl Verlag war nach einem halben Jahr fertig und kam 1986 unter dem Titel „In Kupfer, auf Stein“ auf den Markt. Das Buch ist noch heute erhältlich. Für das Gesamtverzeichnis der Grafiken habe ich getan, was ich immer mit Künstlern mache. Ich bereitete Andrucke mit verschiedenen Papiersorten und Einbandmaterialien vor, fuhr zu Grass und präsentierte ihm alles: „Was halten Sie von dem Papier? Und dies ist das Einbandmaterial, das ich mir vorstelle. Mögen Sie eigentlich grau? Oder wollen wir lieber gelb nehmen?“ Grass sagte ganz perplex: „Ich habe mir immer gewünscht, daß mein Verlag mir solche Sachen auch mal zeigt. Ich liebe Bücher und das Büchermachen, aber man hat mir nie die Chance gegeben mitzureden.“

Nun waren dem aber Schranken gesetzt, weil er ja einen Vertrag mit dem Luchterhand Literaturverlag hatte, und der war nicht zu übergehen. Also griffen wir in die Trickkiste. Kaum waren wir fertig mit „In Kupfer, auf Stein“, juckte es Grass schon wieder in den Fingern. Ich lieferte ihm immer kleine Appetithappen, um ihn an mich und an meine Druckwerkstatt und auch an Göttingen zu binden. Eines Tages rief er an: Es gebe da eine Mappe mit Lithos und Gedichten in einer ganz kleinen Auflage, die habe er bei dem italienischen Drucker Upiglio herausgebracht, daraus könne man als Buch eine Ausgabe für Deutschland machen. Für das Buch gab es eine Freistellung seines Verlags, der also keine Rechte daran hatte. So entstand „Mit Sophie in die Pilze gegangen. Gedichte und Lithographien“, und Grass kam das erste Mal zum Druck nach Göttingen.

Bei der Gelegenheit entwickelten wir eine neue Idee. Er erzählte mir, daß er sehr gern auf Lesereise gehe, ihm das Lesen aber mittlerweile etwas langweilig geworden sei und er gern einmal etwas anderes machen würde. Er hatte Günter „Baby“ Sommer, einen Schlagzeuger aus Dresden, getroffen, mit dem wollte er auf Tournee gehen, und ich sollte das Ganze organisieren. Wir waren 14 Tage auf den Theaterbühnen Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz und Luxemburgs und vertieften so unsere Arbeitsfreundschaft. Schließlich hatten wir eine wunderbare Tonband-Aufnahme, aus der ich zwei Schallplatten machen wollte. Es lag nahe, die Texte in einem Büchlein gemeinsam mit den Schallplatten zu veröffentlichen.

Dieses Textbuch legte ich sehr opulent an. Es war ein in Leinen gebundenes Buch im Schallplatten-Format, mein erstes richtiges Grass-Buch außerhalb des grafischen Werks. Der damalige Luchterhand-Verleger Altenhein beschimpfte mich in einem geharnischten Brief, man werde mir noch beibringen, wie man sich in dieser Branche verhalte. Da ich aber in Göttingen immer weit weg von der Branche war, hat mich das alles nicht sehr getroffen.

Einige Jahre später sagte Günter Grass zu seinen Verlegerinnen – der Verlag war mittlerweile verkauft worden und nicht mehr in guter Verfassung –: „Ich bin nicht zufrieden mit dem, was hier passiert. Die Bücher sehen nicht so aus, wie ich sie haben will. Wenn ihr auch zukünftig Bücher mit mir machen wollt, müssen sie bei Steidl gedruckt werden.“ Darauf ließen sich die Damen zähneknirschend ein.

Ich erinnere mich an folgende Geschichte. Grass kam aus Indien zurück, aus Calcutta. Er hatte dort ein halbes Jahr gelebt, und er brachte ein langes Calcutta-Gedicht mit, einen Prosatext über Indien sowie eine dicke Mappe mit Zeichnungen. Wir trafen uns bei mir im Verlag und besprachen, was für ein Buch man daraus machen könne. Uns beiden war klar, daß es kein Luxusband auf hochweißem Papier werden durfte über das Elend und die Armut in Indien und über die Menschen, die er getroffen hatte. Es sollte allerdings auch kein Dritte-Welt-Buch werden. Man mußte eine besondere Ästhetik dafür entwickeln. Wir gaben dem Buch eine ganz einfache Typographie, die Zeichnungen wurden unpräzise inszeniert und das Ganze auf einem Recyclingpapier gedruckt (Recyclingpapiere gab es damals noch gar nicht auf dem Markt, der Druck war eine Besonderheit). Nach Abschluß der Arbeit luden wir die beiden Luchterhand-Verlegerinnen nach Göttingen ein, um ihnen das Ergebnis vorzustellen. Aber es gab keinen Aufschrei des Entzückens, im Gegenteil: Es hieß, das sei alles ganz schön, aber wie man recherchiert habe, habe Herr Steidl gar keine Ausbildung und habe auch nicht studiert, er sei wirklich nicht der richtige Mann, um mit Grass solche Bücher zu machen. Sie hätten einen ausgezeichneten Schweizer Design-Professor, der habe einen Entwurf gemacht und sei ganz gewiß der Richtige. Dieser Professor klappte also seine Mappe auf, und es kam eine kleine Typographie auf hochweißem Papier zum Vorschein, Schmuckfarbe rot, die Zeichnungen streng in die Seiten gestellt, das Ganze eingebunden in weißes Leinen mit einem hochglänzenden Umschlag. Grass und ich waren uns einig: Es sah genau so aus, wie es gerade nicht sein sollte. Und als die Luchterhand-Damen wiederholten, sie könnten nicht mit jemandem zusammenarbeiten, der keine Ausbildung habe, sagte Grass den bemerkenswerten Satz: „Dann dürfen Sie mit mir erst recht nicht arbeiten, denn ich habe nicht mal Abitur.“

Grass stellte ein Ultimatum: Das Buch werde nach seinen Vorstellungen gedruckt, oder sie bekämen den Zuschlag nicht. Sie nahmen es dann so, wie es war. „Zunge zeigen“ wurde ein guter Verkaufserfolg, aber das endgültige Ende der Zusammenarbeit zwischen Grass und dem Luchterhand Literaturverlag, wie er inzwischen hieß, war eingeläutet. Es war das letzte Buch, das er dort angeboten hat.

Meinen ersten richtigen Vertrag für ein Buch von Grass bekam ich für „Totes Holz“. Das Buch wurde 1988 konzipiert. Ich fuhr mit Grass in den Harz, setzte ihn in der Nähe von Hohegeiß in einer Pension ab, und er ging mit dem Zeichenblock unter dem Arm auf die Pirsch. Er zeichnete in der Nähe der deutsch-deutschen Grenze tote Bäume, abgestorbenes Gesträuch. Einige Tage später hatte er eine Mappe voller Lithozeichnungen auf Umdruckpapier. Diese übertrugen wir bei mir in der Steindruck-Werkstatt auf den Stein. Dabei fing er auch schon an, erste Texte zu schreiben, ebenfalls in den Lithographiestein hinein. Parallel zu dieser Arbeit machte er eine kleine Reise ins Erzgebirge. Er zeichnete nahe der tschechischen Grenze abgestorbene Wälder. Auch diese Zeichnungen wurden auf Lithographiestein übertragen. Die so entstandenen Blätter breiteten wir auf dem Fußboden aus und komponierten das Buch. Die auf Stein geschriebenen Texte erschienen uns letztlich zu groß, so daß wir sie gesetzt, also in eine typographische Form gebracht und auf den Seiten arrangiert haben. So erlebte ich zum ersten Mal das Grass'sche System mit – das Entstehen eines Buchs von einer Idee bis zur fertigen Ausführung.

Günter Grass sagt von sich selbst: „Ich habe immer was am laufen.“ Grundsätzlich ist immer etwas Neues im Entstehen, während ein anderes Projekt noch vor dem Abschluß steht. „Unkenrufe“ war kaum gedruckt, da lud er mich ein, gemeinsam mit seiner Frau, Ute Grass, und seiner Tochter Nele nach Polen zu reisen. Wir fuhren entlang der Ostseeküste nach Gdansk, wo ihm die Ehrendoktorwürde der Universität Gdansk/Danzig verliehen wurde.

Direkt nach Abschluß dieser Arbeit begann er, den Roman „Ein weites Feld“ zu schreiben – das war vom Stoff her nur konsequent. „Unkenrufe“, bemerkte ich nachträglich, hatte ihm zum Warmschreiben gedient. Normalerweise arbeitet er viel länger an Texten. Er schrieb „Unkenrufe“ auch deshalb so schnell, weil ihm der Stoff für „Ein weites Feld“ schon durch den Kopf ging und er damit beginnen wollte. Grass wußte, daß er für diesen umfangreichen Prosatext eine Zeit von zwei bis drei Jahren brauchen würde.

In „Ein weites Feld“ schrieb er über die Probleme des Einigungsprozesses mit ihren weit zurückreichenden Hintergründen. Und er arbeitete nach seiner gewohnten Methode: Zuerst entstanden Zeichnungen, Skizzen und dann eine erste handschriftliche Textfassung. Da ich Grass mittlerweile kannte und wußte, was er braucht, schickte ich ihm alle zwei, drei Monate einen Blindband in die Werkstatt. Blindbände macht man, damit man einen haptischen Eindruck von einem geplanten Buch bekommt und auch den Umschlag besser anpassen kann. Dazu läßt man vom Buchbinder in Handarbeit ein Musterbuch mit der richtigen Seitenzahl und dem

vorgesehenen Papier herstellen. Einen solchen Blindband hatte ich ihm unmittelbar vor der Schreibearbeit am „Weiten Feld“ gegeben. Und als ich ihn eine Weile später besuchte, waren schon ungefähr 70 Seiten mit schwarzem Füller in diesen Blindband geschrieben. Diese handgeschriebenen Texte sind immer mit skizzenhaften Zeichnungen durchsät. Grass hat einmal dazu gesagt, er entwickle sein Personal: Er macht sich Skizzen erst von der einen Gestalt, dann von einer anderen, und nach und nach hat er sein Personal zusammen. Danach interessieren ihn die Zeichnungen nicht mehr. Gegen Ende des Blindbands findet sich nur noch geschriebener Text.

Wenn Günter Grass an einem Manuskript arbeitet, geht das so vor sich: Von seinem Wohnhaus geht er über den Hof zur Arbeit in sein Werkstattgebäude. Dort befindet sich eine Schreibstube, rechts davon ein Zeichen- und Bildhaueratelier mit einem großen Nordlichtfenster, einem Zeichenbrett an der Wand und einem großen Pult. Dort steht immer ein frischer Lithographiestein; wenn er eine Lithographie machen möchte, kann er direkt auf den Stein gehen. Daneben stehen Modellierböcke und Drehscheibe. Auf denen stellt er seine Skulpturen her. Im ersten Stock gibt es einen Raum, in dem er aquarelliert, und im Anbau eine kleine Bibliothek. Es ist ein Mikrokosmos, in dem er all seinen Berufen nachgehen kann.

Wenn er anfängt zu schreiben, steht er vor seinem Pult und brabbelt Sätze vor sich hin. Schreibend und brabbelnd entstehen die Manuskriptseiten. Wenn die erste handschriftliche Fassung im Blindband abgeschlossen ist, schreibt er sorgfältig „Ende“ dahinter, macht zwei oder drei Sterne, wie man sich das in einem ordentlichen Buch vorzustellen hat, und geht dann an sein Schreibmaschinenpult. Dort steht eine Olivetti-Reiseschreibmaschine, die er um 1954 gekauft hat. Computer sind ihm ein Greuel. Das Tippen seines Manuskripts geht wieder unter ständigem Brabbeln und Vorlesen vonstatten. Das handgeschriebene Buch liegt auf dem einen Tisch, er liest sich den Satz daraus laut vor, geht zur Schreibmaschine, tippt ihn, und die Wörter, die Sätze nehmen wieder eine andere Gestalt an. Dies ist ein ganz bewußter Prozeß, er verlangsamt die Schreibearbeit, und vor allem bleibt sie für ihn nachvollziehbar. Der ersten Schreibmaschinenfassung folgt eine zweite, dann eine dritte Schreibmaschinenfassung. Auch da hinein macht er handschriftliche Korrekturen. Er kann dann von einer Arbeitsfassung zur anderen gehen und schauen, was war vorher besser, was war schlechter, habe ich mich da wiederholt und so weiter.

An der Wand hängt dabei ein Arbeitsplan, der minutiös aufzeigt, wie er vorgehen möchte. Es gibt eine Kapiteleinteilung. Auf dem Arbeitsplan steht genau, daß in Kapitel 3 die und die Person auftritt oder daß Kapitel 4 in dem und dem Zeitabschnitt spielt. Und in einer rechten Spalte wird genau vermerkt, wann was fertig wurde oder noch zu erledigen ist. Da

steht also: Erstes Kapitel im April 1993 abgeschlossen, zweites Kapitel Sommer 1994. Das alles hält Grass auch präzise ein, was für einen Verleger sehr angenehm ist; bei Grass kann man sich darauf verlassen, daß das fertige Manuskript an einem bestimmten Tag auf dem Tisch liegt und das Buch gesetzt, gedruckt und ausgeliefert werden kann.

Die dritte Schreibmaschinenfassung ist schon annähernd perfekt, und Grass beginnt, daraus vorzulesen – noch nicht vor einem richtigen Publikum, seine erste ZuhörerIn und seine erste Lektorin ist seine Frau. Sie weist ihn auf Unstimmigkeiten hin und wirkt dämpfend auf ihn ein, wenn seine Phantasie einmal mit ihm durchgehen sollte. Wenn er sicher ist, daß der Stoff gut funktioniert, liest er mir vor, und ich muß das Gelesene kritisieren. Danach gibt es wieder eine handschriftliche Korrektur. Wenn dieser Vorgang abgeschlossen ist, diktiert er das Manuskript seiner Sekretärin. Entscheidend bei dem ganzen Arbeitsprozeß ist: Grass greift immer auf frühere Fassungen zurück, und das wäre undenkbar, wenn er mit dem Computer arbeiten würde, bei dem Texte immer überschrieben werden. Zudem kann er das saubere Schriftbild des Computers nicht leiden, er will die Kladde, die Baustelle und das Manuskript auch als Werkstoff sehen und nicht als fertiges Produkt. Die endgültige Maschinen-Fassung geht dann an das Lektorat.

Seit Günter Grass beim Steidl Verlag ist, hat er auf seinen eigenen Wunsch zwei Lektoren. Das ist einmal Helmut Frielinghaus, mit dem ihn eine lange Arbeitsfreundschaft verbindet; Frielinghaus ist annähernd in seinem Alter und bringt vor allem das Verständnis für das Zeitalter mit, das beide durchlebt haben, und Sensibilität für die Sprache von Grass. Und das ist zum anderen Daniela Hermes, eine jüngere Lektorin, die Sachverstand und Genauigkeit für die deutsche Zeitgeschichte mit sich bringt. Ein solches Duo ist, wie aufmerksame Leser feststellen können, für ein Buch wie „Im Krebsgang“ ideal.

Mit der endgültigen, mittlerweile auf dem Computer geschriebenen Fassung kommen Günter und Ute Grass nach Göttingen. Dann schließen wir uns ein, zwei Tage ein und machen Schriftproben, schneiden sie in Buchform zu und entscheiden dann, welche Schrift am besten geeignet ist. Lesbarkeit hat oberste Priorität beim Büchermachen.

Eine Geschichte aus der Arbeit an dem Roman „Ein weites Feld“: Ute Grass ist eine leidenschaftliche Leserin, sie liest gern lang an einem Buch und mag ordentlich gefüllte Seiten, damit sie nicht so oft umblättern muß. Ich dagegen bevorzuge weniger volle Satzspiegel, damit ein Buch nicht zu dünn wird, denn für ein dünnes Buch muß man einen niedrigeren Ladenpreis ansetzen, entsprechend geringer ist der Erlös – ich bin auch Kaufmann, und als solcher versuche ich meine Interessen durchzusetzen, not-

falls mit sanftem Druck. Aber sanften Druck kann auch Ute Grass ausüben, und dieser sanfte Druck, viel Text auf die Seite zu bringen, hat dazu geführt, daß „Unkenrufe“ und „Ein weites Feld“ typographisch ganz unterschiedlich aussehen. Beide Bücher haben ihre eigene Ästhetik und werden von den Lesern in der Form geliebt, wie sie auf den Markt gekommen sind.

Typographie ist für mich ein heute weitgehend verkommenes Handwerk. Die Regeln, die während mehrerer Jahrhunderte entwickelt wurden, hat man ohne Sinn und Verstand zu Beginn des Computer-Zeitalters über Bord geworfen. Es gibt einen hemmungslosen und unkontrollierten Einsatz von Computerschriften. Der Beruf des Schriftsetzers ist ausgestorben, an seine Stelle sind heute Mediengestalter getreten, und Mediengestalter wollen sich nicht mit Typographie befassen. Die Verfügbarkeit unendlich vieler Schriftschnitte hat dazu geführt, daß über ihre sinnvolle Verwendung gar nicht mehr nachgedacht wird. Als ich mit meinem Verlag anfang, kostete ein Schriftschnitt – ein bestimmter Schriftcharakter, den man einsetzt – ungefähr 6000 Mark. Heute kann man zigtausende Schriftschnitte im Internet herunterladen, umsonst oder für ein paar Euros. Entsprechend wertlos sind sie. Und so, wie diese Schriften an Wert verloren haben, so wenig sorgfältig wird damit umgegangen. Es gibt kein Wissen mehr über den richtigen Einsatz einer Schrift, etwa für welchen Zweck welche Type verwendet wird. Zeilenlänge, Durchschuß, Laufweite, Satzspiegel sind Begriffe, die in der Buchherstellung kaum noch geläufig sind.

Zurück zum „Weiten Feld“: Ein komplizierter Stoff, den man konzentriert lesen muß, erfordert eine angenehm lesbare Schrift. Wir haben allein zwei bis drei Tage daran gearbeitet, die richtige Schrift und deren Größe im richtigen Satzspiegel zu finden (es ist die Baskerville Book, die wir später auch für unsere Grass-Werkausgabe verwendet haben). Danach werden Andrucke auf verschiedenen Papiersorten gemacht und lesend geprüft. Anschließend werden Vorsatzpapier und Einbandmaterial ausgewählt, ganz zum Schluß wird der Umschlag gestaltet. Günter Grass hat einige Zeichnungen in der richtigen Proportion angefertigt, dazu kommt die Typographie, und wieder machen wir Andrucke auf verschiedenen Papiersorten. Diese legen wir um verschiedene Blindbände, die später wieder als Notizbuch dienen. Schließlich gehen wir hinunter ins Erdgeschoß, in dem sich unsere Druckmaschine befindet. Grass besteht darauf, beim Anlaufen der ersten Auflage dabeizusein. Er und die Drucker verständigen sich über verschiedene Fragen, achten auf die richtige Sättigung der schwarzen Farbe für die Schrift. Wenn die ersten Druckbögen herauskommen, sagt er: „Nun kann nicht mehr viel schiefgehen. Jetzt ist es geschafft.“ Und von sich sagt er: „Ich bin leergeschrieben.“ Dann ist das Buch für ihn abgeschlossen, dann geht es den Weg zu seinen Lesern. Es wird ihm enteignet;

was ihm noch zu tun bleibt, sind Lesungen, Diskussionen, sich der Kritik zu stellen – und gemeinsam mit dem Verleger und Freunden für das Buch zu kämpfen. Aber die Hand und das Gehirn arbeiten schon wieder am nächsten Projekt.

Ich habe über die Arbeitsweise von Günter Grass berichtet, aber eine Sache ist noch zu erwähnen: die Zusammenarbeit mit seinen Übersetzern, mit denen er sich seit 1978 regelmäßig zu Arbeitstreffen zusammensetzt. Ich habe diese Praxis übernommen, weil sie äußerst sinnvoll ist. Verleger wollen natürlich möglichst wenig Geld für eine Übersetzung bezahlen, dafür soll sie aber möglichst schnell fertig sein, damit das Buch rasch auf den Markt kommt und der gezahlte Vorschuß eingespielt werden kann. Grass dagegen möchte natürlich, daß möglichst gute Übersetzungen seiner Bücher auf den Markt kommen, und dafür sorgen die Übersetzer: Wir kennen die Grass-Übersetzer der einzelnen Länder in der Regel, denn es sind zumeist immer dieselben. Falls ein Übersetzerwechsel ansteht, ist der ausländische Verlag vertraglich verpflichtet, uns dies anzuzeigen. Im Zweifel kontrollieren wir Übersetzungsproben, denn wir wollen dafür Sorge tragen, daß der Grass-Sound mit seiner unverkennbaren Sprachgewalt in anderen Sprachen erhalten bleibt.

Wenn ein Dossier erstellt worden ist über alle möglichen Fragen, mit denen ausländische Übersetzer Probleme haben könnten, laden wir sie für einige Tage ein, und Grass arbeitet mit ihnen das gesamte Manuskript durch, Zeile für Zeile. Dabei werden Dinge geklärt, die schwer oder gar nicht zu übersetzen sind. Im „Weiten Feld“ beispielsweise taucht die Beschreibung der Sütterlinschrift auf, und kein Übersetzer wußte, was Sütterlinschrift ist. Man kam zu dem Ergebnis, daß es keinen Sinn macht, dies zu übersetzen und ausführlich zu erklären, statt dessen wurde die Passage ausnahmsweise fortgelassen.

Für den Verlag bedeutet die Organisation eines solchen Treffens einen erheblichen Aufwand, aber er zahlt sich aus, denn gut verkäufliche Bücher animieren die Verlage zu neuen Grass-Übersetzungen. Vom letzten Buch „Im Krebsgang“ haben wir Lizenzen in 36 Sprachen verkauft. Es kommt nicht von ungefähr, daß viele ausländische Verlage fast das gesamte Grass-Werk in Übersetzungen vorliegen haben. Da es sich um Märkte und auch um Verkauf handelt, ist der Erfolg des einen Buchs schon der Vorvertrag für das nächste.

„Can excellence involve politics? What an odd formulation.“¹

Vertriebene, Verbliebene, Verfehlungen: Der Nobelpreis und der Nationalsozialismus

Mitchell G. Ash

Einleitung

Die historische und gegenwärtige Diskussion der Nobelpreise wird von mehreren Gesichtspunkten aus geführt. Vom Standpunkt der Wissenschaftssoziologie und der Wissenschaftspolitik aus geht es in erster Linie um die Rolle der Nobelpreise als Auszeichnungen für international anerkannte Spitzenleistungen. In diesem Kontext sind die Preise zentrale Bestandteile des so genannten Belohnungssystems der Scientific Community.² Vom Standpunkt der Allgemeinen Geschichte und der gebildeten Öffentlichkeit aus geht es wohl auch um Belohnungen. In diesem Kontext werden die Preise, oder zumindest die Kontroverse um deren Vergabe, als Anlass betrachtet, über Themen wie Konkurrenz in den Wissenschaften, das Verhältnis von Wissenschaft und Politik und last not least Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit einer Prestige verleihenden Instanz zu diskutieren.³

-
- 1 Robert Marc Friedman: *The Politics of Excellence. Behind the Nobel Prizes in Science*. New York: Henry Holt & Co., 2001, S. 1.
 - 2 Vgl. z.B. Elisabeth Crawford: *Nationalism and internationalism in science, 1880-1939. Four studies of the Nobel population*. Cambridge: Cambridge University Press, 1992, sowie die dort zitierten Arbeiten.
 - 3 Als Beispiel für viele andere vgl. Istvan Hargittai: *The Road to Stockholm. Nobel Prizes, Science and Scientists*. Oxford: Oxford University Press, 2002.

Besonders die zuletzt genannten Fragen stellen sich mit besonderer Schärfe im Hinblick auf die Zeit des Nationalsozialismus. Im Falle der soziologischen Betrachtungsweise geht es u.a. um eine Verlagerung des „Zentrums“ der Spitzenforschung von den deutschsprachigen Ländern in Richtung USA, die spätestens in den 30er Jahren sichtbar geworden war. In allgemeinhistorischer Sicht bzw. im öffentlichen Diskurs wie auch gelegentlich in der wissenschaftspolitischen Debatte herrscht noch immer eine Betrachtungsweise vor, die u.a. in der Vertreibung von Nobelpreisträgern *und auch von künftigen Nobelpreisträgern* durch die Nazis einen „Verlust“ für „die deutsche Wissenschaft“ – was immer das sein mag – oder gar den Hauptgrund für die später allseits konstatierte „Rückständigkeit“ dieser „deutschen“ Wissenschaft festmachen will. Nicht weniger wertbeladen ist die Diskursvariante, die in den Vertreibungen der Nobelpreisträger ein Zeichen der internationalen Selbstisolierung Deutschlands in wissenschaftlicher und auch in moralischer Hinsicht konstituiert. Im Folgenden möchte ich versuchen, einen breit angelegten Forschungsbericht zu dieser Thematik zu geben. Dabei beschränke ich mich, wie bereits angeklungen ist, auf die Nobelpreise für Physik, Chemie und Physiologie/Medizin.

Daß die Zugänge zum Thema bislang des öfteren rein biographischer Natur waren und noch immer sind, ist nicht weiter verwunderlich, denn der Nobelpreis wird heute noch immer, auch im Zeitalter der Teamforschung, an Individuen verliehen. Trotzdem werde ich nicht allein biographisch sondern allgemeinhistorisch vorgehen und die Einzelbeispiele von einer Gruppe auswählen, die ich die „Deutsch-österreichische Nobel-Population“ nennen möchte (Tabelle 1).⁴

Es handelt sich dabei aber keinesfalls um eine soziale Gruppierung im gewöhnlichem Sinne, auch wenn man sich zuweilen – wie Albert Einstein und Max Born – sehr gut kannte, sondern um eine von mir als analytischen Gründen in dreierlei Hinsicht künstlich abgegrenzte Gruppe:

Erstens bezeichnet der Terminus „deutsch-österreichisch“ nicht allein die in Deutschland oder in Österreich geborenen Wissenschaftler. Er schließt auch Wissenschaftler (wie z.B. Georg von Hevesy) ein, die aus anderen Ländern (im Falle von Hevesy Ungarn) stammten, aber über längere Zeit

4 Diese Bezeichnung habe ich in Anlehnung an eine grundlegende Arbeit gewählt: Elisabeth Crawford, John L. Heilbron und Rebecca Ullrich: *The Nobel Population 1901-1937. A Census of the Nominators and Nominees for the Prizes in Physics and Chemistry*. Berkeley: Office for History of Science and Technology und Uppsala: Office for the History of Science, 1987. Wie im Titel ihrer Arbeit ersichtlich ist, verwenden Crawford u.a. allerdings einen weiter gefaßten Populationsbegriff.

Tabelle 1: Die Deutsch-österreichische Nobel-Population 1914-1975

Physik	Chemie	Physiologie/Medizin
Max von Laue (1914)	Richard Willstätter (1915)	Otto Meyerhof (1922)
Max Planck (1918)	Fritz Haber (1918)	J. Wagner-Jauregg (1927)
Albert Einstein (1921)	Walter Nernst (1920)	Karl Landsteiner (1930)
Johannes Stark (1919)	Fritz Pregl (1923)	Otto Warburg (1931)
James Franck (1925)	Heinrich Wieland (1927)	Hans Spemann (1935)
Gustav Hertz (1925)	Adolf Windaus (1928)	Otto Loewi (1936)
Werner Heisenberg (1932)	Hans Fischer (1930)	Gerhard Domagk (1939)
Erwin Schrödinger (1933)	Friedrich Bergius (1931)	Ernst Chain (1945)
Victor Hess (1936)	Carl Bosch (1931)	Hans Krebs (1953)
Otto Stern (1943)	Peter Debye (1936)	Fritz Lipmann (1953)
Wolfgang Pauli (1945)	Richard Kuhn (1938)	Konrad Bloch (1964)
Max Born (1954)	Adolf Butenandt (1939)	Feodor Lynen (1964)
Walter Bothe (1954)	Georg de Hevesy (1943)	Max Delbrück (1969)
Rudolf Mössbauer (1961)	Otto Hahn (1944)	Karl v. Frisch (1973)
J. Hans Jensen (1963)	Kurt Alder (1950)	Konrad Lorenz (1973)
Hans Bethe (1967)	Otto Diels (1950)	
	Hermann Staudinger (1953)	
	Max Perutz (1962)	
	Manfred Eigen (1967)	
	Gerhard Herzberg (1971)	

an deutschen oder österreichischen Institutionen tätig und von Maßnahmen der Nationalsozialisten betroffen waren.⁵

Zweitens habe ich nicht alle Mitglieder dieser Gruppe, sondern nur diejenigen ausgewählt, die den Nobelpreis zwischen 1914 und 1975 erhielten, weil diese als Betroffene der NS-Zeit bzw. als handelnde Akteure in

5 Um diese Gruppierung zur Gruppe der Nobelpreisträger insgesamt in Relation zu setzen, mag die folgende Zahlenangabe behilflich sein: Von insgesamt 251 Nobelpreisträger der Physik, Chemie und Physiologie/Medizin zwischen 1914 und 1975 sind 53 (21,1 Prozent) Deutsche, Österreicher oder an deutschen oder österreichischen Instituten tätig gewesen. Von diesen sind wiederum 18 (34 Prozent) nach 1933 bzw. 1938 emigriert (siehe unten).

ihr in Frage kommen.⁶ Gleichwohl kann in gewisser Hinsicht von „Generationen“ gesprochen werden, auch wenn es sich, wie gesagt, nicht um eine soziale Bezugsgruppe im gewöhnlichen Sinne handelt; denn im Verhalten der Älteren und der Jüngeren unter ihnen hat es bedeutende Unterschiede gegeben.

Drittens und vielleicht am Wichtigsten muß etwas Offensichtliches betont werden, nämlich die Tatsache, daß es sich um eine Elite handelt, die sich als solche gar nicht selbst wählte, sondern von drei Komitees schwedischer Kollegen bzw. zwei schwedischen Akademien auserwählt wurde. Die Gleichsetzung dieser Gruppe mit „der“ Elite der „deutschen“ Wissenschaft schlechthin wäre daher äußerst fragwürdig. Gleichwohl dürfte eine historische Betrachtung des Verhaltens dieser Gruppe bzw. einiger ihrer Mitglieder im Nationalismus und danach aufschlußreich sein.

Meine Analyse des Verhaltens einiger ihrer Mitglieder dieser konstruierten ‚Population‘ während und nach der NS-Zeit möchte ich entlang zweier Fragestellungen entwickeln:

- Das Verhältnis von Politik und Wissenschaft im Allgemeinen und dem, was ich „Wissenschaftsinnenpolitik“ nennen möchte. Unter „Wissenschaftsinnenpolitik“ verstehe ich die Verhältnisse innerhalb wissenschaftlicher Institutionen, die in diesem Kontext durchaus als Machtinstanzen für sich begriffen werden können.
- Der Umgang sowohl der Politik als auch der Nobelpreisträger selbst mit dem symbolischen Kapital, das der Nobelpreis beinhaltet. Konkret geht es hier um die Frage danach, ob das unzweifelhafte Prestige der Nobelpreisträger ihnen Chancen zum Widerstand im Nationalsozialismus oder zur Mitgestaltung der Wissenschaftspolitik vor und nach 1945 eröffnet hat.

Meine Bemerkungen gliedern sich – wie durch die drei erste Worte im Titel bereits angedeutet – in drei Teile. Im ersten Teil geht es um die Vertriebung von Nobelpreisträgern bzw. ihre freiwilligen Rückzug aus deutschsprachigen wissenschaftlichen Institutionen nach 1933. Im zweiten Teil bespreche ich das Verhalten der in den deutschsprachigen Ländern verbliebenen Nobelpreisträger, sowie die Verleihung des Nobelpreises während der NS-Zeit an Wissenschaftler, die in den deutschsprachigen Ländern geblieben waren. Im dritten Teil geht es dann um die Zeit nach 1945, und zwar sowohl um die Verleihung des Nobelpreises an deutschsprachige Wissenschaftler – Vertriebene und Verbliebene – als auch um die offene

6 Von einem Nobelpreisträger aus der Zeit vor 1914, Philipp Lenard, wird weiter unten allerdings auch zu sprechen sein.

und implizite Auseinandersetzung deutschsprachiger Nobelpreisträger mit dem Nationalsozialismus.

Vertreibungen nach 1933 und die Folgen

Längst ist bekannt, daß die Machtübernahme der Nazis von einem propagandistischen Trommelfeuer gegen Wissenschaftler jüdischer Abstammung, darunter insbesondere Nobelpreisträger wie Albert Einstein, begleitet wurde. An die Reaktion Einsteins sei kurz am Beginn dieser Betrachtung erinnert.⁷ Er befand sich zur Zeit der Machtübernahme am Institute for Advanced Study in Princeton und entschied sich bereits Mitte März, nicht nach Deutschland zurückzukehren; schon zu jener Zeit schrieb er scharfe Attacken gegen das Regime und rief zu einer moralischen Intervention gegen die Exzesse des Hitlerismus auf. Er trat aus der Preußischen Akademie der Wissenschaften aus, schon bevor ein Brief des Sekretars der Naturwissenschaftlichen Klasse, Max Planck, ihn erreichte, der ihn zu einem solchen Schritt aufforderte. In einer – allerdings unabgestimmte – Presseerklärung der Akademie am 1. April heißt es dazu, diese sehe „keinen Anlass, den Austritt Einsteins zu bedauern“; Planck selbst vertrat die Auffassung, daß „Einstein selber durch sein politisches Verhalten sein Verbleiben in der Akademie unmöglich gemacht hat“.⁸ Im Juni erteilte Einstein Max von Laue die Erlaubnis, seinen Namen von den Mitgliederlisten verschiedener Honoratiorenvereine wie z.B. dem Orden Pour le Mérite, streichen zu lassen, um seinen in Deutschland verbliebenen Kollegen durch seine Mitgliedschaft keine Schaden zuzufügen. Seine Bücher wurden verbrannt, sein Eigentum konfisziert und ihm wurde schon 1934 die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt.

Das Dilemma für Fritz Haber war sicherlich weitaus akuter, als für Einstein, denn er war ein glühender deutscher Patriot, der die eher internationalistische Gesinnung seines Freundes ablehnte und dessen Verdienste im Ersten Weltkrieg außer Zweifel standen. Seine Loyalität zum deutschen Staat und die von Außen zugeschriebene Identität als Jude prallten nun aufeinander. Er entschied sich schließlich unter Schmerzen, sein Amt als Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physikalische Chemie zur Ver-

7 Zum Folgenden vgl. u.a. Fritz Stern: Einstein's German World. Princeton: Princeton University Press, 1999, insbes. S. 152 ff.

8 Zitiert nach Dieter Hoffmann: Das Verhältnis der Akademie zu Republik und Diktatur. Max Planck als Sekretar, in: Wolfram Fischer (Hg.): Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914-1945. Berlin: Akademie-Verlag, 2000, S. 53-86, hier: S. 69, 70.

fügung zu stellen und nach Cambridge zu gehen, um nicht Entlassungsdekrete für viele seiner Mitarbeiter unterschreiben zu müssen. In einem viel zitierten Brief vom 30. April 1933 an den Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung begründete er seinen Entschluß mit dem Gegensatz zwischen dem Prinzip der Wissenschaft, welches bei der Auswahl von Mitarbeitern nur die fachliche Eignung kenne, und den Anschauungen „der großen derzeitigen nationalen Bewegung“.⁹ In der Folge wurden weit mehr Wissenschaftler aus seinem Kaiser-Wilhelm-Institut entlassen als aus allen anderen.¹⁰ Im August 1933, in Verbindung mit einem bevorstehenden Besuch an der Hebräischen Universität in Jerusalem, schrieb er seinem Freund Einstein: „Ich habe mich nie so sehr als Jude gefüllt, wie jetzt!“¹¹ Er starb am 29. Januar 1934 an einem Herzinfarkt während einer Reise in der Schweiz.

Auch der Göttinger Nobelpreisträger James Franck gehörte, wie Haber, als Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs zu denjenigen, die vom NS-Beamtenengesetz eigentlich ausgenommen werden sollten. Insofern stand er vor demselben Dilemma wie Haber, doch ging er auf einer anderen und entschiedeneren Weise damit um. So bat er den Preußischen Wissenschaftsminister schon am 17. April 1933 um Rücktritt mit Wirkung des 1. Oktober.¹² Francks Protest wurde in der deutschen Öffentlichkeit und im Ausland vielfach beachtet. Vielleicht ist es weniger bekannt, daß sich unter diesen Reaktionen auch einer der wenigen anderen öffentlichen Proteste eines deutschen Professors gegen die Vertreibung von als Juden definierten Wissenschaftlern befand. Ich meine den Artikel „Gespräche in Deutschland“ von Wolfgang Köhler, Professor für Philosophie und Direktor des Psychologischen Instituts der Universität Berlin, erschienen auf Seite 2 der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* am 28. April 1933.¹³

9 Vgl. u.v.a. Margit Szölloszi-Janze: Fritz Haber 1868-1934. Eine Biographie (München: Beck, 1998), und Ute Deichmann: Flüchten, Mitmachen, Vergessen. Chemiker und Biochemiker in der NS-Zeit. Weinheim: Wiley – VCH, 2001, S. 58 ff.

10 Kristie Macrakis: *Surviving the Swastika: Scientific Research in Nazi Germany*. New York u. Oxford: Oxford University Press, 1993, S. 207 ff.

11 Haber an Einstein, 7. oder 8. 8. 1933, zitiert nach Stern: *Einstein's German World*, S. 159. Ebendort die recht hämische Antwort Einsteins.

12 Erklärung Francks in der *Vossischen Zeitung* vom 18. 4. 1933, Nachdruck in: Jost Lemmerich: Max Born, James Franck. Physiker in ihrer Zeit. Der Luxus des Gewissens. Berlin: Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, 1982, S. 114.

13 Wolfgang Köhler, *Gespräche in Deutschland*. *Deutsche Allgemeine Zeitung*, 28. April 1933; vgl. hierzu Mitchell G. Ash: *Gestalt Psychology in German Culture 1890-1967: Holism and the Quest for Objectivity*. Cambridge und New York: Cambridge University Press, 1995, S. 328 ff.

Nimmt man den Rücktritt des Nobelpreisträgers Gustav Hertz von seiner Professur an der Technischen Hochschule in Berlin im Jahre 1934 zu diesen bekannteren Fällen hinzu, so fällt die hohe Zahl freiwilliger Rücktritte unter der ersten Generation der „deutsch-österreichischen Nobelpopulation“ auf. Zwei politische Faktoren begünstigten diese Haltung:

- Der bereits erwähnte Passus im Beamtengesetz, der Kriegsteilnehmer ausnahm. Dieser Passus wurde aus Rücksicht auf die Deutschnationale Volkspartei, mit der die Nazi zu der Zeit noch in Koalition standen, in den Gesetzestext aufgenommen.
- Die Sorge der neuen Machthaber um das Ansehen der Regierung im Ausland. Auch das Auswärtige Amt war zu dieser Zeit noch nicht in den Händen der NSDAP; unter anderem deshalb hielt man sich jedenfalls bei Prominenten vorerst zurück. Hier durfte der Prestigefaktor Nobelpreis von einiger Bedeutung gewesen sein.

Zu denen, die die Wahl des Rücktritts nicht hatten, sondern ihre Entlassung z.T. aus der Presse erfuhren, gehörten allerdings andere prominente Wissenschaftler aus Göttingen wie Max Born.¹⁴ Die Entlassungen von Born, Richard Courant und anderen berühmten Wissenschaftlern aus Göttingen gleich zu Beginn der Nazizeit gilt schon seit längerer Zeit als Beleg der Verwüstung, welche das NS-Beamtengesetz in den bedeutendsten naturwissenschaftlichen Instituten hinterließ. Es wäre jedoch nicht richtig, Göttingen pars pro toto zu nehmen; wie die neuere Forschung gezeigt hat, waren andere Universitäten und Disziplinen von den Vertreibungen weit weniger stark betroffen.¹⁵

Im Kontext der Geschichte der Machtübernahme der Nationalsozialisten war die Entlassung von Nobelpreisträgern und vielen anderen als „Juden“ definierten Wissenschaftlern ein deutliches Indiz des bewußten Verzichts auf Wissenschaft zugunsten einer ideologisch-weltanschaulichen Mobilisierung, die man anfangs „Nationale Revolution“ nennen wollte. Es war auch Zeichen einer Wendung hin zu einer Art Autarkiepolitik auch in

14 Lemmerich: Max Born, James Franck, S. 112; Ulf Rosenow: Göttinger Physik unter dem Nationalsozialismus. In: Heinrich Becker, Hans-Joachim Dahms, Cornelia Wegeler (Hg.): Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus, 2., erw. Ausgabe. München: Saur, 1998, S. 552-588.

15 Vgl. z. B. Sybille Gerstengarbe: Die erste Entlassungswelle von Hochschullehrern deutscher Hochschulen aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. 7. 1933, Berichte zur Wissenschaftsgeschichte, 17 (1994), 17-40; Mitchell G. Ash: Wissenschaftswandel in Zeiten politischer Umwälzungen: Entwicklungen, Verwicklungen, Abwicklungen, NTM – Internationale Zeitschrift für Geschichte und Ethik der Naturwissenschaften, Technik und Medizin, N.S. 3 (1995), 1-21.

diesem wie im wirtschaftlichen Bereich. Aus Anlaß des Rücktritts von Fritz Haber warnte Max Planck in seinem am 16. Mai 1933¹⁶ erfolgten Besuch bei Hitler vor den Folgen dieses Schrittes und der durch das Beamtengesetz verursachten Entlassungen für die Wissenschaften in Deutschland. Nach einer späteren Darstellung Plancks fiel die Antwort des Führers eindeutig aus: „Jud ist Jud; alle Juden hängen wie Ketten zusammen. Wo ein Jude ist, sammeln sich sofort andere Juden aller Art an. Es wäre die Aufgabe der Juden gewesen, einen Trennstrich zwischen den verschiedenen Arten zu ziehen. Das haben sie nicht getan, und deshalb muß ich gegen alle Juden gleichmäßig vorgehen.“¹⁷

Auffallend allerdings ist es, daß Hitler mit dieser Aussage auf einen Einwand Plancks antwortete, der in seiner Erinnerung so lautete: „daß es doch verschiedenartige Juden gäbe, für die Menschheit wertvolle und wertlose, unter ersteren alte Familien mit bester deutscher Kultur, und daß man doch Unterschiede machen müsse“.¹⁸ Somit unterschied Planck zwischen den Leistungsträgern, die man zur deutschen Geisteskultur rechnen wollte, und anderen. Ohne die Integrität Max Plancks bezweifeln zu wollen, weise ich darauf hin, daß diese Wortwahl eine elitäre Haltung zum Ausdruck bringt, die für die Mentalität der deutschsprachigen Wissenschaftselite zu jener Zeit wie für andere Eliten charakteristisch war – eine Haltung, die neben der ohnehin vorhandenen Loyalität der Beamten zum Staat und der Angst vor Repressalien jeden Versuch, gegen die Maßnahmen der Nazis wirksam vorzugehen, hemmen mußte.

Auf alle Fälle ist bei jeder Besprechung dieser Frage auf den Zeitpunkt der jeweiligen Handlung, insbesondere auf die Phase in der Geschichte des Regimes zu achten. Die Handlungsspielräume, auch die von Nobelpreisträgern, sind offenbar nicht überall und zu jeder Zeit gleich groß – oder gleich klein – gewesen. So nahmen die Machthaber jedenfalls in der ersten Phase nach der Machtübernahme, wie bereits gesagt, oft wenn nicht

16 Für diese Datierung des Treffens und eine wohltuend kritische Einschätzung von dessen Bedeutung vgl. Helmuth Albrecht: „Max Planck: Mein Besuch bei Adolf Hitler“ – Anmerkungen zum Wert einer historischen Quelle. In: Ders. (Hg.): *Naturwissenschaft und Technik in der Geschichte*. Stuttgart: Verlag für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 1993, 41-63, hier: S. 45.

17 Max Planck: *Mein Besuch bei Adolf Hitler*, *Physikalische Blätter*, 3 (1947), 143.

18 Planck: *Mein Besuch*, a.a.O. Auf der Grundlage der Korrespondenz zwischen der Ehefrau Plancks, Marga Planck, und dem Herausgeber der *Physikalischen Blätter* schließt Albrecht (a.a.O., S. 57), daß dieser Passus ursprünglich eine andere Fassung hatte, „die eine Unterscheidung zwischen Ostjuden und Westjuden vornahm und erstere offensichtlich als wertlos bezeichnete“.

immer Rücksicht auf mögliche Proteste im Ausland. Im Januar 1935, als es zu einer Auseinandersetzung um eine von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft abgehaltene Gedenkfeier für Fritz Haber ein Jahr nach seinem Tode kam, war die politische Situation grundlegend anders geworden, denn Hitler und die NSDAP waren nun allein an der Macht. Trotzdem kann dieser Konflikt als weiteres Beispiel für die grundsätzliche Schwäche des Protests unter Wissenschaftlern in der frühen Phase des Regimes, sowie auch als Beleg für die unterschiedliche Haltung deutscher Nobelpreisträger in einer Situation gelten, in welcher der Status des Nobelpreisträgers als Symbol des Ansehens im Ausland noch etwas hätte gelten können.

Zum politischen Kontext sei nur daran erinnert, daß die kurz vor der Feier erfolgte Gründung des Reichsministeriums für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung ein Novum in der deutschen Geschichte war; sie stellte einen Eingriff des Reichs in Befugnisse dar, die bis dahin den Ländern vorbehalten waren. So gesehen war der Versuch des neuen Ministers Bernhard Rust, die Feier zu verbieten, auch ein Versuch, sich und seinem Amte Geltung zu verschaffen. Eben deshalb hätte ein einheitliches Dagegenhalten seitens der deutschen Nobelpreisträger sowohl Signalwirkung im Ausland als auch innenpolitische Bedeutung haben können. Statt dessen lavierte man, suchte Umwege und Schlupflöcher. Viele blieben dann fern; einige ließen an ihrer statt die Ehefrauen erscheinen. Nur wenige wagten es, offen gegen das Verbot vorzugehen, darunter der Chemiker, Industrieller und Nobelpreisträger Carl Bosch. Er forderte seine Kollegen direkt auf, teilzunehmen und stellte sich damit gegen die Deutsche Gesellschaft für Chemie, die ihren Mitgliedern die Teilnahme an einer Feier für ihr ehemaliges Vorstandsmitglied ebenfalls ausreden wollte. Otto Hahn – der zwar zu jener Zeit noch kein Nobelpreisträger, aber zeitweilig Habers Nachfolger als Institutsdirektor war – erschien mit vielen Institutsmitarbeitern zur Feier und las nach seinen eigenen Gedenkworten die vorgesehene Rede des Leipziger Chemikers Karl Friedrich Bonhoeffer vor.¹⁹ Der Physiknobelpreisträger Max von Laue wurde am Erscheinen gehindert, doch hatte er sich bereits im Januar 1934 mit prominent plazierten Nachrufen auf Haber hervorgetan.²⁰

In einem gewissen Sinne wichtiger als solche mehr oder weniger starken Proteste waren die verschiedenen Versuche, auf Umwegen verfolgten Menschen zu helfen. Unter solchen Hilfeleistungen deutscher Nobelisten

19 Otto Hahn: *Erlebnisse und Erkenntnisse*, Hg. Dietrich Hahn. Düsseldorf: Econ Verlag, 1975, S. 52 f.

20 Alan Beyerchen: *Scientists under Hitler. Politics and the Physics Community in the Third Reich*. New Haven: Yale University Press, 1977, S. 68.

wäre der Fall des Göttinger Chemikers Adolf Windaus zu nennen.²¹ An seinem Institut für Organische Chemie wollten NS-Studenten im Herbst 1935 – nach der Verkündung der Nürnberger Rassegesetze – den einzigen jüdischen Doktoranden, Klaus Neisser, vertreiben. Daraufhin schrieb Windaus dem Minister im November 1935 mit der Bitte um Unterstützung, da er gegen sie vorzugehen gedenke. Da er aber bezweifele, daß der Minister ihm diese Unterstützung gewähren würde, bot er ihm im gleichen Brief seinen Rücktritt zum 1. April 1936 an. Das Ministerium kam Windaus aber entgegen; die Hauptaktivisten mußten die Universität wechseln. Selbst zu diesem Zeitpunkt, das heißt nach der Gründung des REM und nach dem Erlaß der Nürnberger Rassengesetze, konnte also ein traditionelles Ordnungsdenken und die Hausmacht der Ordinarien noch geltend gemacht werden.

Das Jahr 1933 war jedoch bekanntlich erst der Anfang der Vertreibungen. Die Entlassung des Nobelpreisträgers und Abteilungsleiters am KWI für Biologie, Otto Meyerhof, im Jahre 1938 – nachdem er von seinem Kollegen Richard Kuhn zwei Jahre zuvor denunziert wurde, weil er Juden an seinem Institut beschäftigte²² – zeigte in aller Deutlichkeit, daß die Ausweich- und Umwegstrategien früherer Jahre fortan noch weniger Chancen haben würden als zu Beginn des Regimes.

1938 war bekanntlich auch das Jahr der Einverleibung Österreichs, die zur Vertreibung zwei weiterer Nobelpreisträger, Viktor Hess und Otto Loewi, führte. Die Zahl der vertriebenen Nobelpreisträger war geringer als 1933 in Deutschland; dafür war die Zahl der aus österreichischen Universitäten, insbesondere aus der Universität Wien entlassenen Naturwissenschaftler und Mediziner, weitaus höher.²³ Dies lag u.a. auch daran, daß das Berufsbeamtengesetz und die Nürnberger Rassengesetze nun gleichzeitig vollzogen wurden, und zwar in einer rasanten Geschwindigkeit; von März bis Oktober 1938 wurden die meisten Entlassungen durchgesetzt. Fünf Jahre nach der Machtübernahme saßen die Nazis nun fest im Sattel, und sie wußten sich des Rückhalts eines großen Teils der österreichischen

21 Zum Folgenden vgl. Deichmann: *Flüchten, Mitmachen, Vergessen*, S. 83 f.

22 a.a.O., S. 76.

23 Kurt Mühlberger: *Vertriebene Intelligenz 1938. Der Verlust geistiger und menschlicher Potenz an der Universität Wien von 1938 bis 1945*, 2. u. verm. Aufl. Wien: Archiv der Universität Wien, 1993, S. 9; zur Medizin vgl. Michael Hubenstorf: *Ende einer Tradition und Fortsetzung als Provinz. Die Medizinischen Fakultäten der Universitäten Berlin und Wien 1925-1950*, in: Christoph Meinel und Peter Voswinkel (Hg.): *Medizin, Naturwissenschaft und Technik im Nationalsozialismus*. Stuttgart: VGN-Verlag 1994, S. 33-53.

Bevölkerung sicher. Öffentliche Proteste blieben fast zur Gänze aus, vielmehr leistete man an den Hochschulen eilige Erfüllungshilfe.²⁴

Allerdings waren Nobelpreisträger an dieser Orgie vorauseilenden Gehorsams kaum beteiligt, und zwar aus dem schlichten Grund, daß alle Nobelpreisträger, die noch im Lande waren, zu den Vertriebenen gehörten.²⁵ So wurde Victor Hess, Physiknobelpreisträger für 1936, entlassen, weil er das von den Nazis gestürzte Schuschnigg-Regime unterstützt hatte; er erhielt eine Professur an der Fordham University in New York. Otto Loewi, Nobelpreisträger für Physiologie und Medizin des Jahres 1936, wurde mit seiner Familie sogar zeitweilig ins Gefängnis gesteckt; erst nachdem er einwilligte, sein Nobelpreisgeld im Lande zu lassen, ließ man ihn nach England entkommen. Der Physiker und Nobelpreisträger Erwin Schrödinger, der von Oxford aus während des so genannten Ständestaates einem Ruf nach Graz gefolgt war, versuchte sich zunächst mit einem öffentlichen Aufruf zugunsten des neuen Regimes anzupassen. Trotzdem legten ihm die neuen Machthaber seine vielfältigen Kontakte unter den Emigranten als Beleg seiner politischen Unzuverlässigkeit aus; bereits am 23. April 1938 wurde er von seiner Honorarprofessur in Wien, am 26. August von seiner Grazer Professur entlassen. Fluchtartig verließ er und seine Frau die ‚Ostmark‘; erst nach mehreren Zwischenstationen erhielt er die Leitung eines eigenen Instituts in Dublin übertragen.

Die Nobelpreise werden häufig als Symbole der Internationalität der Wissenschaften betrachtet. Gab es also Reaktionen seitens der Nobel-Institutionen selbst gegen die gewaltsame Vertreibung ihrer Kollegen? Auch hier muß eine politische Analyse auf zwei Ebenen angesiedelt werden. Allgemeinpolitisch betrachtet war und blieb Schweden in diesen Konflikten neutral – wie allerdings die USA am Anfang auch. Eine offizielle Erklärung der Nobel-Institutionen gab es folglich nicht und wäre auch kaum zu erwarten gewesen. Auf der Ebene der Wissenschaftsinnenpolitik bemühte man sich aber ebenfalls um Neutralität; so gab es keine Versuche, bereits nominierten vertriebenen Wissenschaftlern zu einem Zeitpunkt mit dem Nobelpreis auszuzeichnen, als dies ihnen hätte helfen können.²⁶ Der Che-

24 Albert Müller: Dynamische Anpassung und „Selbstbehauptung“. Die Universität Wien in der NS-Zeit, Geschichte und Gesellschaft, 23 (1997), 592-617; Brigitte Lichtenberger-Fenz: „Es läuft alles in geordneten Bahnen“. Österreichs Hochschulen und Universitäten und das NS-Regime. In: Emmerich Talos u.a. (Hg.): NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch. Wien: öbv & hpt Verlagsgesellschaft, 2000, S. 549-569.

25 Vgl. zum Folgenden Walter Moore: Schrödinger. Life and Thought. Cambridge: Cambridge University Press, 1989, S. 336 ff.

26 Zum Folgenden vgl. Friedman: The Politics of Excellence, a.a.O., S. 221ff.

miker Carl Neuberg z.B. war früher mehrmals nominiert worden, im Jahre 1933 hingegen nicht. Otto Stern wurde im Jahre 1933 für den Physiknobelpreis nominiert, erhielt ihn aber erst 1945, als er am Ende seiner Laufbahn stand und mit viel Mühe einen Weg zur Carnegie-Mellon Universität in Pittsburgh gefunden hatte. Bereits 1933 schlug Max von Laue in einem Brief nach Stockholm vor, Geld der Nobelfonds an Hilfsorganisationen für vertriebene Wissenschaftler zu spenden. Auch dieser Vorschlag wurde mit derselben Begründung der wissenschaftlichen Neutralität abgelehnt – dies zu einer Zeit, als Preise Jahr um Jahr nicht verliehen und die Gelder an den Fonds oder gar an einen „Spezialfonds“ gezahlt wurden, aus dem Förderung für schwedische Wissenschaftsbetriebe und Forschungsprojekte beantragt werden konnte.

Die Arbeit der verbliebenen Nobelpreisträger im Nationalsozialismus

Entgegen früheren, z.T. heute noch verwendeten Pauschalformulierungen hat die neuere Forschung in aller Deutlichkeit nachgewiesen, daß die rassistischen Maßnahmen der Nazis keineswegs zu einer Vertreibung „der Wissenschaft“ an sich aus Deutschland und Österreich führten. Somit stellt sich in aller Schärfe die Frage, welche Wissenschaft nun in der Diktatur möglich war, oder sogar gefördert wurde. Sehr differenzierte Antworten auf diese Frage sind in einer großen Literatur bereits gegeben worden. So hat Ute Deichmann beispielsweise bezüglich der Chemie gezeigt, daß Gelder der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) in diese Disziplin nach 1933 in noch weitaus höherem Maße als vor 1933 flossen; allerdings wurden einige Teilfächer, wie z.B. die Physikalische Chemie – in diesem Fall dank des Einflusses von Gutachtern wie Peter Adolf Thiessen – stärker gefördert als andere.²⁷ Relevant in diesem Zusammenhang ist die weitere Feststellung Deichmanns, daß drei Nobelpreisträger – Adolf Butenandt, Hans Fischer und Richard Kuhn – unter den 30 mit den höchsten Beträgen von der DFG und dem Reichsforschungsrat unterstützten (Bio-)Chemikern waren.²⁸ Zwei weitere Forscher aus diesen Fächern, Hans Staudinger und Karl Ziegler, wurden nach 1945 für Arbeiten, die sie z.T. bereits vor der NS-Zeit begonnen hatten, mit dem Nobelpreis bedacht. Summa summarum hält Deichmann fest, daß die NS-Zeit in diesen Fächern ebensowenig wie in der Biologie eine Zeit der Dürre gewesen ist.

Ich beschränke mich hier der Kürze halber auf wenige Bemerkungen über ausgewählte Mitglieder der „deutsch-österreichischen Nobelpopula-

27 Deichmann: *Flüchten, Mitmachen, Vergessen*, a.a.O., S. 225 ff.

28 A.a.O., S. 230.

tion“, die in Deutschland blieben, und verfahren nach Disziplinen. Bekanntlich waren die Wortführer einer „Deutschen Physik“, Philipp Lenard und Johannes Stark, beide Nobelpreisträger; doch auch zu den führenden Köpfen der Opposition gehörten Nobelisten wie Werner Heisenberg und Max von Laue. So könnte die Auseinandersetzung zu einer Art Kampf der Nobelpreisträger stilisiert werden. Komplizierend müßte dann allerdings hinzukommen, daß Stark einem als „Juden“ definierten Nobelisten, Gustav Hertz, eine „schöne deutsche Physik“ attestierte, während er den „arischen“ Heisenberg als „weißen Juden“ denunzierte.²⁹ Schon dieser Hinweis macht deutlich, daß eine allein auf Gesinnung und Biographik begrenzte Sicht der Dinge ebenso kurz greift wie die immer noch gängige Rede von einer ‚Indienstnahme‘ der Wissenschaft durch die Politik. Vielmehr ging es um Wissenschafts-Innenpolitik, d.h. um einen Machtkampf innerhalb der Physik. In diesem Fall handelte es sich um einen Versuch, ideologische Ressourcen zu mobilisieren, um einen jahrzehntelangen Kampf innerhalb des Faches zwischen den Verfechtern der neuen, mathematisch orientierten theoretischen Physik und dem Befürwortern eines Primats der „klassischen“ experimentellen Physik, endlich zu entscheiden.³⁰

So gesehen war die intellektuelle Auseinandersetzung vom Machtkampf in den Institutionen kaum zu trennen. Dies gilt insbesondere für den Versuch Starks, sich der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft zu bemächtigen und damit zum obersten Machthaber der deutschen Wissenschaften zu avancieren.³¹ Dabei waren aber selbst Gegner der „Deutschen Physik“ wie Heisenberg keineswegs vor nationalistischen Formulierungen gefeit. In seiner Antwort auf den berüchtigten Artikel Rudolf Menzels, „Deutsche und Jüdische Physik“ im *Völkischen Beobachter* 1935, beendete Heisenberg seine Ausführungen mit der Behauptung, daß Deutsche stolz darauf sein könnten, daß die moderne Physik aus einer philosophischen Tradition hervorgegangen sei, die mit Kant begonnen hatte, und nannte die Weiterführung dieser Entwicklung „eine der vornehmsten

29 Reinald Schröder: Die „schöne deutsche Physik“ von Gustav Hertz und der „weiße Jude“ Heisenberg – Johannes Starcks ideologischer Antisemitismus. In: Albrecht (Hg.): *Naturwissenschaft und Technik in der Geschichte*, a.a.O., 327-341.

30 Für diese Deutung siehe z. B. bereits Steffen Richter: Die „Deutsche Physik“. In: Herbert Mehrrens und Steffen Richter (Hg.): *Naturwissenschaft, Technik und NS-Ideologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp-Verlag, 1980, 116-141, sowie Beyerchen, *Scientists under Hitler*, a.a.O.

31 Notker Hammerstein: *Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich*. Wissenschaftspolitik in Republik und Diktatur. München: C.H. Beck, 1999, insbes. Kap. III-IV.

Aufgaben der deutschen wissenschaftlichen Jugend“.³² Das Ergebnis dieser Auseinandersetzung ist kaum auf einen einfachen Nenner zu bringen. Karrieren wurden behindert, und die Verfechter einer „Deutschen Physik“ behielten Einfluß auf Berufungen bis in den Krieg hinein; Heisenberg selbst gewann aber bekanntlich während des Krieges durch seine leitende Stellung im deutschen Kernforschungsprojekt eine führende Rolle.

An der Schnittstelle zwischen der Physiologie und der Organischen Chemie begegnen wir dem bereits mehrfach geschilderten Sonderfall Otto Warburg.³³ Seit 1931 – dem Jahr seiner Nobelpreisverleihung – leitete er das von der Rockefeller-Stiftung finanzierte, für ihn eigens gegründete KWI für Zellphysiologie. Dort forschte er und seine Mitarbeiter durch die 1930er Jahre hindurch über Enzyme, ohne angetastet zu werden, obwohl Warburg nach NS-Kriterien jüdischer Abstammung war. Das scheinbare Mysterium klärt sich ein Stück weit auf, wenn darauf aufmerksam gemacht wird, daß die Arbeit mit privaten Mitteln der KWG sowie einer von ihr verwalteten Stiftung unterstützt wurde. Somit scheint Warburg ein Beispiel dafür zu sein, wie es für einen als „Juden“ definierten Wissenschaftler möglich war, in Deutschland zu verbleiben und sogar weiter zu arbeiten, so lange man die staatliche Instanzen umgehen konnte.

Zusammenfassend ergibt sich jedenfalls für diejenigen, die noch immer meinen, daß der NS einem Niedergang der Wissenschaften mit sich gebracht habe, ein durchaus überraschendes und ernüchterndes Ergebnis: Die Arbeit der im Deutschen Reich verbliebenen Nobelpreisträger – in einigen Fällen auch die als „Juden“ definierten unter ihnen – wurde im NS kaum ernsthaft behindert. Sie hatten unter Umständen sogar aus den erhöhten Forschungsförderungen der Zeit erheblichen Anteil.

Nobelpreisverleihungen während der NS-Zeit und die Folgen

So wichtig das Verhalten der schon ausgezeichneten Nobelpreisträger im NS war, so viel interessanter sind die Nobelpreisverleihungen während der NS-Zeit an Wissenschaftler, die noch in Deutschland arbeiteten. Die Namen der so ausgezeichneten seien hier kurz genannt: Preise für Physiologie/Medizin erhielten Hans Spemann (1935) und Gerhard Domagk (1939); Preise für Chemie erhielten Peter Debye (1934), Adolf Butenandt

32 Werner Heisenberg: Zum Artikel: Deutsche und jüdische Physik – Entgegnung (1936). In: ders., Deutsche und jüdische Physik, Hg. Helmut Rechenberg. München: Piper, S. 80.

33 Petra Werner: Otto Warburg. Von der Zellphysiologie zur Krebsforschung. Berlin: Verlag Neues Leben, 1988; Deichmann: Flüchten, Mitmachen, Vergessen, a.a.O., S. 111f.

(1939) und Richard Kuhn (ebenfalls 1939). Otto Hahn, der in diesem Zusammenhang oft genannt wird, erhielt den für 1944 zugeordneten Preis; im genannten Jahre wurde der Preis aber nicht verliehen, sondern in Reserve gehalten. Die Entscheidung für Hahn fiel erst nach dem Ende des NS-Regimes, und zwar im Herbst 1945; deshalb und aus anderen Gründen werde ich über seinen Fall erst im letzten Teil dieses Beitrags sprechen.

Im Falle der anderen genannten Preisverleihungen verzahnten sich der allgemeinpolitische Kontext und die wissenschaftliche Innenpolitik aufs Engste. Zentral für die erste Ebene ist das, was Elisabeth Crawford sehr treffend „Hitlers Vendetta gegen den Nobelpreis“ genannt hat.³⁴ Diese offenen feindselige Haltung könnte als Fortsetzung des bewußten Verzichts auf Internationalität begriffen werden, von dem oben bereits die Rede war. Dagegen spricht jedoch die Tatsache, daß auf die Verleihungen an Peter Debye und Hans Spemann keine negative Reaktion erfolgte. Die „Vendetta“ Hitlers kam erst im Jahre 1936 auf, und zwar als Reaktion auf die Verleihung des Friedensnobelpreises an Carl von Ossietzky. Dies geschah aufgrund einer organisierten Kampagne exilierter linker Intellektueller und Politiker, in welcher der in Norwegen lebende junge Sozialdemokrat Willy Brandt eine wichtige Vermittlerrolle spielte. In Berlin konnte diese Tat nur als Teil des politischen Kampfes verstanden werden. Keine deutschen oder vertriebenen Naturwissenschaftler und schon gar keine Nobelpreisträger waren daran beteiligt, was aber offenbar vom Standpunkt Hitlers aus nichts zur Sache tat. Es war ebenso wenig von Bedeutung, daß die Nobelpreise für Physik, Chemie und Physiologie/Medizin nicht von einem Ausschuß des norwegischen Parlaments, sondern von schwedischen Akademien verliehen wurden. Mit dem symbolisch wichtigen Datum des 30. Januar 1937 – am vierten Jahrestag der Machtübernahme also – wurde ein Gesetz verkündet, das den Bürgern des Deutschen Reiches befahl, im Fall einer Verleihung den Nobelpreis abzulehnen, und zwar ganz gleich, ob dieser für Naturwissenschaften, Medizin, Literatur oder Frieden verliehen wurde.

Das Gesetz sah kein explizites Verbot der Nominierung für einen Nobelpreis vor, aber die deutschen Vorschlagsberechtigten verhielten sich trotzdem so, als hätte es ein solches Verbot gegeben. So gab es keine Nominierungen für Nobelpreise von deutscher Seite im Jahre 1937 und nur sehr wenige im folgenden Jahre. Dieses Verhalten bedarf einer Erklärung; schließlich waren solche Nominierungen geheim, also hätten sie vielleicht ohne

34 Zum Folgenden vgl. ausführlicher Elisabeth Crawford: German scientists and Hitler's vendetta against the Nobel prizes. *Historical Studies in the Physical and Biological Sciences*, 31 (2000), 37-53.

Folgen eingereicht werden können. Crawford meint, daß viele Wissenschaftler berechnete Angst davor hatten, daß das Briefgeheimnis doch nicht sicher sein könnte, weist aber auch daraufhin, daß sie auch in der großen Mehrzahl Staatsdiener waren, die in diesem Fall nicht nur dem Buchstaben des Gesetzes sondern auch dessen offenkundigen Intention genauer Folge leisteten. Gegen diese Auffassung spricht allerdings die bereits erwähnten Versuche eben derselben Wissenschaftler, Schlupflöcher für jüdisch definierte Wissenschaftler zu finden und damit das Berufsbeamten-gesetz wie später die Nürnberger Gesetze zu umgehen.

Der in diesem wie schon im Berufsbeamten-gesetz von 1933 eingelegte Loyalitätskonflikt zwischen der staatlichen bzw. der ‚deutschen‘ Volksgemeinschaft und der internationalen Gemeinschaft der Wissenschaft spitzte sich im Jahre 1939 zu, als sich die zuständigen Ausschüsse in Schweden für die Verleihung von Nobelpreise an nicht weniger als drei deutsche Wissenschaftler im selben Jahr entschieden – an Richard Kuhn für seine Arbeit an Vitaminen, an Adolf Butenandt für seine Arbeit an der chemischen Struktur von Sexualhormonen und an Gerhard Domagk für seine Arbeit mit Sulfonamiden. Aus schwedischer Sicht sind diese Preisverleihungen durchaus als politische Handlungen zu verstehen: In einer Auflehnung dagegen, die Entscheidungen der Nobelausschüsse von einer fremden politischen Instanz diktieren zu lassen, erfuhr der Begriff der politischen Neutralität einen plötzlichen Bedeutungswandel. Die spezifische Auswahl der deutschen Preisträger kann aber nur unter Hinzuziehung wissenschaftsinnenpolitischer Faktoren erklärt werden. Seit mehreren Jahren bestand nämlich eine Tendenz der schwedischen Chemiker, die Biochemie mit Preisen stärker zu bedenken, auch wenn dies zu Koordinationsproblemen mit den Medizinwissenschaftlern führte, weil sie den Arbeitsfeldern der Ausschußmitglieder näher lagen. Besonders aktiv in dieser Hinsicht in den 1930er Jahren war der schwedische Chemiker und Mitglied des Nobel-Ausschusses für Chemie, Hans von Euler-Chelpin, seit 1929 selber Nobelpreisträger und ein Kollaborator Richard Kuhns auf dem Gebiet der Vitaminforschung, der stark deutschlandfreundlich gesonnen war und eine Zeit lang offenbar Hoffnungen auf einen Ruf nach Berlin hegte.³⁵

35 Vgl. hierzu Friedman: *The Politics of Excellence*, a.a.O., S. 202 f. Der Fairness halber soll erwähnt werden, daß Kuhn nicht durch von Euler, sondern von Robert Robinson aus Großbritannien nominiert wurde, und zwar für den Preis für 1938. Die Nominierung kam aber zu spät an und der Chemienobelpreis für 1938, der zunächst in Reserve gehalten wurde, ging im nächsten Jahr an Kuhn. Vgl. Hargittai: *The Road to Stockholm*, a.a.O., S. 40.

Die Folgen dieser Verleihungen in Nazi-Deutschland zeigten, daß die Handlungsspielräume, die Wissenschaftler am Anfang des Regimes für sich gesehen, aber nur teilweise genutzt hatten, nun kaum noch vorhanden waren. Nach anfänglicher Unsicherheit akzeptierte Gerhard Domagk seinen Preis, weil er Signale aus dem Auswärtigen Amt erhielt, daß dies doch noch möglich sein würde; er wurde daraufhin von der Gestapo verhaftet. Als der Leiter des Gefängnisses, in dem er festgehalten wurde, ihn fragte, warum er da sei, und er antwortete, er habe den Nobelpreis erhalten, soll dieser gesagt haben, „Sie sind verrückt!“. Eher traf dies für die Verhaftung selbst zu, war doch die Arbeit Domagks für die Bekämpfung von Sexuallykrankheiten von großem Nutzen. Es stellte sich heraus, daß Hitlers Berater nichts von seiner Arbeit wußten; als Hitler sie fragte, warum er den Preis erhalten hatte und keine klare Antwort bekam, beschloß er, daß dies nur eine Folge seiner internationalen Kontakte sein könnte und ordnete deshalb die Verhaftung an.

Nach ihren eigenen Angaben wurden Kuhn und Butenandt nach Berlin beordert und bekamen Briefe vorgelegt, in denen festgehalten wurde, daß die Preisverleihung als feindlicher Akt gegen das Deutsche Reich bewertet und der Preis deshalb abgelehnt würde. Als sie Protest gegen bestimmte, faktisch unrichtige Formulierungen geltend machen wollten, bekamen sie gesagt, daß Hitler den Text selbst befürwortet habe und daß deshalb keine Änderungen zulässig seien. So unterschrieben sie die Briefe; Domagk wurde etwas später dazu gezwungen.³⁶ Nachdem man sich nach 1945 von verschiedener Seite für sie einsetzte, bekamen alle drei Wissenschaftler ihre Preiszertifikate 1948 doch noch ausgehändigt, allerdings ohne das Preisgeld, weil dieses laut Statuten den Nobelfonds wieder zugeleitet worden war. Zum Zeremoniell in Stockholm wurden sie jedoch nicht eingeladen.

36 Crawford: German scientists, a.a.O.; Hargittai: The Road to Stockholm, a.a.O., S. 41. Beide AutorInnen zitieren Briefe Kuhns und Butenandts an die zuständigen Nobel-Ausschüsse aus der Nachkriegszeit. Gegenüber diesen nachträglichen Schilderungen der Ereignisse durch Kuhn und Butenandt scheint mir allerdings Vorsicht geboten zu sein. Ebenso wie im Falle der oben zitierten, erst 1947 erschienenen Beschreibung Max Plancks über seinen Besuch bei Adolf Hitler im Jahre 1933 sagen solche Dokumente wohl mehr über die Nachkriegszeit als über die NS-Zeit aus. Das Thema bedarf der weiteren Forschung unter Hinzuziehung von Quellen aus der NS-Zeit selbst. – Ein bedeutender Schritt in dieser Richtung ist: Wolfgang Schieder: Adolf Butenandt zwischen Wissenschaft und Politik. Von der Weimarer Republik bis in die Bundesrepublik Deutschland. Max-Planck-Gesellschaft, Präsidentenkommission „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“, Ergebnisse. In Vorbereitung.

Welche Folgen hatte nun der Nationalsozialismus für die Arbeit dieser neuen Nobelpreisträger? Aus Platzgründen, aber vor allem wegen des Bezugs zu Göttingen beschränke ich mich hier auf nur einen von ihnen, Adolf Butenandt.³⁷ Bekanntlich promovierte Butenandt 1928 beim Nobelpreisträger Adolf Windaus in Göttingen; seine preisgekrönte Untersuchungen über die chemische Struktur und Funktion der Sexualhormone fanden Anfang der 30er Jahre ebenfalls in Göttingen statt. Im Jahre 1933 verließ er Göttingen zugunsten eines Lehrstuhls an der Technischen Hochschule Danzig. Im nächsten Jahre rief man ihn als Direktor des KWI für Biochemie in der Nachfolge des entlassenen Carl Neuberg. Die Verhandlungen zogen sich allerdings hin; in dieser Zeit bekam Butenandt einen Ruf nach Harvard, dessen Annahme er sich anscheinend ernsthaft erwog. Doch statt dessen setzte er das Gegenangebot geschickt zur Verbesserung des Angebots seitens der KWG ein. So ging man z.B. auf seine Forderung ein, den Etat des Instituts mit der Überlassung von zwei Räumen im Torhaus des Institutsgebäudes an den amtsvertriebenen Vorgänger Carl Neuberg nicht zu belasten.³⁸ Immerhin überließ Butenandt ihm Apparate für ein Privatlabor, das er an einem anderen Ort einrichtete. Bereits während dieser Verhandlungen, und zwar im Jahre 1936, trat Butenandt der NSDAP bei – ein Schritt, der auf eine Orientierung nach Deutschland schon vor Abschluß der Verhandlungen hindeutet.

Nach diesem Wechsel trat die Arbeit Butenandts in eine neue Phase ein. Überraschenderweise genoß das Gebiet der Sexual- und Steroidhormone nun keine exklusive Priorität mehr am Kaiser-Wilhelm-Institut

37 Zum Folgenden vgl. Robert Proctor: Adolf Butenandt (1903-1995). Nobelpreisträger, Nationalsozialist und MPG-Präsident. Ein erster Blick in den Nachlaß. Forschungsprogramm „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“, Ergebnisse 2. Berlin, 2000; Hans-Jörg Rheinberger: Virusforschung an den Kaiser-Wilhelm-Instituten für Biochemie und Biologie, in Doris Kaufmann (Hg.): Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung. Göttingen: Wallstein-Verlag, 2000, S. 667-698; sowie Angelika Ebbinghaus und Karl-Heinz Roth: Von der Rockefeller Foundation zur Kaiser-Wilhelm/Max-Planck-Gesellschaft. Adolf Butenandt als Biochemiker und Wissenschaftspolitiker des 20. Jahrhunderts. Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 50 (2002), 389-418. Ebbinghaus u. a. kritisieren scharf die Interpretation der Butenandt-Biographie von Peter Karlson: Adolf Butenandt. Biochemiker, Hormonforscher, Wissenschaftspolitiker. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, 1990.

38 Allerdings entsprach dies ohnehin den Wünschen der Generalverwaltung der KWG und des fördernden Ministeriums. Vgl. Rheinberger: Virusforschung, a.a.O., S. 668; Deichmann: Flüchtling, Mitmachen, Vergessen, a.a.O., S. 472.

Butenandts. Statt dessen begab er sich auf eine Reihe neuer Arbeitsgebiete. Bereits in seinem ersten Bericht an das Kuratorium des Instituts im April 1937 erklärte er seine grundsätzliche Bereitschaft, „neben den Arbeiten rein biochemischen Inhalts auch Versuche durchführen zu lassen, die sich im Rahmen des Vierjahresplanes bewegen.“³⁹ Die Beurteilung der Ergebnisse dieser Arbeiten ist noch kontrovers. Auf jeden Fall ist aber festzuhalten, daß die NS-Zeit für Butenandt vom Standpunkt der Karriereentwicklung und der Forschungsförderung ein deutliches Plus erbracht hat, während der wissenschaftliche Ertrag jedenfalls zu jener Zeit nicht dementsprechend positiv ausfiel.

Am engsten mit seiner bisherigen Arbeit hing die Krebsforschung zusammen. Die leitende Hypothese dabei war, daß der tierische und menschliche Organismus bei der Herstellung und Verarbeitung der Sexualhormone krebsauslösend wirkende Kohlenwasserstoffe produziert. Butenandt legte große Ressourcen von 1937 bis in die 50er Jahre hinein auf den Nachweis dieser Hypothese an; die Ergebnisse fielen jedoch weitgehend negativ aus. Das zweite Gebiet waren Studien über die vermeintliche Wirkungskette der Produktion von Hormonen durch Gene. In Zusammenarbeit mit Alfred Kühn am KWI für Biologie untersuchten Mitarbeiter Butenandts dieses Thema in Studien an Raupen und anderen Organismen. Die Hypothese, daß Gene die Entstehung hormonaler Substanzen steuern, wurde aber bereits bis 1940 widerlegt; statt dessen zeigten die Arbeiten, daß das genetische Material Aminosäure über eine Reihe von Zwischenschritten beispielsweise zu Augenpigmenten umwandelt. Damit war die später so genannte „Ein Gen – Ein Enzym – Hypothese“ – nach der solche Vorgänge jeweils so einfach wie möglich, d.h. von einem Gen über ein Enzym verlaufen – wahrscheinlicher geworden. Die Hypothese wurde dann auch von den amerikanischen Forschern an Kleinstlebewesen weiter verfolgt. Die Dahlemer Forscher blieben aber ihren Insekten treu; so trugen sie zur spezifischen Biochemie der Insektenwelt Wichtiges, zur Klärung der Grundlagen der Genetik aber wenig bei.

Noch näher zur Grundlagenforschung der Genetik führten die Arbeiten anderer Mitarbeiter Butenandts in Kooperation mit dem KWI für Biologie über die Feinstrukturen der Viren. Georg Melchers u.a. versprachen sich dabei allerdings neben Impulsen für die Genetik auch Aufschlüsse für die Agrarchemie, Schädlingsbekämpfung, Veterinärheilkunde und Humanmedizin. Deshalb wurden sechsstellige Summen in aufwendige Apparate investiert; Firmen wie Schering AG und IG Farben waren an der Förde-

39 Zitiert nach Rheinberger: Virusforschung, a.a.O.

rung beteiligt. Gerhard Schramm lokalisierte Mutanten der untersuchten Organismen aber nicht in den Nukleinsäuren, sondern in den Aminosäuren, den Bausteinen der Proteinen. Schramm setzte sich dabei über vielfache Hinweise auf die Nukleinsäure als genetisch aktives Prinzip bis in die 50er Jahre hinweg und mied die Zusammenarbeit mit Forschergruppen an der Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Müncheberg, die richtig lagen.

Die Weiterarbeit am Virusprojekt führte zu kriegswichtigen Forschungen, die eine enge Verzahnung mit technologischen Projekten aufwiesen, und zwar in einer Dynamik, wie es auch in der Physik, der Aerodynamik und der Chemie geschehen ist. So wurde z.B. ab 1941 am „Carl-Bosch-Institut“ – einer Arbeitsstelle der KWIs für Biochemie und für Biologie – an einem Kartoffelvirus als biologische Offensivwaffe gearbeitet. Aus diesen Forschungen ergab sich Feedback für Grundlagenprojekte, beispielsweise für die Arbeiten Butenandts selbst an sexuellen Lockstoffen bei Insekten. Parallel zu alledem betrieben die Assistenten Butenandts, Gerhard Ruhentrost-Bauer und Ulrich Westphal, hämatologische Forschungen z.T. an sowjetischen Kriegsgefangenen, die ethische Grenzen mehrfach tangierten. So wurden den Gefangenen Viruseiweiße injiziert, um ihre Wirkung zu prüfen; die Infektionsgefahr nahm man dabei bewußt in Kauf. Rubentrost-Bauer versuchte in Zusammenarbeit mit Hans Nachtsheim vom KWI für Anthropologie, die so genannte „Höhenkrampfschwelle“ anhand von Versuchen an 11- bis 13jährigen epileptischen Kindern aus der Landesanstalt Görden bei Brandenburg zu ermitteln. Die negativen Korrelationen mit epileptischen Jungkaninchen wurden aber nicht hinreichend gesichert. Die Kinder wurden später Opfer der Morde an den Behinderten.

Auch eine weitere Kooperation des Butenandtkreises mit dem KWI für Anthropologie tangierte ethische Grenzen. An diesem Institut forschte Karin Magnussen zur Genetik des tierischen und menschlichen Auges, in dem sie Adrenalin verwendete, um Heterochromie und andere Fehlbildungen rückgängig zu machen. Grundlage der Kooperation mit der Gruppe um Butenandt war, daß die Arbeit eine Ausweitung des oben beschriebenen Forschungsansatzes – der Feststellung der Wirkstoffe, mittels derer das genetische Material bestimmte Eigenschaften produziert – aus der Grundlagenforschung auf die Humanmedizin darstellte. Das Projekt sollte auch anhand von Augenpräparaten aus dem Labor Josef Mengeles in Auschwitz weiter verfolgt werden. Ebenfalls anhand von Präparaten aus Mengeles Labor sollte Karl Diehl die Tbc-Anfälligkeit von Kaninchen, Zigeunern, Zwillingen und Juden miteinander korrelieren. Der Direktor des KWI für Anthropologie, Otmar von Verschuer, bat einen Mitarbeiter Butenandts, Günther Hillmann, darum, die serologische Versuchsserie

durchzuführen.⁴⁰ Schon Mitte der 80er Jahre förderte Benno Müller-Hill Indizien zutage, welche die Annahme begründeten, daß Butenandt von der Zusammenarbeit seiner Mitarbeiter mit Mengele gewußt haben mußte.⁴¹ Ob endgültige Klarheit in dieser Frage erzielbar ist, darf bezweifelt werden. Die Archivunterlagen zu dieser Angelegenheit sind leider nicht auffindbar. Die Institutsunterlagen wurden offenbar von Hillmann selbst bereits in den 40er Jahren vernichtet, und die entsprechenden Stellen gehören zu den Teilen des Nachlasses von Butenandt, die noch zu seinen Lebzeiten mehrmals „gelichtet“ worden zu sein scheinen.⁴²

Nach 1945 – Verfehlungen?

Dies bringt mich endlich zum dritten Teil meiner Bemerkungen und damit zum Wort „Verfehlungen“ im Untertitel. Den Plural und das Fragezeichen habe ich mit Bedacht gewählt, denn man kann meiner Meinung nach unter drei Rubriken von „Verfehlungen“ sprechen, oder zumindest kontrovers darüber diskutieren.

Verfehlungen der Gerechtigkeit seitens des Nobelkomitees. Fast alle der an deutsche Forscher verliehenen Nobelpreise von 1945 bis 1965 (siehe Tabelle 2) sind als späte, z.T. sehr späte Belohnungen für Arbeiten anzusehen, die vor der Nazizeit entstanden.

Dies gilt insbesondere für die Preise an Wolfgang Pauli, Kurt Alder, Walther Bothe und Hans Staudinger, und natürlich auch für den erst 1954 verliehenen Preis an Max Born. So schrieb Born selbst ironisch an Otto Hahn, daß die Leistungen, für die er den Preis nun erhalten sollte, so alt

40 Deichmann: Flüchten, Mitmachen, Vergessen, a.a.O., S. 363. – Für ausführliche Belege, daß es sich dabei tatsächlich um einen großangelegten Versuch zur serologischen ‚Rassendiagnose‘ handelte, der an sich keine Versuche am Menschen erfordern hätte, siehe: Achim Trunk: Zwei Blutproben aus Auschwitz. Ein Forschungsvorhaben zwischen Anthropologie und Biochemie (1943-1945). Max-Planck-Gesellschaft, Präsidentenkommission „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“, Ergebnisse 12. Berlin 2003.

41 Benno Müller-Hill: Tödliche Wissenschaft. Die Aussonderung von Juden, Zigeunern und Geisteskranken 1933-1945. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1984. Die Veröffentlichung des Protokolls eines Gesprächs mit Butenandt in diesem Band wurde von diesem untersagt. Zur Auseinandersetzung Müller-Hills mit Butenandt und seinen damaligen Mitarbeiter um dieses Thema vgl. ders.: Erinnerung und Ausblendung. Ein kritischer Blick auf den Briefwechsel Adolf Butenandts, History and Philosophy of Science, im Erscheinen.

42 Proctor: Adolf Butenandt, a. a. O., S. 10.

Tabelle 2: Nobelpreise, verliehen ab 1945 an Verbliebene der NS-Zeit bzw. an in Deutschland und Österreich geborene Wissenschaftler

Physik	Chemie	Physiologie/Medizin
Walter Bothe (1954)	Otto Hahn (1945)*	Fritz Lipmann (1953)
Rudolf Mössbauer (1961)	Kurt Alder (1950)	Feodor Lynen (1964)
J. Hans Jensen (1963)	Otto Diels (1950)	Karl v. Frisch (1973)
	Hermann Staudinger (1953)	Konrad Lorenz (1973)
	Manfred Eigen (1967)	

* Es handelt sich um den Chemienobelpreis für 1944, der aber 1945 verliehen wurde.

sein wie sein Frack, den er zur Zeremonie in Stockholm werde tragen müssen.⁴³ Diese späten Ehrungen sollten aber m. E. weniger als Zeichen der Ungerechtigkeit denn als Beispiele einer allgemeinen Tendenz in der Geschichte der Nobelpreise interpretiert werden. Gegen die evidente Intention Alfred Nobels – der in seinem Testament davon sprach, daß die Preise für Entdeckungen eines gegebenen Jahres zu verleihen seien und damit u.a. auch jüngeren Forschern eine Chance geben wollte – sind die naturwissenschaftlichen Preise in Wirklichkeit weitaus öfter an verdiente Ordinarien als z.T. sehr verspätete Anerkennung längst anerkannter Leistungen gegangen.

Am schärfsten und häufigsten wird der Vorwurf der Ungerechtigkeit in letzter Zeit vor allem in Verbindung mit der Verleihung des Nobelpreises für 1945 an Otto Hahn allein für seine radiochemischen Arbeiten und den Nachweis der Spaltung des Atomkerns erhoben. Selbstredend bezieht sich der Vorwurf nicht auf die Preisverleihung an Hahn, sondern lediglich auf die Verleihung an ihn allein, ohne Berücksichtigung seiner Kollegen Lise Meitner und Fritz Strassmann. Obwohl die Entdeckung selbst in Berlin und deren physikalische Deutung in mehreren anderen Ländern geschehen ist, ist der Göttingen-Bezug in diesem Fall wohl kaum zu leugnen; schließlich reiste Hahn 1946 von dort, wo er inzwischen als Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft amtierte, nach Stockholm, um den Preis in Empfang zu nehmen.⁴⁴ Die Kontroverse um die Priorität und die wissen-

43 Born an Hahn, 5. November 1954, zit. in Lemmerich: Max Born, James Franck, a.a.O., S. 155.

44 Für neue, weiterführende Arbeiten zum Thema siehe Otto Gerhard Oexle: Hahn, Heisenberg, und die anderen. Anmerkungen zu ‚Kopenhagen‘, ‚Farm Hall‘ und ‚Göttingen‘. Max-Planck-Gesellschaft, Präsidentenkommission ‚Geschichte der Kaiser-

schaftliche Bedeutung der Entdeckung begann allerdings bereits im Jahre 1939 und hat eine Vielzahl von Aspekten. Zur Orientierung begnüge ich mich hier mit einigen wenigen Zitaten aus zeitgenössischen Quellen:

So schrieb Hahn an seine langjährige, inzwischen überstürzt aus Berlin nach Stockholm geflüchtete Kollegin Lise Meitner am 19. Dezember 1938: „Zwischendurch arbeite ich, soweit ich dazu komme, und arbeitet Straßmann unermüdlich an den Urankörpern ... Es ist nämlich etwas bei den „Radiumisotopen“ was so merkwürdig ist, daß wir es vorerst nur Dir sagen. Die Halbwertszeiten der drei Isotopen sind recht genau sichergestellt; sie lassen sich von allen Elementen außer Barium trennen; alle Reaktionen stimmen. Nur eine nicht – wenn nicht höchst seltsame Zufälle vorliegen: Die Fraktionierung funktioniert nicht. Unsere Ra-Isotope verhalten sich wie Ba. ... Vielleicht kannst Du irgendeine phantastische Erklärung vorschlagen. Wir wissen dabei selbst, daß es eigentlich nicht in Ba zerplatzen kann. ... Also überleg' Dir mal, ob sich irgendeine Möglichkeit ausdenken ließe... Falls Du irgend etwas vorschlagen könntest, das Du publizieren könntest, dann wäre es doch noch eine Art Arbeit zu dreien.“⁴⁵

Vor mehr als zwanzig Jahren hat Fritz Krafft diese Stelle und den sehr eingehenden Antwortbrief Meitners vom 21.12. – hierin Fritz Straßmann folgend – als Beleg dafür interpretiert, daß das interdisziplinäre Forscherteam Hahn-Meitner-Straßmann zu jener Zeit noch zusammenhielt. Und er hielt weiter fest: „Fritz Straßmann sah Lise Meitner während der gemeinsamen Arbeit in diesem Gespann auch stets als die ‚geistig führende‘ an“.⁴⁶ Diese Auffassung wird verstärkt durch den Brief Hahns an Meitner vom 2. Januar 1939, in dem es heißt: „Wir wollen jetzt einmal das extremste, absolut bisher nicht bewiesene annehmen: ein Zerplatzen in Ba und Masurium (nicht Molybdän, wie Du gelesen zu haben scheint). Wie steht dann die Sache?“⁴⁷

Schließlich zitiere ich den Brief Hahns an Meitner vom 3. März 1939, den er nach der Lektüre der Veröffentlichung von Meitner und Frisch in der britischen Zeitschrift *Nature* schrieb, in der sie ihre physikalische Deutung der Atomkernspaltung publizierten: „Straßmann und ich wissen, daß

Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“, Ergebnisse 9. Berlin 2003; Mark Walker: Otto Hahn. Verantwortung und Verdrängung. Max-Planck-Gesellschaft, Präsidentenkommission „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“, Ergebnisse 10. Berlin, 2003.

45 Hahn: Erlebnisse und Erkenntnisse, a.a.O., S. 77-78.

46 Fritz Krafft: Nach der Sensation. Leben und Wirken von Fritz Straßmann. Weinheim: Verlag Chemie, 1981, S. 104, 101.

47 Zit. n. Krafft, a.a.O., S. 269.

wir das Zerplatzen des Urans ohne jede Anlehnung an irgend eine andere Beobachtung oder Hypothese so sicher gefunden hatten, mit den Bruchstücken etc., wie irgend etwas“.⁴⁸ Krafft sieht diese Passage als Beleg für eine klare Unterscheidung des chemischen Nachweises der Atomkernspaltung von deren physikalischer Deutung und schreibt Ersteres Hahn und Straßmann eindeutig zu.⁴⁹ Die Biographin Meitners, Ruth Sime, sieht denselben Text hingegen als Beleg dafür, daß Hahn aus überzogener Sensibilität gegenüber den Ansprüchen französischer Kollegen und in Reaktion auf die Berichte aus Amerika sowie in Sorge um seine eigene Stellung gegenüber fanatischen Parteigängern bzw. um die Möglichkeit, sein Institut weiterhin unabhängig arbeiten zu lassen, bereits zu diesem Zeitpunkt die als „Jüdin“ definierte Lise Meitner aus der Entdeckungsgeschichte heraus zu schreiben begonnen hatte.⁵⁰

Allerdings wäre es sehr ungerecht, Hahn die alleinige Verantwortung für die ungerechte Behandlung Lise Meitners seitens der Nobelausschüsse zuzuschreiben. Wie Ruth Sime auch festhält, wurde Meitner in den darauf folgenden Jahren mehrfach für den Physiknobelpreis nominiert, den sie aber nie erhielt. Jenseits aller persönlichen Aspekte ist dies auch ein Indiz für die Schwierigkeit, interdisziplinäre Teamarbeit mit der Entscheidungsstruktur der Nobelpreisverleihungen in Einklang zu bringen.

Eklatante *Verfehlungen* menschlicher Natur gab es, als es *um eine Wiederaufnahme der Kontakte mit den sowie um Wiedergutmachung für die Vertriebenen* ging. Bemühungen um solche Kontakte gab es schon sehr früh, und zwar nicht nur seitens der Nobelpreisträger auf beiden Seiten. Die Sprache, die dabei aber im Briefwechsel zwischen dem frisch ernannten Nobelpreisträger Otto Hahn und dem vertriebenen Nobelisten Otto Meyerhof zum Vorschein kam, verrät den Riß, der sich infolge der Taten der Nazis in diesen Beziehungen aufgetan hatte.⁵¹

Kontext des Briefwechsels war ein Angebot Richard Kuhns an Meyerhof, an seine alte Stelle am KWI für Biologie in Heidelberg zurück-

48 Hahn: *Erlebnisse und Erkenntnisse*, a.a.O., S. 110.

49 Krafft: *Nach der Sensation*, a.a.O.

50 Ruth Lewin Sime: *Lise Meitner. Ein Leben für die Physik*, übers. Doris Gerstner und Shaukat Khan. Frankfurt a.M. u. Leipzig: Insel-Verlag, 2001, Kap. 11, insbes. S. 341; vgl. Elisabeth Crawford, Ruth Lewin Sime, Mark Walker: *A Nobel tale of wartime injustice*. *Nature*, 382 (1. August 1996), S. 393-395; Dies.: *A Nobel tale of postwar injustice*. *Physics Today*, September 1997, 26-32.

51 Zum Folgenden ausführlicher und mit weiteren Beispielen vgl. Deichmann: *Flüchten, Mitmachen, Vergessen*, S. 454 ff.

zukehren. Wie ernst das Angebot gemeint war, kann hier nicht erörtert werden; immerhin gehen beide Briefpartner ernsthaft damit um. So schrieb Meyerhof an Hahn im Juni 1946, um ihm für alles, was er „durchgemacht und in der deutschen Hölle Gutes getan oder zu tun versucht“ habe, seine „Sympathie und Hochschätzung auszusprechen“ und ihm zur Preisverleihung zu beglückwünschen. Er hofft, daß Hahns Sohn aus dem Krieg zurückgekehrt sei und weist auf die unzählige Verwandte und Freunde, die er in Gaskammern und KZs verloren habe. Er versicherte Hahn, daß er wie kein anderer deutscher Wissenschaftler das Vertrauen ausländischer Fachkollegen genieße und daß er, Meyerhof, weiterhin großes Interesse an der deutschen Wissenschaft habe. Gleichwohl will er auf das Angebot Kuhns nicht eingehen: „Niemand, der hier Sicherheit vor den Nazi-verfolgungen gefunden hat, kann daran denken, in ein Land zurückzukehren, das ein Friedhof seiner Nächsten geworden ist.“

In seiner Antwort bringt Hahn eine bereits zu jener Zeit weit verbreitete Haltung zum Ausdruck: „Ich kann es verstehen, daß nach allem, was hier in Deutschland Ihren Verwandten und näheren Freunden geschehen ist, Sie keine Lust (*sic!*) mehr haben, hierher zurückzukommen. Trotzdem halte ich es aber für ungerecht von Seiten des Auslandes, daß man die Mehrzahl der Deutschen für die Geschehnisse während der letzten 12 Jahre verantwortlich macht.“

Vergebens versucht Meyerhof im November desselben Jahres eine Klärung herbeizuführen, indem er bedauert, daß „selbst die besten und erprobtesten meiner deutschen Freunde, wie Sie selbst, sich noch nicht von dem von den Nazis erzwungenen eingeengten Blickfeld haben soweit freimachen können, um den in Deutschland und Europa geschaffenen neuen Zustand auf seine wahren Wurzeln zurückführen zu können ... Deutschland ist nicht nur besiegt, das ist das wenigste, es ist durch eine moralische Katastrophe hindurch gegangen, die ohne Beispiel in der Geschichte ist... Mit ‚Deutschland‘ meine ich die Mehrzahl der verantwortlich führenden Personen.“ Auf diese klare Stellungnahme ging Hahn in seiner Antwort nicht mehr ein.

Als Gegenbeispiel mag der Fall Max Born für einige andere stehen. Bald nach seiner Pensionierung in Edinburgh entschied sich er und seine Frau, in die Bundesrepublik zurückzukehren, und zwar nach Bad Pyrmont in der Nähe von Göttingen. Die Entscheidung für diesen Ort fiel unter anderem wegen der Tätigkeit von Frau Born für die Quäker, die dort ihr deutsches Zentrum hatten. Auf den vorwurfsvollen Brief Einsteins gegen diese Rückkehr „in das Land der Massenmörder unserer Stammesgenossen“ antwortete Born mit dem Hinweis darauf, daß sich in seinem neuen Wohnort das Hauptquartier der Quäker befinde: „Die sind keine

„Massenmörder“, und manche unserer Freunde haben viel Schlimmeres unter den Nazis erlitten, als Du und ich“.⁵²

Als wichtige Ergänzung zu diesen zuweilen sehr scharfen Auseinandersetzungen unter Mitgliedern der älteren Generation deutscher und österreichischer Nobelpreisträger mögen die Verbindungen vieler jüngerer Vertriebener zu deutschen Kollegen nach 1945 genannt werden, denn diese spielten eine bedeutende Rolle in der Wiederaufnahme internationaler Beziehungen vor allem im Bereich der Genetik. Wohl das bekannteste Beispiel solcher Beziehungen sind die des Nobelisten Max Delbrück zu den Gründern der modernen Genetik in Köln und Heidelberg.⁵³

Am bedeutendsten für eine Einschätzung des Umgangs von Politik und Wissenschaft mit dem symbolischen Kapital des Nobelpreises wie mit den Nobelpreisträgern sind schließlich die *Verfehlungen um eine Auseinandersetzung mit den Folgen des Nationalsozialismus für die Wissenschaftspolitik und die Verantwortung der Wissenschaftler*. In diesem Rahmen ist der Nobelpreis in verschiedener Hinsicht als politisches Kapital eingesetzt worden. Werner Heisenberg tat dies zunächst im Rahmen seines Versuchs, die föderalistische Zersplitterung der Wissenschaftspolitik in der neuen Bundesrepublik mit Hilfe einer zentralen Institution, des Forschungsrats, neu zu strukturieren.⁵⁴ Ebenfalls in diesen Kontext gehört die Tätigkeit Otto Hahns in seiner Eigenschaft als Präsident der von Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft unbenannten Max-Planck-Gesellschaft zugunsten einer Aufhebung oder zumindest einer Aufweichung des im Jahre 1947 erlassenen Verbots der Alliierten gegen naturwissenschaftliche Forschung mit potentiellen militärischen Anwendungen in den deutschen Besatzungszonen bzw. den beiden deutschen Staaten. So trat er 1950 entschieden für die Freigabe des Teilchenbeschleunigers im Institut Walther Bothes ein unter Vorgabe der Bedeutung der damit getätigten Forschung für die Medizin.⁵⁵ Tatsächlich wurde das Gerät auch freigegeben, und zwar schon 1952, zwei Jahre vor der Verleihung des Physiknobelpreises für 1954 an Bothe.

52 Born an Einstein, ohne Datum, zit. n. Lemmerich: Max Born, James Franck, a.a.O., S. 156.

53 Siehe z.B. Deichmann: Biologen unter Hitler, a.a.O., S. 195ff.

54 Vgl. hierzu Cathryn Carson und Michael Gubser: Science advising and science policy in postwar West Germany: The example of the Deutscher Forschungsrat. *Minerva*, 40 (2002), 147-179.

55 Michael Eckert und Maria Ossietzki: Wissenschaft für Macht und Markt. Kernforschung und Mikroelektronik in der Bundesrepublik Deutschland. München: C.H. Beck, 1989, S. 57 f.

Zentrale Bedeutung für die neue Stellung der deutschen Nobelpreisträger als wissenschaftspolitische und moralische Autoritäten in der Nachkriegszeit hat die Rolle Otto Hahns, Werner Heisenbergs u.a. in der Organisierung zweier viel zitierter Statements der Nobelpreisträger – die Mainauer Erklärung von 1955 und insbesondere der Appell der „Göttinger 18“ von 1957, mit seiner deutlichen Verweigerung führender Atomforscher, an Waffenprojekte jeglicher Art mitzuarbeiten.⁵⁶ So wichtig diese Statements in ihrer Zeit gewesen sein mögen, so notwendig bleibt es, darauf hinzuweisen, daß sich kein Wort zur Vergangenheit der Kernforschung im Nationalsozialismus in diesen Texten befindet. Gleichwohl handelte es sich trotzdem um eine indirekte Auseinandersetzung mit den Folgen des NS, denn die Atombombe entstand schließlich in zweierlei Hinsicht als Folge einer in der Nazizeit in Deutschland gemachten Entdeckung: ohne die Kernspaltung wäre sie schlechterdings undenkbar gewesen; und die Arbeit an ihr wurde ursprünglich aus Angst vor einer deutschen Bombe begonnen.

Diese Statements, wie auch die Zusammenarbeit vieler deutscher Nobelpreisträger mit den Pugwash-Konferenzen u.v.a. mehr, werden immer wieder und keinesfalls fälschlicherweise genannt als Beispiele der Arbeit deutscher Wissenschaftler für den Frieden. Ihre tatsächlichen Folgen für die konkrete Politik im Atomzeitalter sind jedoch nicht so klar, wie ihre symbolische Bedeutung als Zeugnisse für die Verantwortung der Wissenschaft. Bereits 1954 hatte sich Konrad Adenauer zum Verzicht der Bundesrepublik auf eigene Produktion von atomaren Waffen verpflichtet – im Tausch gegen die Aufhebung jeglicher Begrenzung der Verwendung von Nuklearenergie für „friedliche“ Zwecke. Der Einfluß Heisenbergs auf dieses Junktim, aus wohlverstandenen Interesse um die Ausbildung künftiger Kernphysiker, scheint nachgewiesen zu sein. Der Göttinger Appell stellte zwar einen deutlichen Bruch in der Geschichte der Kernforschung in den deutschsprachigen Ländern dar; die Technologie selbst läßt aber keine derart deutliche Trennung zwischen „militärischer“ und „ziviler“ Atomforschung zu. So gesehen machte die Verzichtserklärung in Göttingen den Weg frei für hervorragende „zivile“ Kernforschungsprogramme, die das Potential für eine militärische Nutzung trotzdem aufrechterhielten, auch wenn dies von den Unterzeichneten der beiden Erklärung so nicht intendiert gewesen sein mag.⁵⁷

56 Die Texte dieser Statements sind mehrfach veröffentlicht und nachgedruckt worden. Vgl. z. B. Hahn: *Erlebnisse und Erkenntnisse*, a.a.O., S. 217-222; Lemmerich: *Max Born*, James Franck, a.a.O., S. 161-162, 165-167.

57 Matthias Küntzel: *Bonn und die Bombe – Deutsche Atomwaffenpolitik von Adenauer bis Brandt*. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag, 1994, S. 4 ff.

Im starken Kontrast zur immerhin deutlichen Haltung deutscher Nobelpreisträger in dieser Sache stehen zwei Fälle aus den Biowissenschaften, die in letzter Zeit verstärkt diskutiert werden: die Rolle Adolph Butenandts in Verbindung mit dem Fall Otmar von Verschuer und der Fall Konrad Lorenz.

Nach dem Krieg strebte Otmar von Verschuer den Wiederaufbau des KWI Anthropologie oder zumindest eines eigenen neuen KWI an. Nachdem seine oben beschriebene Verbindung zu Joseph Mengele im Frühjahr 1946 ans Licht kam, war er für die KWG aber nicht mehr tragbar. Verschuer gab aber so schnell nicht auf, und nach der Gründung der Bundesrepublik schien sich die Lage zu seinen Gunsten zu wenden. Neuere Forschung zeigt, daß sich Butenandt für die Berufung Verschuers nach Münster einsetzte, um ihn auf geschickte Weise loszuwerden. Zu diesem Behufe fand 1950 eine Kommissionssitzung der KWG statt. Das Ergebnis nennt Istvan Hargittai eine „Weißwaschung“ Verschuers⁵⁸; Carola Sachse sieht darin hingegen ein geschicktes Manöver, mittels dessen Verschuer ausgerechnet vom befreundeten Kollegen Butenandt mit der einen Hand zwar für eine Universitätsprofessur freigegeben, mit der anderen jedoch von der Max-Planck-Gesellschaft ferngehalten werden sollte.⁵⁹

Für Österreich hat heute der Fall Konrad Lorenz eine Bedeutung erlangt, die demjenigen Adolf Butenandts in Deutschland vergleichbar ist.⁶⁰ Sobald die Verleihung des Nobelpreises für Physiologie/Medizin für 1973 an Lorenz (zusammen mit Karl von Frisch und Niko Tinbergen) bekannt wurde, setzte eine in mehreren Ländern geführte, zuweilen äußerst polemische Auseinandersetzung um sein Verhalten im Nationalsozialismus ein, die mit der Zeit keinesfalls beigelegt wurde, sondern an Intensität stark zugenommen hat. Inzwischen ist es meiner Ansicht nach klar geworden,

58 Hargittai: *The Road to Stockholm*, a.a.O., S. 42.

59 Carola Sachse: „Persilscheinkultur“. Zum Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft. In: Bernd Weisbrod (Hg.): *Akademische Vergangenheitspolitik. Beiträge zur Wissenschaftskultur der Nachkriegszeit*. Göttingen: Wallstein-Verlag, 2002, 217-246.

60 Zu Lorenz und seiner Karriere im Nationalsozialismus vgl. Ute Deichmann: *Biologen unter Hitler. Vertreibung, Karrieren, Forschung*. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag, 1992, S. 247-266; Benedikt Föger und Klaus Taschwer: *Die andere Seite des Spiegels. Konrad Lorenz und der Nationalsozialismus*. Wien: Czernin-Verlag, 2001; Veronika Hofer: *Konrad Lorenz als Schüler von Karl Bühler. Diskussion der neu entdeckten Quellen zu den persönlichen und inhaltlichen Positionen zwischen Karl Bühler, Konrad Lorenz und Egon Brunswik*, *Zeitgeschichte* 28 (2001), 135-159; Siehe neuerdings auch Klaus Taschwer und Benedikt Föger: *Konrad Lorenz: Biographie*. Wien: Paul Zsolnay Verlag, 2003, S. 78-131.

daß die lange Zeit akzeptierte Deutung des Verhaltens und der Schriften von Lorenz während der NS-Zeit als die Taten eines jungen, ambitionierten Aufsteigers nicht mehr haltbar ist. Vielmehr ist eine inhaltliche Annäherung zweier biologistischer Ansichten zu konstatieren, wie Theodora Kalikow bereits vor längerer Zeit nachgewiesen hat.⁶¹ Bereits Ende der 1930er Jahre konstatierte Lorenz eine Analogie zwischen einem Wegfall vom „arteigenen“ Verhalten bei Tieren durch die Domestizierung einerseits und den körperlichen und moralischen „Verfallserscheinungen“ beim Menschen unter den Bedingungen urbaner Zivilisation andererseits. An dieser biologischen Spielart des Kulturpessimismus änderte sich in den Schriften von Lorenz nach 1945 nur die Wortwahl, und diese nur teilweise: Von einer „Ausmerzung“ der nicht arteigenen Charakteristika durch eugenische Selektion, wie er sie 1943 befürwortet hatte, war in populären Werken wie *Das sogenannte Böse* oder *Wie kam der Mensch auf den Hund* keine Rede mehr.

Am Ende dieses Teiles meiner Ausführungen ist eine Ironie festzustellen. Gerade die Autorität der in der NS-Zeit verbliebenen und der nach 1945 hinzu gewählten deutschen Nobelpreisträger als ‚Elder Statesmen‘ der Wissenschaft trug zum Gewicht ihrer öffentlichen Aussagen in den 1950er Jahren und danach bei. Genau dies war aber auch ein Symptom des zentralen Problems vor allem der westdeutschen und österreichischen Wissenschaftspolitik in der Nachkriegszeit – einer Beibehaltung rigider hierarchischer institutioneller Strukturen unter der Leitung altverdienter Ordinarien. Dies zählt, zusammen mit der häufig mangelnden Sensibilität im Umgang mit den Verfolgten der NS-Zeit sowie der kaum vorhandenen Bereitschaft, sich der Bedeutung des eigenen Tuns zu jener Zeit zu stellen, zu den wesentlichsten Faktoren für die Rückständigkeit und internationale Isolation in vielen Wissenschaften nach 1945.⁶²

Schluß

Eingangs habe ich in den Bemerkungen zur „Deutsch-österreichischen Nobel-Population“ bereits klargestellt, daß es sich dabei um keine echte Bezugsgruppe im sozialhistorischen Sinne handelt. Trotzdem sind gewisse Patterns im Verhalten der Mitglieder dieser Gruppe erkennbar. So sah sich

61 Theodora J. Kalikow: Die ethologische Theorie von Konrad Lorenz. Erklärung und Ideologie, 1938 bis 1943. In: Mehrtens und Richter (Hg.) (1980), 189-214.

62 Vgl. hierzu u. a. Mitchell G. Ash: Verordnete Umbrüche, Konstruierte Kontinuitäten: Zur Entnazifizierung von Wissenschaftlern und Wissenschaften nach 1945. Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 43 (1995), 903-923.

vor allem die ältere Generation von deutschsprachigen Nobelpreisträgern mit dem Dilemma konfrontiert, zwischen ihrer Verbundenheit zur Wissenschaft als internationalem Unternehmen und ihrer Loyalität als Staatsdiener und Patrioten wählen zu müssen. Trotz des breiten Spektrums an Reaktionen auf dieses Dilemma ist im Großen und Ganzen ein deutlicher Mangel an Zivilcourage unter dieser Gruppe zu konstatieren. Nur wenige von ihnen wagten es, sich deutlich aufzulehnen, obwohl gerade sie es sich wenigstens in den ersten Jahren des Regimes am ehesten hätten leisten können.

Aus der nächsten Forschergeneration kamen dann diejenigen deutsche Nobelpreisträger, die dem Regime am enthusiastischen gedient hatten und z.T. der NSDAP beigetreten waren. Sie waren dafür mit Forschungsförderungen mehr als reichlich belohnt worden. Unter den Angehörigen derselben Generation waren allerdings auch Emigranten, wie Born, Perutz und Hans Bethe, die nach 1945 auch mit Nobelpreisen bedacht wurden (Tabelle 3).

Tabelle 3: Nach der Emigration geehrte Preisträger

Physik	Chemie	Physiologie/Medizin
Otto Stern (1943)	Georg de Hevesy (1943)	Otto Loewi (1936)*
Wolfgang Pauli (1945)	Max Perutz (1962)	Ernst Chain (1945)
Max Born (1954)	Gerhard Herzberg (1971)	Hans Krebs (1953)
Hans Bethe (1967)		Konrad Bloch (1964)
		Max Delbrück (1969)

Nur in wenigen Fällen wurden sie aber für Leistungen ausgezeichnet, die sie in Deutschland vollbracht hatten. Diese späteren Nobelpreise an vertriebene Wissenschaftler als „Gewinn“ oder „Verlust“ für die „deutsche“ Wissenschaft verbuchen zu wollen, scheint mir deshalb ein Denkfehler zu sein. Als der aus Österreich schon als Gymnasiast vertriebene Walter Kohn vor zwei Jahren den Nobelpreis für Chemie erhielt und deshalb in Österreich gefeiert werden sollte, lehnte er solche Vereinnahmungsversuche aus diesem Grunde in Zeitungsinterviews explizit ab. Statt dessen vertrat er die Ansicht, daß er diese Leistung dank der ungleich besseren Arbeits-

* Loewi erhielt den Nobelpreis, während er noch in Österreich war, emigrierte aber 1938 und war daher kein „Verbliebener“ des Nationalsozialismus

bedingungen und der höheren Bereitschaft zur Teamarbeit wohl nur in den USA und kaum in Österreich habe vollbringen können.

Weitere Schlußfolgerungen betreffen die Nobelpreise selbst. Sie sollten die Internationalität der Wissenschaften zum Ausdruck bringen. Das Verhalten der Nobel-Ausschüsse in Schweden und der in Deutschland verbliebenen Nobelpreisträger reflektieren jedoch die Grenzen dieser Internationalität. So hat sich beispielsweise gezeigt, daß wissenschaftspolitische Auseinandersetzungen in Schweden einen nicht geringen Einfluß auf Preisverleihungen hatten, auch und sogar besonders in der NS-Zeit sowie in der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Last not least muß noch einmal auf eine Ironie Bezug genommen werden, die bereits zu Beginn der Geschichte der Nobelpreise erkennbar und im Nationalsozialismus in besonders schmerzlicher Weise wieder sichtbar wurde. In seinem Testament wünschte sich Alfred Nobel die Prämierung von Entdeckungen, die dem „Wohl der Menschheit“ gedient hatten. Diese Worte könnte man als Ausdruck eines naiven Fortschrittsglaubens betrachten, doch niemand wußte um die Ambivalenz der Technik besser Bescheid als Alfred Nobel, der Erfinder des Dynamits, selbst. Bereits kurz nach dem Ende des 1. Weltkriegs machte die Verleihung des Chemienobelpreises an Fritz Haber – für seinen Anteil am Haber-Bosch-Prozeß und explizit nicht für die Entwicklung chemischer Kampfstoffe – die Brisanz dieser Formulierung noch einmal klar. Das Dilemma wurde wieder sichtbar im Zusammenhang mit der Preisverleihung an Otto Hahn unmittelbar nach dem Abwurf der ersten Atombombe. Etwas anderes ist es aber, wenn man fragt, inwiefern mit dem „Wohl der Menschheit“ das Wohlergehen der ausgezeichneten Wissenschaftler gemeint sein darf. Es sei z.B. noch einmal an die oben bereits erwähnte, längst als fällig erkannte, doch eher spät erfolgte Verleihung des Physiknobelpreises an den Vertriebenen Otto Stern erinnert. Auch dann, wenn man in aller Klarheit feststellt, daß Flüchtlingshilfe das Geschäft des Nobelkomitees nicht sein kann, werden damit die Grenzen eines hehren Anspruchs sichtbar, dem die Nobelpreise nach wie vor genügen wollen.

„Das Ausgezeichnetste in idealistischer Richtung“: Der Nobelpreis für Literatur¹

Werner Frick

Philologie und Nobelpreis – kein Wunder

Vom „Göttinger Nobelpreiswunder“ ist in dieser Vortragsreihe die Rede und unterschwellig von der heimlich-hoffnungsfrohen Frage, ob und unter welchen Bedingungen ein solches „Wunder“ sich wiederholen könnte. Der Literaturwissenschaftler, der in einem solchen Zusammenhang spricht, hat es entschieden leichter als seine Kollegen aus den Natur- oder Wirtschaftswissenschaften; er kann die Frage – „Ist das Göttinger Nobelpreiswunder wiederholbar?“ – für seinen Bereich guten Gewissens verneinen: Hier hat es ein solches Wunder nie gegeben, folglich stehen auch keine Wiederholungen zur Debatte.

1 Der Text gibt den redigierten Wortlaut eines freien mündlichen Vortrags am 4. August 2002 in der Göttinger Paulinerkirche im Rahmen der Vortragsreihe zur Ausstellung „Das Göttinger Nobelpreiswunder – 100 Jahre Nobelpreis“ wieder. Mit Gewinn konsultiert wurden insbesondere die folgenden Titel aus der umfangreichen Sekundärliteratur zum Thema: Böll, Heinrich: Rede zur Verleihung des Nobelpreises am 10. 12. 1972 in Stockholm, in: Heinrich Böll: Werke. Essayistische Schriften und Reden 2, 1964-1972, hrsg. von Bernd Balzer, Köln: Kiepenheuer & Witsch, o. J., S. 621-623. – Espmark, Kjell: Der Nobelpreis für Literatur. Prinzipien und Bewertungen hinter den Entscheidungen. Aus dem Schwedischen von Ruprecht Volz und Fritz Paul, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1988 (schwed. Original: Det litterära Nobelpriset. Principer och värderingar bakom besluten, Stockholm 1986). – Filser, Hubert: Nobelpreis. Der Mythos. Die Fakten. Die Hintergründe, Freiburg/Basel/Wien: Herder, 2001. – Grass, Günter / Steidl, Gerhard: Stockholm. Der Literaturnobelpreis für Günter Grass. Ein Tagebuch mit Fotos von Gerhard Steidl, Göttingen: Steidl, 2000. – Haas, Willy: Nobelpreisträger der Literatur. Ein Kapitel Weltliteratur des Zwanzigsten Jahrhunderts, 2. erw. Aufl., München o. J. (1962). – Hochhuth, Rolf und

Dabei ist Göttingen auch auf unseren – den philologischen, literaturwissenschaftlichen, den geistes- und kulturwissenschaftlichen – Feldern vielfach exzellent, und das nicht erst seit heute. Angesehenste Vertreter der Philologie haben der Georgia Augusta angehört, Literaturwissenschaftler wie Rudolf Unger, Herbert Schöffler, Wolfgang Kayser, Walter Killy, Albrecht Schöne, um nur diese zu nennen, allesamt berühmte, mit Ehrungen, Auszeichnungen, Mitgliedschaften namhafter Akademien reich bedachte Gelehrte. Und doch ist kein einziger Nobelpreisträger unter ihnen, denn: einen Nobelpreis für Philologie, für Literaturwissenschaft gibt es nicht. Im Gegensatz zu den Naturwissenschaftlern, die sich mit der Natur befassen, aber die Nobelpreise für den Erfolg dieses Tuns selbst einheimen, ist es in unserer Domäne umgekehrt: Wir treiben Literaturwissenschaft, aber den Nobelpreis gibt es nicht für die Repräsentanten der akademischen Zunft, für die Sachwalter der Philologie, sondern für deren Gegenstandsbereich, für die Literatur und ihre Urheber, die Dichter, Schriftsteller, Literaten.

Woher aber diese auf den ersten Blick doch gar nicht selbstverständliche Asymmetrie? Warum gibt es zwar Nobelpreise für Physik, für Chemie, für Medizin, für Physiologie (auch – mit zeitlicher Verzögerung eingeführt – für Ökonomie), ferner für Literatur und für Verdienste um den Weltfrieden, nicht aber zugleich (oder statt dessen) für die Philologie? Und wenn schon einen Preis für Literatur, warum dann nicht auch einen für die Künste, für die Musik, für Philosophie? Die Antwort auf diese Frage ist eine simple Tautologie: Es gibt die Nobelpreise, die es gibt (und keine anderen), weil es Alfred Nobels Wille war. Er, der Stifter, hat es so (und nicht

Reinoß, Herbert: Ruhm und Ehre. Die Nobelpreisträger für Literatur. Mit einem Vorwort von Martin Walser, Gütersloh: Bertelsmann, o. J. – Klein, Wolfgang: Nobels Vermächtnis und die Wandlungen des Idealischen, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 27 (1997), Sonderheft 107 „Nobelpreis“, S. 6-18. – König, Christoph: „Vor dem Gerichtshof über Weltliteratur“. Zu Versuchen, deutschen Dichtern den Nobelpreis zu verschaffen, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 27 (1997), Sonderheft 107 „Nobelpreis“, S. 40-52. – Kupfer, Bernhard: *Lexikon der Nobelpreisträger*, Düsseldorf: Patmos, 2001. – Neumann, Walter (Hrsg.): *Nobelpreisträger für Literatur von 1945-1962. Werke, Sekundärliteratur und Zeitschriftenaufsätze aus den Beständen unserer Büchereien*, Dortmund 1962. – Paul, Fritz: *Preise mit Sprengkraft. Skandinavien und seine Nobelpreise*. Vortragsabend mit der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen im Niedersächsischen Landtag am 11. November 1999, (Schriftenreihe des Niedersächsischen Landtages, Heft 38), Hannover 2000. – Sohlmann, Ragnar: *The Legacy of Alfred Nobel. The Story behind the Nobel Prizes*, London 1983. – Steiner, George: *The Scandal of the Nobel prize*, in: *The New York Times Book Review*, 30.9.1984.

anders) gewollt und testamentarisch verfügt. Dabei kennt die Fama hübsche Anekdoten, etwa zu der Frage, warum nicht auch ein Nobelpreis für Mathematik verliehen werde, sondern an seiner Stelle nur die Fields-Medaille. Alfred Nobel, so heißt es, sei unglücklich in eine russische Mathematikerin, Sofja Kowalewskaja – übrigens eine eng mit der Göttinger Wissenschaftsgeschichte verbundene Frau –, verliebt gewesen. Die Kowalewskaja habe ihn nicht erhört – da habe Alfred Nobel keinen Preis für Mathematik gestiftet!

Das Gefüge dieser Auszeichnungen, das Spektrum der durch sie für preiswürdig erachteten Leistungen also erscheint kontingent, kein Naturgesetz, keine höhere Logik waltet hier, sondern der freie Wille eines Stifters. Dass andere, komplementäre Präferenzen möglich wären, zeigt seit nunmehr fast zwanzig Jahren die japanische Inamori Foundation mit ihrer Stiftung des Kyoto-Preises: Dieser wird – aufgrund von Absprachen mit der Stockholmer Nobelstiftung – in drei Fachrichtungen und Kategorien vergeben, nämlich für Grundlagenforschung (wo es erhebliche Überschneidungen mit der Sphäre des Nobelpreises, sogar mehrere doppelte Preisträger gab), zum zweiten für fortgeschrittene Technologien und drittens für den Bereich von Kunst und Philosophie (und dort gerade nicht noch einmal für die schon durch den Nobelpreis bedachte, gewissermaßen „abgedeckte“ Literatur). Preisträger in der Sparte Kunst und Philosophie des Kyoto-Preises war im Jahre 2001 der Musiker und Komponist György Ligeti, zuletzt, 2002, wurde der Bildende Künstler Tadao Ando aus Japan ausgezeichnet, und auch die Namen der vorausgegangenen Kyoto-Laureaten können sich durchaus sehen lassen: Zu ihnen gehören der Theaterregisseur Peter Brook, der Musiker und Komponist John Cage, der Maler Roy Lichtenstein, die Philosophen Paul Ricœur und Karl Popper, der Komponist Olivier Messiaen, der Choreograph Maurice Béjart, die Filmemacher Andrzej Wajda und Akira Kurosawa – eine wahrhaft illustre Galerie der zeitgenössischen Kunst- und Musikszene wie der modernen Philosophie.

Alfred Nobel, der verhinderte Literat

Nach alledem kann man vom Nobelpreis für Literatur nicht sprechen, ohne zunächst über seinen Stifter zu reden. Der charakterisiert sich in einer berühmten, für seinen sehr drastischen Personalstil durchaus charakteristischen *Selbstbeschreibung* aus dem Jahre 1887 folgendermaßen:

„Alfred Nobel, erbärmliches Halbgeschöpf, hätte bei seinem Eintritt in dieses Leben von einem menschenfreundlichen Arzt erstickt werden sollen. Hauptverdienste: Er hält seine Nägel sauber und fällt der Öffentlichkeit nicht zur Last. Hauptfehler: ohne Familie, heiter und ein Vielfraß.

Größte und einzige Bitte: nicht lebendig verbrannt zu werden. Größte Sünde: betet den Mammon nicht an. Bedeutende Ereignisse in seinem Leben: keine.“

Ein so schnoddrig-unkonventionelles Selbstportrait deutet auf erhebliches literarisches Talent; so hätte auch der frühe Augsburger Brecht sich beschreiben können. Und in der Tat, schon in jungen Jahren interessiert sich Alfred Nobel, der zeitlebens ein großer Autodidakt bleibt, nicht nur für Wissenschaften, speziell für die Chemie, sondern auch für Sprachen. Bereits im Alter von 17 Jahren soll er fünf Fremdsprachen perfekt beherrscht haben, mit 16 wollte er sogar Schriftsteller werden. Es war sein Vater, der ihn mit einem längeren Studienaufenthalt im Ausland von dieser Idee abbrachte; Nobel junior durfte reisen, aber er musste im Gegenzug auf die literarische Laufbahn verzichten. Er gab nach, litt aber sein Leben lang unter der unerfüllten Sehnsucht nach dem Schreiben. In Paris, wo er über längere Zeit lebt, entstehen Nobels erste Gedichte für eine junge Schwedin, die dort als Apothekenhelferin arbeitet, Gedichte in englischer Sprache: „You say I’m a riddle – it may be – for all of us are riddles unexplained“ – so die ersten beiden von insgesamt 425 Zeilen einer langen poetischen Liebeserklärung in englischer Sprache. Die Liebe endet tragisch, die junge Schwedin stirbt an Tuberkulose – einer der lebenslang tief sitzenden, nie verwundenen Schocks im Leben des einsamen Melancholikers Alfred Nobel. In jungen Jahren schreibt Nobel Gedichte, später verfasst er einen sonderbaren humoristischen Roman, *Die Schwestern*, und während der letzten Lebensjahre entsteht das Dramenfragment *Nemesis*, Nobels wohl ehrgeizigstes literarisches Projekt. Die meisten Jugendgedichte allerdings verbrannte der Autor, oder die Erben haben dafür gesorgt, dass die Manuskripte verschwanden. Ein Gedicht mit dem Titel *Night Thoughts* allerdings ist erhalten geblieben, und es beginnt so: „The solemn silence of the midnight hour / Unchains the fettered spirit, and the power / of reasoning takes a visionary flight / Beyond the limits of detective sight / Which may deceive us, yet attracts the soul / Even with its wild and daring uncontrol.“

Diese literarischen Arbeiten kommen bei den Zeitgenossen nicht an, die Kritiken insbesondere zu Nobels Roman sind förmlich vernichtend, sie sprechen von pueriler Charakterzeichnung, von unnatürlicher Buchsprache und anderen ungelungenen Eigentümlichkeiten mehr. Die Leidenschaft für Literatur aber bleibt Nobel zeitlebens erhalten; der Mann liest viel, sammelt europäische, vor allem nordische Literatur. Ein Aphorismus, der von ihm überliefert ist, sagt ausdrücklich: „Ein Einsiedler ohne Bücher und Tinte ist ein schon im Leben toter Mann.“

Im literarischen Leben der Großstadt Paris spielt Alfred Nobel eine durchaus wichtige Rolle, etwa als Gastgeber eines eigenen Salons in sei-

nem eleganten Stadthaus in der Avenue Malakoff zwischen Arc de Triomphe und Bois de Boulogne, in dem unter anderem Victor Hugo verkehrt, und er ist bekannt als Verehrer der Dichtung von Percy Shelley, dem englischen Romantiker. Vom hochgestimmten Idealismus und der tragischen Grundstimmung in Shelleys Poesie ist Nobel förmlich fasziniert; das Register eines tragisch getönten Idealismus wird denn auch später zum grundlegenden Tenor seines literarischen Testaments und namentlich der dort enthaltenen, bis heute für Verwirrung sorgenden Bestimmung, dass derjenige Autor ausgezeichnet werden solle, der in der Literatur „das Ausgezeichnetste in idealischer (oder idealistischer) Richtung hervorgebracht“ habe. Überhaupt ist der Begriff „idealisch“ bei Nobel eine omnipräsente Kategorie: „Ich, Alfred Nobel, bin ich höchstem Maße Misanthrop, bei dem eine Menge Schrauben locker sitzen, aber ich bin auch ein grenzenloser Idealist, der Philosophie besser verdauen kann als normales Essen.“

Der Nobelpreis für Literatur: Kriterien, Modalitäten, Merkwürdigkeiten

Alfred Nobel hat verschiedene Testamente mit durchaus unterschiedlichen Bestimmungen hinterlassen; auch die letzte Fassung, auf die sich alle heute praktizierten Regelungen der Preisvergabe stützen, ist keineswegs besonders klar in der Auslegung und hat mannigfache Deutungsprobleme aufgeworfen. In den früheren Versionen des Testaments war Literatur noch keine relevante Kategorie; im dritten und letzten, in schwedischer Sprache am 27. November 1895 im schwedisch-norwegischen Club in Paris niedergelegten Vermächtnis aber kommt die Literatur als eine von fünf Sparten vor, die künftig aus den hinterlassenen Mitteln Nobels ausgezeichnet werden solle. Jährliche Zinsen eines Kapital-Grundstocks sollen gefünftelt und auf diejenigen verteilt werden, die „im verflossenen Jahr der Menschheit den größten Nutzen gebracht“ haben; neben den hervorragendsten Repräsentanten der genannten Naturwissenschaften wird auch ein Teil demjenigen bestimmt, der in der Literatur „das Ausgezeichnetste in idealistischer Richtung hervorgebracht“ habe.

Nobel setzt zur Betreuung seines Erbes und insbesondere zur Entscheidung über die Preisträger die Kgl. Schwedische Akademie ein, allerdings nur für den literarischen Teil seiner Verfügung. Die 18 Mitglieder dieser altherwürdigen Institution (sie wurde 1786 nach dem Vorbild der Pariser Académie Française und mit ganz ähnlichen ursprünglichen Zielsetzungen gegründet, d. h. sie sollte sich insbesondere der Pflege der schwedischen Sprache annehmen) sowie die Mitglieder anderer europäischer Akademien, darunter an allererster Stelle der Académie Française, sollen jähr-

lich Kandidaten benennen dürfen; aber auch Professoren für Literatur- und Sprachwissenschaften an skandinavischen Universitäten, die Präsidenten wichtiger Autorengesellschaften, international etwa die Pen-Clubs, sind vorschlagsberechtigt und aufgefordert, der Schwedischen Akademie würdige Kandidaten für den Literaturnobelpreis zu empfehlen. Da die Mitgliedschaft in der Schwedischen Akademie prinzipiell auf Lebenszeit besteht, ist dieses erlauchte Gremium eine nicht gerade jugendliche Institution; der Altersdurchschnitt seiner Mitglieder beträgt ungefähr 70 Jahre. Von den 18 Akademiemitgliedern sind ungefähr die Hälfte Schriftsteller; ihr Senior ist gegenwärtig der 1910 geborene Erik Lönnrot, Mitglied seit 1962, der also seit 40 Jahren an der Vergabe des Literaturnobelpreises mitwirkt. Der Quasi-Ausschluss einer ganzen Generation jüngerer Schriftsteller – unter ihnen etwa Tomas Tranströmer, Lars Gustafsson, Per Olov Enquist, Sven Delblanc – hat in Schweden selbst für Aufregung gesorgt, aber die Mitglieder sind nun einmal auf Lebenszeit berufen, und ein Ausscheiden auf eigenen Wunsch ist in den Statuten nicht vorgesehen. Erst wenn ein Akademiemitglied stirbt, wird der Platz mit einem Nachfolger besetzt. Immerhin jedoch darf der ständige Sekretär der Akademie, dem im Vergabeprozess eine Schlüsselrolle zukommt, nicht älter als 69 Jahre sein, so dass zumindest hier in regelmäßigen Abständen für Erneuerung gesorgt wird. Der derzeitige Amtsinhaber Horace Engdahl, der erst 1997 in die Akademie aufgenommen wurde und einem deutschen Publikum etwa von den Bildern der Vergabe an Günter Grass her bekannt ist, hat das Amt seit 1997 inne.

Für die Nobelpreisentscheidung müssen mindestens 12 der 18 Akademiemitglieder, die in Schweden als „Die Achtzehn“ ein geradezu legendäres Ansehen genießen, anwesend sein, am Ende entscheidet die einfache Mehrheit. Frauen sind, wie so oft in vergleichbaren Fällen, eine verschwindende Minderheit; in den 250 Jahren seit Gründung der Schwedischen Akademie haben dem Gremium gerade einmal sechs Frauen angehört. Die Vorentscheidungen für die Preisvergabe trifft ein fünfköpfiges Auswahlkomitee, das die derzeit jährlich ca. 60-80 eingehenden Kandidatenvorschläge für den Literaturnobelpreis sichtet, vorsortiert und *laudationes* über sie vorbereitet – mit diesen Aufgaben nimmt der Fünferausschuss zweifellos eine Schlüsselposition ein. In diesem zur Verschwiegenheit verpflichteten Gremium geht es offenbar keineswegs immer friedlich zu; in der Diskussion etwa um die Preiswürdigkeit von Autoren wie Salman Rushdie oder Dario Fo scheint es in jüngeren Jahren hinter den Kulissen erbitterte Auseinandersetzungen gegeben zu haben, die bis zum Austritt von drei Kollegen aus dem Gremium führten. Nach der Bekanntgabe der Auszeichnung für den italienischen Komödianten Dario Fo am 9. Oktober

1997 kam es zu gegenseitigen Schmähungen von Akademiemitgliedern in den Spalten der großen schwedischen Zeitungen, man fuhr schweres rhetorisches Geschütz auf, zieh sich wechselseitig der Inkompetenz: „Gott behüte alle Wahnsinnigen“, soll, der Tageszeitung *Dagens Nyheter* zufolge, das Akademiemitglied Lars Forssell über seinen Kollegen und Mitjuror Knut Ahnlund gesagt haben. Im Prinzip aber gilt eine 50-jährige Schweigepflicht, so dass man bei der Rekonstruktion von Entscheidungsszenarien auf Indizien angewiesen bleibt. (Für nähere Auskünfte über das in diesen arkanen Dingen Wissbare konsultiere man bei Bedarf das – von Ruprecht Volz und Fritz Paul ins Deutsche übersetzte – Buch *Der Nobelpreis für Literatur* von Kjell Espmark, selbst Angehöriger der Kommission; hier erhält man aus Insiderkenntnis und genauer Vertrautheit mit der Aktenlage einigige Auskunft über das, was sonst wohlweislich unter Verschluss bleibt: die Entscheidungsprozesse und ihre Hintergründe, auch über die im Lauf von Jahrzehnten beträchtlich fluktuierenden Normen sowie die ästhetischen, kulturellen und politischen Kriterien bei der Vergabe des Literaturnobelpreises.)

Woher nun kamen in dem Zeitrahmen von 100 Jahren, über den wir hier mittlerweile sprechen, die Träger des Literaturnobelpreises? Sie kamen, cum grano salis gesprochen, überwiegend aus derselben Region, der mehrheitlich auch die anderen Nobelpreisträger entstammen, nämlich aus dem Bereich der westlichen Zivilisation und hier insbesondere aus vier Ländern: den USA, England, Deutschland und Frankreich. Das lässt sich mit konkreten Zahlen untermauern: Bis zum Jahr 2002 gingen 82 von 97 Literaturnobelpreisen nach Europa oder Nordamerika, also in die westliche „Werthemisphäre“. Das dürfte teilweise sehr prosaische Gründe haben, nämlich mit Fragen der Übersetzung und der Verfügbarkeit des literarischen Materials zusammenhängen; die Kommission der Akademie wird vorwiegend das wahrnehmen, was in Schweden übersetzt vorliegt oder jedenfalls in anderen europäischen Literatursprachen lesbar ist. Aber „westlich geprägte“ Einstellungen, Erwartungen, normative Vorstellungen von dem, was (preiswürdige) Literatur sei, werden gleichfalls eine wichtige Rolle gespielt haben.

Alfred Nobel, der Stifter selbst, hat den Juroren keine besonders engen Vorgaben mit auf den Weg gegeben; sämtliche Sparten und Richtungen der Literatur sollten bei der Preisvergabe Berücksichtigung finden können. In der Praxis gibt es freilich merkliche Ungleichgewichte: Nach der Vergabestatistik des Literaturnobelpreises haben 51-mal Preisträger gewonnen, die vorwiegend als Prosaautoren, Erzähler, Romanschriftsteller hervorgetreten waren; Lyriker wurden etwa halb so oft, nämlich 26-mal, ausgezeichnet, während erstaunlicherweise lediglich 10 Autoren zum Zuge

kamen, die primär als Dramatiker wirkten. (Auf einige Ausnahmen, nämlich Philosophen und Historiker, werden wir noch zu sprechen kommen.) Von den bislang 97 Nobelpreisträgern der Literatur stammten 12 aus Frankreich, 10 aus den Vereinigten Staaten, 8 aus Großbritannien, 7 aus Deutschland. Frankreich nimmt hier also, anders als in den Naturwissenschaften, die Spitzenposition ein. Von den 11 deutschsprachigen, auf Deutsch publizierenden Literaturnobelpreisträgern stammten 7 aus Deutschland – von den Gründen wird noch zu reden sein. Bis zum Jahre 1974 war ferner ein gewisser skandinavischer Regionalbezug bei der Preisvergabe unverkennbar, dies insbesondere in der Frühzeit des Preises, und schließlich gab es in den beiden Weltkriegsepochen die merkbare Tendenz zu einer gewissen politischen Neutralität, eine Haltung, die die kleineren Literaturen, und unter ihnen eben auch die skandinavischen, begünstigte. Diese skandinavienfreundliche Tendenz bricht nach 1974 ab, offenbar nicht zuletzt aufgrund eines Ekklats: 1974 zeichnete die Akademie zwei ihrer eigenen Mitglieder, die schwedischen Schriftsteller Harry Martinson und Eyvind Johnson, mit dem Literaturnobelpreis aus, was jedoch gerade in der schwedischen Presse auf harsche Kritik stieß. Lars Forssell, ebenfalls Mitglied der Schwedischen Akademie, erklärte damals öffentlich, die Akademie dürfe sich nicht selbst bedienen, um die Glaubwürdigkeit ihrer Entscheidungen nicht zu gefährden. Der umstrittene Laureat Martinson, ohnehin psychisch angeschlagen und depressiv, verübte 1978 Selbstmord – für ihn war die Ehrung kein Segen.

Zu den weiteren Besonderheiten des Nobelpreises für Literatur gehört, dass er unter allen Sparten diejenige mit dem höchsten Durchschnittsalter der Preisträger zum Zeitpunkt der Preisverleihung ist. Schriftsteller sind die ältesten Gewinner des Nobelpreises, dicht gefolgt von den Ökonomen, deren überhaupt jüngster jemals ausgezeichnete Kandidat, nämlich Kenneth Arrow aus Stanford, zum Zeitpunkt der Nobelpreisverleihung immerhin bereits 51 Jahre alt war. Der jüngste „nobelitierte“ Literat aller Zeiten ist Rudyard Kipling mit 42 Jahren, gefolgt von Albert Camus mit 43 Jahren, Sinclair Lewis mit 45 Jahren, Pearl S. Buck mit 46 Jahren. Der älteste Preisträger hingegen war Theodor Mommsen, der deutsche Historiker, mit biblischen 85 Jahren, gefolgt von dem tschechischen Lyriker Jaroslav Seifert mit 83 Jahren, von Paul Heyse mit 80, Winston Churchill, Eugenio Montale, Vicente Aleixandre mit 79, André Gide mit 78 Jahren – lauter hochbetagte Herren mithin, die häufig jahrzehntelang auf diesen Moment hatten warten müssen. Gabriel García Márquez, selbst Literaturnobelpreisträger, soll ausgerechnet haben, dass die meisten „nobelitierten“ Autoren „innerhalb von sieben Jahren nach der Auszeichnung sterben“ (Filsler, 2001, S. 160). Deutlich jünger sind in aller Regel die Preisträger in den Naturwis-

senschaften, insbesondere in der Physik. Der jüngste Nobelpreisträger aller Zeiten, der Physiker William Laurence Bragg, war gerade einmal 25, als er die Auszeichnung erhielt, und es sind samt und sonders Physiker, die ihm in der Jugendlichkeitshierarchie folgen, nämlich mit jeweils 31 Jahren Werner Heisenberg, Karl Anderson, Paul Dirac und Zung Dao Li. Unter den 10 jüngsten Physikern ist keiner, der bei der Preisverleihung älter als 35 Jahre gewesen wäre. Im Vergleich dazu können, neben den oben Genannten, als noch „junge“ Literaturnobelpreisträger gelten: Joseph Brodsky mit 47, Eugene O'Neill mit 48, Maurice Maeterlinck mit 49 – mehr Laureaten, die noch in ihrem ersten Semi-Säkulum gekrönt wurden, wird man kaum finden. Offenkundig hat diese Ungleichheit der Alterspyramiden in den verschiedenen Preissparten ihren Grund in verschiedenen „Intelligenztypen“ und Reifungsprozessen in den Naturwissenschaften auf der einen und der Literatur auf der anderen Seite. Die Literatur ist ein langatmiges und bedächtiges Medium, ein Medium der kulturellen *longue durée*. Es dauert lange, bis das kulturelle Kommunikationssystem Literatur seine Wertungen, Maßstäbe, Kanones ausgebildet hat; die hervorragenden Leistungen brauchen auf diesem Gebiet offenbar länger, um zu entstehen, heranzureifen, sich im öffentlichen Urteil Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Auch spricht manches dafür, dass die „Fehlermarge“, der Anteil von Entscheidungen, die im Rückblick eher unverständlich und problematisch erscheinen, bei der Vergabe des Literaturnobelpreises ungleich höher war als in den Naturwissenschaften.

Frauen sind unter den Trägern des Literaturnobelpreises schwach vertreten. Dies gilt freilich für alle Sparten des Preises: Den 690 Männern, die in den ersten hundert Jahren seines Bestehens mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurden, stehen gerade einmal 29 Frauen gegenüber: zwei in der Physik, drei in der Chemie, sechs in der Medizin, immerhin neun in der Literatur und zehn im Bereich des Friedensnobelpreises. Für alle Sparten zusammen entspricht dies einer mehr als dürftigen Frauenquote von 4 Prozent. Hubert Filser, ein Autor mit der Gabe sarkastischer Beobachtungsschärfe, merkt lapidar an: „Bezeichnenderweise passt in der bis zum Jahr 2004 laufenden Jubiläumsausstellung anlässlich des 100. Geburtstages der ersten Preisverleihung 1901 in Stockholm die Würdigung dieser Randgruppe [gemeint sind die Frauen] in eine einzige Glasvitrine rechts neben dem Eingang“ (Filser, 2001, S. 173).

Von Mommsen bis Grass: die deutsch(sprachig)en Laureaten

Konzentrieren wir uns, da sich im vorliegenden Rahmen über 100 Jahre Literaturnobelpreis nicht im Großen und Ganzen sprechen lässt, auf die

elf deutschsprachigen Preisträgerinnen und Preisträger. In dieser engeren Perspektive mögen sich einige Auffälligkeiten und Entwicklungen in der Geschichte des Literaturnobelpreises exemplarisch beleuchten lassen.

Der erste deutsche Nobelpreisträger für Literatur und der zweite Literaturnobelpreisträger überhaupt, Laureat des Jahres 1902, ist der Historiker Theodor Mommsen, dem als dem „größten lebenden Meister der historischen Darstellung besonders in Anerkennung seiner monumentalen römischen Geschichte“ der Preis verliehen wird. Der erste deutsche Literaturnobelpreisträger ist mithin kein belletristischer Autor, und der zweite (das sei im Vorgriff gesagt) wird es auch nicht sein. Tatsächlich erscheinen in der Frühzeit des Literaturnobelpreises die Vergabekriterien noch sehr variabel, der zugrundeliegende Begriff von „Literatur“ als weit und offen. Das wird sich in der Folge ändern: Unter den beinahe 100 Preisträgern nach Mommsen wird es nur noch einen weiteren Autor geben, der für seine historischen Schriften (und übrigens auch für seine Reden ausgezeichnet wird), und das ist nun ausgerechnet Winston Churchill, der Nobelpreisträger für Literatur des Jahres 1953. Diese Wahl, die seinerzeit zu erheblichem Protest führte, weil ihr unter dem Vorzeichen des Kalten Krieges ein Beigeschmack von politischer Opportunität anzuhaften schien, dürfte erheblich dazu beigetragen haben, dass nach 1953 keine nicht-belletristischen Werke bzw. Autoren mehr mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurden.

Den zweiten deutschen Literaturnobelpreisträger nimmt Göttingen im Begleitkatalog der Nobelpreis-Ausstellung für sich in Anspruch (als kleinen literarischen Anteil an seinem großen naturwissenschaftlichen „Nobelpreiswunder“): Er hat an der Georgia Augusta studiert und promoviert (eine Marmortafel an seinem Wohnhaus „Am Markt 4“ und der Rudolf-Eucken-Weg im Stadtteil Weende-Nord erinnern daran), war dann Professor in Jena, und zwar Professor für Philosophie. Und es ist in der Tat in mehrfacher Hinsicht fast ein „Wunder“, dass er den Nobelpreis für Literatur erhalten hat: Rudolf Eucken war von vornherein ein Kompromisskandidat, ihm kam eine Pattsituation innerhalb der Kommission zugute, die sich zwischen dem englischen Lyriker Algernon Charles Swinburne und der skandinavischen Autorin Selma Lagerlöf nicht entscheiden konnte. Die beiden Lager neutralisierten sich wechselseitig: Swinburne galt den einen als frivol und amoralisch, Selma Lagerlöf den andern als literarisch nicht hochkarätig genug, eine Frau war sie außerdem. Das kam Rudolf Eucken zugute, einem deutschen Universitätsphilosophen, Vertreter einer heute vollständig obsoleten Version von Welterlösungs-Kulturphilosophie, einer Philosophie, die uns – ohne dem Autor zu nahe zu treten – weder nach ihrem philosophischen Gehalt noch nach ihrer literarisch-stilistischen Qua-

lität mehr etwas zu sagen hat. Seinerzeit aber wurde Eucken ausgezeichnet in Anerkennung seines „ernsthaften Suchens nach der Wahrheit, der durchdringenden Kraft der Gedanken, der Weite seines Blickfelds, der Wärme und Eindringlichkeit seiner Darstellung“; er habe, so begründete das Komitee die Entscheidung, in seinen zahlreichen Arbeiten eine „idealistische Lebensphilosophie“ begründet. Es ist eben dieses aus dem Testament des Stifters übernommene Stichwort des „Idealismus“, das Eucken hier als Grundzug seines Schreibens und Denkens gutgeschrieben wird und ihn offenbar nobelpreiswürdig gemacht hat. Erkennbar spiegeln sich in der Entscheidung die konservativen Vergabekriterien und normativen Präferenzen aus der Frühzeit des Preises. Nach diesem Initialakt wurden nur noch zwei weitere Philosophen mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet, nämlich Henri Bergson im Jahre 1927 und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg Bertrand Russell im Jahr 1950. Die Wahl Euckens als eines der wenigen ausgezeichneten Philosophen und Theoretiker verblüfft auch deswegen, weil Espmark aus der genauen Kenntnis der Aktenlage und Entscheidungshintergründe in seinem Buch eine Reihe alternativer Kandidaten nennt, die zwar bis in die engere Auswahl gelangten (und uns durchaus würdiger, ihrem intellektuellen Rang nach gewichtiger erscheinen mögen als Rudolf Eucken), letzten Endes bei der Preisvergabe aber nicht zum Zuge kamen: so etwa Benedetto Croce, der indische Religions- und Kulturphilosoph Sarvepalli Radhakrishnan, der bedeutende Anthropologe James Frazer, Verfasser der vielbändigen Studie *The Golden Bough*, auch Ludwig Klages, der deutsche Kulturphilosoph. Und anno 1936 kam ein Autor bis in die Endauswahl, dessen Prosa von den Juroren in ihrer besonderen literarisch-stilistischen Qualität offenbar ausdrücklich gewürdigt wurde, bei dem jedoch die Skepsis gegenüber dem wissenschaftlichen Gehalt des Werkes schließlich die Oberhand behielt: Sigmund Freud.

In den Anfangszeiten des Literaturnobelpreises geht es für Kandidaten aus dem deutschsprachigen Raum Schlag auf Schlag: Zwei Jahre nach Eucken kommt mit Paul Heyse, dem Preisträger des Jahres 1910, erneut ein deutscher Autor zum Zuge. Er erhält den Preis in Anerkennung seiner „vollendeten, von Idealismus durchleuchteten Kunst“ (hier ist wieder das magische Zauberwort des Stifters!), eine Kunst, für die er „während langer fruchtbarer Jahre als Lyriker, Dramatiker und Romancier und als Verfasser von weltberühmten Novellen Beweise gegeben“ habe. Im Lob Paul Heyses versteigt sich die Nobelpreiskommission zu hymnischen Superlativen, die nicht nur uns Heutige grotesk anmuten, deren Hyperbolik vielmehr auch bereits den Zeitgenossen erkennbar gewesen sein dürfte: Man zeichnet den klassizistischen Epigonen Heyse aus als den „größten deutschen Dichter nach Goethe“! Was sich in dieser Präferenz für Paul Heyse

ausdrückt, ist die Geringschätzung der modernistischen Richtungen der Literatur durch die Nobelpreiskommission, ihre heftige Aversion gegen die zeitgenössischen Avantgarden sowohl auf der Linie des europäischen Naturalismus wie auch in der Manier aller symbolistischen, impressionistischen, ‚dekadenten‘ Strömungen der dichten literarischen Gemengelage um 1900. Nicht Hugo von Hofmannsthal, nicht Rainer Maria Rilke, nicht Stefan George kommen als Laureaten in Frage; sie werden wahrgenommen und erörtert, schließlich aber verworfen, und dies aus prinzipiellem normativem und ästhetischem Vorbehalt. Den Beifall der Nobel-Juroren findet Paul Heyse, über dessen literarisches Werk die Zeit längst hinweggegangen ist.

Im Zweijahresabstand geht es weiter. 1912 erhält erstmals ein deutscher Autor den Literaturnobelpreis, der auch in unserem heutigen literarischen Kanon noch eine zentrale Stelle einnimmt: Gerhart Hauptmann wird ausgezeichnet, und dies vor allem in Würdigung seines „reichen, vielseitigen und großartigen Schaffens auf dem Gebiet der dramatischen Dichtung“. Das deutet auf erste Lockerungen und Öffnungen in der Vergabepraxis, man honoriert Hauptmann auch für die naturalistischen Dramen seiner Frühphase. Was für eine Neuerung das bedeutet, ermisst man erst, wenn man bedenkt, wie erbittert die Kommission es noch zu verhindern wusste, dass Henrik Ibsen und Émile Zola den Literaturnobelpreis bekamen, von August Strindberg ganz zu schweigen. Mit dem Preis für Gerhart Hauptmann zeichnet sich erstmals, wenn auch noch keinesfalls als „Durchbruch“, eine gewisse neue Aufgeschlossenheit für die Literatur der nachklassischen Moderne ab.

Der Nobelpreisträger des Jahres 1919 wartet schon einige Zeit auf seinen Preis, es ist Carl Spitteler aus der Schweiz. Er erhält den Nobelpreis, der ihm 1920 verliehen wird, vor allem „in Anerkennung seines machtvollen Epos *Olympischer Frühling*“, wiederum kein Text, den wir heute noch zum lebendigen Kanon rechnen würden. Bei der Entscheidung für Spitteler haben auch politische Kriterien eine Rolle gespielt, man fand es opportun, in der durch den Ersten Weltkrieg aufgeheizten politischen Situation Europas einem Vertreter der neutralen Schweiz den Preis zu verleihen.

Zehn Jahre dauert es bis zum nächsten Nobelpreis für einen deutschsprachigen Autor, und die Abstände werden von nun an größer bleiben: 1929 geht der Literaturnobelpreis an Thomas Mann. Auch hier ist die genaue Begründung wichtig und aufschlussreich, denn Mann erhält die Auszeichnung „hauptsächlich für seinen großen Roman *Buddenbrooks*, der im Laufe der Jahre allgemeine Anerkennung als ein klassisches Werk der zeitgenössischen Literatur gefunden hat“. Die *Buddenbrooks* aber wurden bereits 1901 veröffentlicht, den Nobelpreis erhält Thomas Mann 1929, *expressis verbis*

für diesen Erstlingsroman. Katia Mann, eine sehr nüchterne Frau mit klarem Blick, notiert in ihr Tagebuch: „Wenn es die *Buddenbrooks* hätten sein sollen, dann hätte man sich vielleicht nicht so lange Zeit lassen müssen.“ Das ausgezeichnete Werk liegt zum Zeitpunkt der Preisvergabe 28 Jahre zurück, weitere rühmende Erwähnungen finden Novellen wie *Tristan* und *Tonio Kröger*, ein entscheidendes Werk aber fehlt, und es fehlt mit vollem Bedacht: Die Prämierung der *Buddenbrooks* ist ein veritabler Affront gegen den wenige Jahre zuvor veröffentlichten großen Roman *Der Zauberberg*, den die Kommission als modernistisch ablehnt und in dem sie eben das nicht erkennt, was nach ihren konservativen ästhetischen Prinzipien unabdingbar für die Vergabe des Nobelpreises wäre: nämlich runde große Figuren, eine „klassisch“-lineare Handlungsführung und dergleichen mehr. Diese seltsame Konstellation – die Ehrung eines Autors unter Missachtung seines Meisterwerks – hat ein Kenner wie Fritz Paul auf die pointierte Formel von „einer richtigen Entscheidung mit einer falschen Begründung“ gebracht (Paul, 2000, S. 22). Thomas Mann selbst findet einen Weg, sich mit dem Preis trotz dieser zweideutigen Begleitumstände zu arrangieren; an die Zeremonie des 10. Dezember 1929 im Konzerthaus von Stockholm erinnert er sich einige Jahre später in seinem „Lebensabriss“ in der unverwechselbaren Diktion des geborenen Repräsentanten:

„Die sensationelle Auszeichnung, welche die schwedische Akademie zu vergeben hat und die nach 17 Jahren wieder zum ersten Mal nach Deutschland fiel, hatte, so viel ich wusste, schon mehr als einmal dicht über mir geschwebt und traf mich nicht unvorbereitet. Sie lag wohl auf meinem Wege. Ich sage es ohne Überheblichkeit aus gelassener, wenn auch nicht uninteressierter Einsicht in den Charakter meines Schicksals, meiner ‘Rolle’ auf Erden, zu der nun einmal der zweideutige Glanz des Erfolges gehört und die ich durchaus menschlich betrachte, ohne viel geistiges Aufhebens davon zu machen. Im Sinn einer solchen nachdenklich hinnehmenden Gelassenheit habe ich den geräuschvollen Zwischenfall, bei dem mir so viel Festlich-Freundliches geschah, als lebenszugehörig anerkannt und ihn in möglichst guter Haltung bestanden, auch innerlich, was das schwierigste ist.“

Und freilich konnte Thomas Mann noch von Glück sagen, dass er den Nobelpreis, wenn schon nicht für den *Zauberberg*, so doch wenigstens trotz des *Zauberberg* erhielt. Damit immerhin ist er, den *Buddenbrooks* sei Dank, einer der wenigen Romanciers, die wir der Gipfelinie des modernen Erzählens zurechnen würden, die überhaupt den Nobelpreis zugesprochen bekamen. Früh schon artikuliert die Nobelkommission Aversionen gegen die großen englischen Erzähler nach der Jahrhundertwende: gegen Henry James, Thomas Hardy, Joseph Conrad, von denen keiner auch nur

ins engere Kalkül gezogen wird. Ebenso fehlen – wie man fairerweise sagen muss: aus sehr unterschiedlichen Gründen – die meisten anderen großen Romanciers der klassischen Moderne auf der Liste der Nobelpreisträger. Weder Franz Kafka noch Robert Musil, noch Alfred Döblin oder Hermann Broch (den Thomas Mann vergebens vorgeschlagen hat) sind dort verzeichnet, es fehlen nicht minder Marcel Proust und Virginia Woolf, und die wohl klaffendste Lücke überhaupt markiert die Stelle, an der der Name von James Joyce hätte stehen müssen. Die Gründe dieser „Leerstellen“ sind mannigfach: Kafka stirbt, bevor er einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wird, alle drei Romanfragmente erscheinen erst nach seinem Tode, eine postume Vergabe des Literaturnobelpreises ist den Statuten nach aber ausgeschlossen. Ähnliches gilt für Robert Musil, der ein Leben lang mehr oder weniger im Verborgenen am *Mann ohne Eigenschaften* experimentiert und laboriert und mit dem *summum opus* bis zu seinem Tod nicht fertig wird; dieses Scheitern wird man der Nobelkommission nicht anlasten können. Auch Marcel Proust stirbt zu früh, nämlich drei Jahre nach Abschluss von *À la recherche du temps perdu*, zu rasch verlorene Zeit, um die Lebensleistung noch mit dem Literaturnobelpreis zu würdigen. Aber keine derartige Entschuldigung gibt es für die nicht vergebene Auszeichnung an Virginia Woolf, die in den dreißiger Jahren für den Preis unbedingt „reif“ gewesen wäre; selbstverständlich können die glücklicheren Rivalen, können Pearl S. Buck oder John Galsworthy nach heutigem Urteil literarisch nicht entfernt mit ihr konkurrieren. Ähnlich liegt der Fall bei James Joyce, für den sich freilich offenbar niemand stark gemacht hat: Es gab keinen englischen Pen-Club, keine irische Institution, die sich zu Joyces Lebzeiten für seine „Nobelitierung“ eingesetzt hätte. Freilich kann man nach der Vergabep Praxis des Nobelpreises, wie sie bis ca. 1930, bis zur zweideutigen Entscheidung für Thomas Mann, zu beobachten ist, ohnehin keineswegs davon ausgehen, dass die genannten Klassiker der Moderne erfolgreich gewesen wären, wenn ihr Werk denn rechtzeitig zur Kenntnis der Kommission gelangt, ihr Name förmlich vorgeschlagen worden wäre. Das wird man bei Kafka so wenig unterstellen dürfen wie bei Musils oder Joyces schwierigem Werk. Im Grunde erfolgt der Durchbruch für die große literarische Moderne erst nach dem Zweiten Weltkrieg, in einer dichten Reihe exzellenter Entscheidungen der fünfziger Jahre. Und für einige zentrale Gründerfiguren der modernen Literatur kommt diese Wende zu spät.

Die nächste Preisvergabe für einen deutschsprachigen Schriftsteller geht an einen Autor mit schweizerischem Pass: Hermann Hesse. Obwohl bereits 1931 von Thomas Mann vorgeschlagen, muss Hesse 15 Jahre warten, ehe er den Nobelpreis des Jahres 1946 erhält, und dies nach der Begründung des Komitees für sein „inspiriertes dichterisches Schaffen, in

dessen Entwicklung Kühnheit und das Durchdringen zum Wesentlichen zunehmen, das für die Ideale des klassischen Humanismus eintritt und eine hohe Kunst des Stils repräsentiert“. Unter den Bewertungskriterien der dreißiger Jahre hatte die Kandidatur Hermann Hesses keine Chance – hier galt eine Ästhetik der Eingängigkeit, der leichten Konsumierbarkeit, des problemlos kommensurablen „Allgemeinmenschlichen“, an der Tagesordnung waren (mit insgesamt eher fragwürdigen und risikolosen Entscheidungen) Pearl S. Buck, Sinclair Lewis, John Galsworthy oder der finnische Bauernepiker Frans Emil Sillanpää. Erst in der modernistischen Wende nach dem Zweiten Weltkrieg, die, wie angedeutet, eine bis dahin ungekannte Öffnung in der Preisvergabepolitik brachte und insofern die eigentliche Glanzzeit des Nobelpreises, nämlich die Würdigung und verspätete Einholung der Literatur des eigenen Jahrhunderts, der experimentellen Moderne, brachte – erst in dieser Ära schlug auch die Stunde des Emigranten Hermann Hesse, ein erstes, wenn auch noch nicht sonderlich kühnes Signal, dass man sich in Stockholm für die Wege der klassischen Moderne zu öffnen gedachte.

Eine Emigrantin war auch die erste und bislang einzige Frau unter den deutschsprachigen Literatur-Nobelpreisträgern. Die jüdische Lyrikerin Nelly Sachs erhielt den Preis des Jahres 1966 mit einem schwedischen Pass, nominell also für Schweden. Nicht Else Lasker-Schüler, die zu früh gestorben ist, nicht auch später Ingeborg Bachmann, es ist bis heute Nelly Sachs geblieben, die als Frau und als Lyrikerin mit dem Preis ausgezeichnet wurde. Im Feld der großen deutschsprachigen Lyrik des 20. Jahrhunderts war sie damit immerhin glücklicher als Bertolt Brecht, als Gottfried Benn, als Günter Eich oder Paul Celan, die einem als ebenso preiswürdige Kandidaten einfallen mögen, an denen die Ehre jedoch vorüberging.

Das nächste Literaturnobelpreisereignis mit einem deutschsprachigen Laureaten bringt das Jahr 1972: Als „Repräsentant einer neuen, einer moralischen Wiedergeburt des geistigen und literarischen Lebens in Deutschland“, aber auch als „Vertreter einer Ästhetik des Humanen in Nobels Geist“, ausdrücklich hingegen nicht als ein formal brillanter, experimenteller, gar avantgardistischer Autor wird Heinrich Böll ausgezeichnet. Nun, da die klassische Moderne und ihre Schreibweisen als akzeptiert und durchgesetzt gelten können, öffnet sich die Nobelkommission auch wieder für andere Gesichtspunkte, und die Preisvergabe an Heinrich Böll (unter ausdrücklicher Erwähnung der Romane *Ansichten eines Clowns* und *Gruppenbild mit Dame*) ist ein klassisches Beispiel dafür. Das sieht auch Böll so, der in seiner Ansprache zur Entgegennahme des Preises vom „weiten Weg zur Reintegration der Bundesrepublik in die Normalität des Westens“ spricht. „Ich müsste hier“, fährt Böll in Stockholm fort, „sehr vielen dan-

ken. Ausländischen Autoren, die zu Befreiern wurden, das Befremdende und das Fremde aus der Eingeschlossenheit befreien, das sich selbst um seiner Materialität willen in die Eigenheit zurückverwies.“ Die Preisverleihung an Böll stößt zeitgenössisch auf erhebliche Kritik, auch weil sie im Kontext der deutschen Wahlkampfauseinandersetzung als Schützenhilfe für die Brandt'sche Ostpolitik interpretiert wird. Der „Insider“ Espmark bestreitet derartige Absichten zur direkten politischen Einflussnahme von seiten der Nobelkommission; vielmehr habe in einem allgemeineren Sinn das moralisch-politische Profil Bölls als des Vertreters eines neuen Deutschland eine wesentliche Rolle gespielt. Heinrich Böll deutet die persönliche Auszeichnung in einem ähnlichen Sinne zeitsymptomatisch, wenn er schreibt: „Diese siebenundzwanzig Jahre, 1945 bis 1972, waren ein langer Marsch, nicht nur für den Autor, auch für den Staatsbürger, durch einen dichten Wald von Zeigefingern, die aus der vertrackten Dimension der Eigentlichkeit stammten, innerhalb derer verlorene Kriege zu eigentlich gewonnenen werden. Gar mancher Zeigefinger war scharf geladen und hatte seinen Druckpunkt an und in sich selbst.“ Nach diesem Rückblick auf die Adenauer-Ära und die Restaurationsepoche des Kalten Krieges fährt der Autor fort:

„Mit Bangen denke ich an meine deutschen Vorgänger hier, die innerhalb dieser verfluchten Dimension Eigentlichkeit keine Deutschen mehr sein sollten. Nelly Sachs, von Selma Lagerlöf gerettet, nur knapp dem Tod entronnen. Thomas Mann, vertrieben und ausgebürgert. Hermann Hesse, aus der Eigentlichkeit ausgewandert, schon lange kein deutscher Staatsbürger mehr, als er hier geehrt wurde. Fünf Jahre vor meiner Geburt, vor sechzig Jahren, stand hier der letzte deutsche Preisträger für Literatur, der in Deutschland starb: Gerhart Hauptmann. Er hatte seine letzten Lebensjahre in einer Version Deutschland verlebt, in die er wohl trotz einiger Mißverständlichkeiten nicht hineingehörte. Ich bin weder ein Eigentlicher, noch eigentlich keiner, ich bin ein Deutscher, mein einzig gültiger Ausweis, den mir niemand auszustellen und zu verlängern braucht, ist die Sprache, in der ich schreibe. Als solcher, als Deutscher, freue ich mich über die große Ehre. Ich danke der Schwedischen Akademie und dem Land Schweden für diese Ehre, die wohl nicht nur mir gilt, sondern auch der Sprache, in der ich mich ausdrücke und dem Land, dessen Bürger ich bin.“ (Böll, Rede zur Verleihung, S. 622 f.)

Der Preis des Jahres 1981 für Elias Canetti wird einem auf Deutsch schreibenden, in Bulgarien geborenen britischen Schriftsteller spanisch-jüdischer Herkunft verliehen, der in seiner Ansprache zur Entgegennahme des Preises Wien, London und Zürich als die für sein Leben und Schreiben prägenden Orte benennt. Das Nobelkomitee zeichnet Canetti aus „für sein

schriftstellerisches Werk, geprägt von Weitblick, Ideenreichtum und künstlerischer Kraft“; diese Ehrung steht in einer Reihe von Preisen für Autoren mit multikulturellem und „zentralmitteleuropäischem“ Hintergrund, wie er sich in der Vergabepolitik seit den siebziger Jahren als ein neuer Schwerpunkt abzeichnet; davon wird unten noch die Rede sein. – Am vordersten letzten deutschsprachigen Literaturnobelpreisträger, dem 1999 ausgezeichneten Günter Grass, rühmt die Jury, er habe „in munter-schwarzen Fabeln das vergessene Gesicht der Geschichte gezeichnet, und sein Roman *Die Blechtrommel* gehört zu den bleibenden literarischen Werken des 20. Jahrhunderts“. Bleiben werden auch die lebhaften Bilder von der Preisverleihung in Stockholm und von dem ausgelassenen Tänzer Günter Grass beim obligaten Ball der Preisträger im Goldenen Saal; Grass' Hommage an den Pikaro in seiner Preisträger-Rede mit dem Titel „Ist fortzusetzen ...“ („Sein Witz pinkelt an die Säulen der Macht, sägt an deren Gestühl, weiß aber zugleich, dass er weder den Tempel zum Einsturz noch den Thron zum Kippen bringen wird“); bleiben wird nicht zuletzt die „altersweise“, souverän-ironische Gelassenheit, mit der Grass die lange erwartete Auszeichnung in seinem privaten Tagebuch, dem sog. „Sudelbuch“, kommentiert: „Vor zehn Tagen kam der Nobelpreis über uns. Seitdem keine Minute am Stehpult. Berge freundlicher, zustimmender Post. Das Telefon blockiert. Und doch versuchen Ute und ich, unser Leben zu führen, aneinandergelehnt. [...] Es ist gut, dass ich erst jetzt, altersgewitzt, den Preis bekomme; als Vierzig- oder Fünfzigjähriger wäre er mir zur Last geworden“. Da Günter Grass' Göttinger Verleger Gerhard Steidl dieses Ereignis in einem schönen Bildband dokumentiert hat und auch in dem vorliegenden Band mit einem eigenen Beitrag über den Nobelpreis für Günter Grass vertreten ist, mag es hier mit diesen wenigen Bemerkungen sein Bewenden haben.

Hundert Jahre Literaturnobelpreis: eine kleine Zwischenbilanz

Versuchen wir abschließend, einige der großen Entwicklungslinien wenigstens zu skizzieren, die die Geschichte des Literaturnobelpreises in den vergangenen einhundert Jahren gekennzeichnet haben – denn erkennbar war die Vergabe des Preises an ästhetische und kulturelle Wertvorstellungen gebunden und wandelte sich mit diesen, oft genug mit Verzögerungen gegenüber der rascheren Bewegung der literarischen Konjunkturen und Moden selbst. Charakteristisch für das erste Jahrzehnt war – in vermeintlich enger Anlehnung an den authentischen Stifterwillen oder das, was den Juroren dafür galt – eine starke normative Präferenz für „idealische“ oder „idealistische“ Literatur. Auch wenn einige Interpreten wie Ludwig Klages die Lesart propagierten, Alfred Nobel habe bei seiner For-

derung, „das Ausgezeichnetste in idealistischer Ausrichtung“ zu prämiieren, im Grunde an durchaus antikirchliche, freisinnige, ja fast anarchistische Literaturströmungen gedacht, folgte das Nobelpreiskomitee dieser Auslegung des Vermächtnisses doch keineswegs, sondern orientierte sich bei seinen Entscheidungen an traditionskonformen und wertkonservativen Maßstäben in enger Anlehnung an die Ästhetik des deutschen Idealismus von Kant bis Hegel; der wichtigste theoretische Gewährsmann und Kronzeuge der Jury in diesen Anfangsjahren war der deutsche Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer. Die Entscheidungen der ersten Dekade huldigten demzufolge einem eher dünnen und blassen Idealismus unter Leitvorstellungen wie Reinheit, Erhabenheit, positives Weltbild, christliche Gesinnung. Schon das erste derartige Votum (für den ersten Literaturnobelpreisträger überhaupt), nämlich den französischen Schriftsteller Sully Prudhomme, einen epigonalen Lyriker im Stil des frühen 19. Jahrhunderts, stieß freilich in der Öffentlichkeit auf massiven Protest, zumal Sully Prudhommès Gegenkandidat kein anderer war als Leo Tolstoi. Gleich 42 schwedische Intellektuelle erklärten in einem Offenen Brief an die Akademie, es sei völlig undenkbar, Sully Prudhomme gegenüber Tolstoi den Vorzug zu geben. Aber dieser Einspruch verhallte ungehört, Tolstoi erhielt den Preis weder 1902 noch zu einem späteren Zeitpunkt, offenbar weil sein Werk in zentralen thematischen Hinsichten – der Behandlung der Ethematik, seiner sehr unorthodox-freisinnigen Theologie, der großen Rolle des Zufalls in der Geschichtsphilosophie von *Krieg und Frieden* – den Juroren missfiel. Andere Preisträgernamen des ersten Jahrzehnts – Eucken, Bjørnstjerne Bjørnson, Frédéric Mistral, José de Echegaray, Henryk Sienkiewicz oder auch Paul Heyse – fügen sich dieser (nicht unbedingt „höhenkammverdächtigen“) Linie eines epigonalen Idealismus nahtlos ein. Nur eine Ausnahme wird man – darin Espmark folgend – anerkennen müssen: Mit dem Literaturnobelpreis des Jahres 1907 für Rudyard Kipling geht die Auszeichnung an einen Autor, der der modernen englischen Lyrik in der Tat einen ganz eigenen, unverwechselbar neuen Ton geschenkt hat.

Was sich in dieser ersten Preisvergabe jedoch vor allem so symptomatisch ausdrückt, ist die scharfe Ablehnung aller zeitgemäßen epochalen Modernismen, aller Literatur auf der Höhe der Zeit, aller Dichtung nach Nietzsche. In diesem Sinne werden als „nicht idealistisch“ ausgeschlossen: Ibsen, Zola, Strindberg, Tolstoi und mit ihnen der gesamte europäische Naturalismus, die symbolistischen Gruppierungen und Strömungen des *fin de siècle*, der Impressionismus, Rilke, Hofmannsthal, George, Joseph Conrad, Henry James – sie alle haben in Stockholm keine Chance, werden höchstens in mehreren Fällen diskutiert, dann aber, als nicht der idealen

Richtung zugehörig, verworfen. – Die uneinheitliche Vergabepolitik nach 1910 lässt gewisse Lockerungen erkennen; die Würdigung Gerhart Hauptmanns ist das sicherste Indiz dafür. 1913 wird erstmals ein nicht-europäischer Autor ausgezeichnet, nämlich der bengalische Lyriker Rabindranath Tagore, der als Preisträger aus dem außereuropäischen Kulturraum für lange Zeit, nämlich bis 1945, ein absoluter Einzelfall bleiben wird, und auch der universal gebildete Inder Tagore dürfte den Nobelpreis vor allem deshalb erhalten haben, weil er eine Lyrik schreibt, die auch europäisch anschließbar ist, mit europäisch-klassischen Maßstäben gelesen werden kann und sich auch selbst durch die profunde Kenntnis westlicher Vorbilder inspiriert zeigt. Nicht umsonst avanciert Tagore mit seiner Poesie der westöstlichen Synthese alsbald zur Kultfigur auf der literarischen Szene des zeitgenössischen Europa. Als umstritten, aber letzten Endes doch möglich erweist sich in dieser Periode immerhin auch die Vergabe des Literaturnobelpreises an Anatol France (1921), der wegen seiner scharfsinnigen, ironisch-intellektuellen, durch ihre *clarté* ausgezeichneten Prosa als einseitig „rationaler“ Autor innerhalb der Kommission lange kontrovers diskutiert wird, sich schließlich aber ebenso durchsetzt wie William Butler Yeats (1923), der große Neuerer der irischen Lyrik, dem der Preis nach dem Wortlaut der Urkunde „für seine ständig beseelte Dichtung“ verliehen wird, „die in der strengsten künstlerischen Form dem Geiste eines Volkes Ausdruck verleiht“. In dieser Ära, die im Grunde bis 1929 reicht und ihren letzten Höhepunkt in der Verleihung des Preises an Thomas Mann findet, steht die Preisvergabe unter dem normativen Kriterium des „großen Stils“; noch immer spielen „idealisch-idealistische“ Topoi und Erhabenheitstheoreme in den Voten der Jury eine dominierende Rolle. In der zeitlichen Umgebung des Ersten Weltkrieges gewinnen ferner politische Erwägungen und vor allem Neutralitätsgesichtspunkte an Einfluss, aber insgesamt findet doch jedenfalls eine gewisse Öffnung gegenüber der sehr rigiden, konservativen, gelegentlich ausgesprochen bornierten Praxis des ersten Jahrzehnts statt. Ein Indiz dieser relativen Aufgeschlossenheit ist nicht zuletzt der Nobelpreis für George Bernard Shaw im Jahre 1925 („für seine literarische Arbeit, die durch Idealismus und Menschlichkeit charakterisiert ist, und seine kräftige Satire, die sich häufig mit einer eigenartigen dichterischen Schönheit paart“). Shaw war über 15 Jahre im Gespräch gewesen, hatte das Warten lernen müssen; als die Stockholmer Botschaft endlich doch eintrifft, reagiert der Satiriker Shaw auf seine Weise, indem er nämlich den Preis als erster Laureat ablehnt. Mit typisch Shaw'schem Sarkasmus mokiert sich der 70-jährige Spätberufene über die Auszeichnung als einen „Rettungsring, der dem Ertrinkenden zugeworfen wird, nachdem er das rettende Ufer erreicht hat“. Nach längeren Verhandlungen lässt

Shaw sich schließlich doch noch zur Annahme des Preises bewegen; das Preisgeld gibt er weiter „an einen Fonds ‚zur besseren geistigen Zusammenarbeit zwischen England und Schweden‘, damit vor allem Strindbergs Werke übersetzt werden konnten“ (Filser, 2001, S. 196).

In den dreißiger Jahren kommt es erneut zu einer erkennbaren Verschiebung der Programmatik und der Wertungsstandards: Jetzt setzt das Komitee vor allem auf Verständlichkeit und legt das „Idealitätskriterium“ des Stifters im Sinne allgemeiner Zugänglichkeit, Nachvollziehbarkeit und Popularität aus, das „allgemeinmenschliche Interesse“ eines poetischen Œuvres wird zur Schlüsselkategorie seiner Preiswürdigkeit. Damit sind Autoren wie Pearl S. Buck, John Galsworthy, Sinclair Lewis oder Iwan Bunin (der Epigone des seinerzeit verschmähten Meisters Tolstoi) am Zuge, und 1938 wird allen Ernstes die Auszeichnung von Margaret Mitchell für ihr Trivialepos *Gone with the Wind* (*Vom Winde verweht*) erwogen – Mitchell schafft es am Ende nicht ganz, aber sie gelangt in die allerengste Wahl, und das bereits zeigt die Herabstimmung der Ansprüche. Ausnahmen gibt es immerhin auch in dieser Periode: Zwei große Neuerer des Dramas kommen in den dreißiger Jahren zum Zuge, Luigi Pirandello 1934 („für seine kühne und sinnreiche Neuschöpfung von Dramen und Bühnenkunst“) und Eugene O’Neill 1936 („für seine von vitaler Kraft, Wahrhaftigkeit und starkem Gefühl erfüllten dramatischen Werke, die von seiner originellen Auffassung der Tragödie geprägt sind“), der amerikanische Dramatiker allerdings erst nach langer Diskussion und unter Vorbehalten; man findet seine Schreibart nicht rein, erkennt aber die Kraft, die Dynamik dieses Œuvres an. Pirandello und O’Neill, hochrangige Schriftsteller auf dem Höhepunkt der Zeit, bleiben die rühmlichen Ausnahmen dieser eher flachen Ära.

Als noch nicht vermittelbar erweist sich in der Zwischenkriegszeit trotz starker Befürworter im Gremium das Werk von Paul Valéry. Es gilt den konservativeren Mitgliedern der Jury als zu hermetisch und intellektualistisch, in seiner Ästhetik zu modernistisch – es dauert bis 1945, bis sich das Gremium bereit findet, Valéry den Preis zu verleihen. Aber der Autor stirbt wenige Monate zuvor, stirbt den Juroren buchstäblich weg – Paul Valéry kann nicht mehr ausgezeichnet werden. Als hätte das ein gewisses Schuldgefühl ausgelöst, wird nun der Weg endlich frei für andere Autoren aus Valérys Richtung, das heißt: für die großen Autoren aus der Gründergeneration der klassischen Moderne, die jetzt in der Nachkriegsära, ungefähr in der Periode zwischen 1945 und 1965, breit eingeholt wird und zum Durchbruch gelangt. Damit beginnt eine Epoche des Modernismus, die Ära der eingeholten Moderne, der anerkannten Experimente, der Hommage gegenüber den großen Bahnbrechern der modernen Literatur. Im Maßstab des Nobelpreises wiederholt sich damit, was man auch sonst –

auch und gerade aus Deutschland – als Merkmal der Nachkriegsperiode nach dem Zweiten Weltkrieg kennt: eine Ära des Nachholbedarfs nach der „Stunde Null“, des Wiederanschlusssuchens an die Weltliteratur, der Suche nach der authentischen Eigensprachlichkeit der Moderne. Geehrt werden jetzt in dichter Folge Hermann Hesse (1946), André Gide (1947), T. S. Eliot (1948), William Faulkner (1949), Ernest Hemingway (1954), Albert Camus (1957), zwar zwischendurch auch François Mauriac (1952) und Winston Churchill (1953), gleichsam als traditionalistische Erholungen, aber der Anspruch wird jetzt deutlich nach oben gezogen, den großen Experimenten der zeitgenössischen Literatur wird endlich ihre Satisfaktion zuteil. Nicht zuletzt wird endlich die moderne Lyrik in großem Stil als eine eigene Sprache anerkannt und gewürdigt: Juan Ramon Jiménez (1956), Salvatore Quasimodo (1959), Saint-John Perse (1960), Giorgos Seferis (1963), Nelly Sachs (1966), Eugenio Montale (1975), Vicente Aleixandre (1977) und andere werden in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren „nobelitiert“, damit ist endlich auch das lyrische Idiom der Moderne beim Nobelpreis angelangt.

Nach George Bernard Shaw bleiben weitere Ablehnungen nicht aus: 1969 wird der Nobelpreis Samuel Beckett zugesprochen, „für seine Dichtung, die in neuen Formen des Romans und des Dramas die künstlerische Aufrichtung des Menschen aus seiner Verlassenheit erreicht“; den irischen Autor stürzt die Nachricht in furchtbare Beklemmungen, „mein größtes Unglück“. Beckett sieht sich der Belastung und dem begleitenden Medienrummel nicht gewachsen, er möchte sich diesem affirmativen Echo auf sein Werk verweigern, fährt daher nicht zur Zeremonie nach Stockholm, schickt statt dessen seinen Verleger. Die einzige Beckett überhaupt zu entlockende Stellungnahme zum Nobelpreis, als nämlich Reporter ihm vor der Haustür auflauern und ihn um ein Interview bitten, soll der gequälte Satz gewesen sein „I understand ...“. – Weniger hilflos und unartikuliert der Preisträger des Jahres 1964, Jean-Paul Sartre, der die Auszeichnung aus ganz prinzipiellen Erwägungen ablehnt. Sartre begründet seine Verweigerung einerseits mit der prinzipiellen Skepsis des Intellektuellen gegenüber jedweder Akklamation und öffentlichen Auszeichnung, die immer auch den Soupçon der Indienstahne durch die Institution mit sich führe, andererseits aber auch mit der politischen Ost-West-Konfrontation des Kalten Krieges. Sartre hatte bereits vor seiner Nominierung das Nobel-Komitee kontaktiert und angekündigt, dass er den Preis nicht annehmen werde, man möge einen anderen Schriftsteller auszeichnen, doch Stockholm hatte sich als durch Kandidatenwünsche unbeeinflussbar erklärt und ihm den Preis gleichwohl verliehen. Sartre seinerseits bleibt bei seiner Ablehnung und fährt natürlich auch nicht zur Stockholmer Zeremonie.

Allerdings soll Sartre ein Jahr später diskret angefragt haben, ob er einen Teil der Preissumme, 200.000 Mark, für einen noblen Zweck ohne öffentliches Aufsehen vielleicht doch bekommen könne, wogegen sich dann freilich die Nobelstiftung sperrte, weil das Preisgeld schon wieder in den Fundus zurückgeführt war. – Eine andere Absage wird politisch erzwungen: Boris Pasternak, dem Autor von *Doktor Schiwago*, der den Preis als die Krönung seiner literarischen Laufbahn ansieht, verbieten 1958 die sowjetischen Behörden die Annahme. Den Moskauer Machthabern der poststalinistischen Ära gilt der linientreue Michail Scholochow, Autor des Epos *Der stille Don*, als der würdigere Kandidat; dem schwierigen und unangepassten Pasternak wird der Pass für die Ausreise zur Stockholmer Zeremonie verweigert, erst 1989 kann sein Sohn posthum die Auszeichnung für seinen Vater in Empfang nehmen.

Aber auch von Seiten der Akademie gab es Verweigerungen gegenüber hochrangigen literarischen Namen, die aus politischen Gründen nicht in Betracht kamen. Die spektakulärsten Fälle sind wohl diejenigen von Ezra Pound, einem der unbestrittenen Gründungsheroen der internationalen Lyrik-Moderne, der sich aber mit dem Faschismus eingelassen und politisch kompromittiert hatte, und von Jorge Louis Borges, dem großen chilenischen Erzähler, der der literarischen Qualität und der weltweiten Resonanz seines Œuvres nach unbedingt ein nobelpreiswürdiger Kandidat gewesen wäre, dem aber seine zeitweilige Nähe zum Pinochet-Regime und zur Junta der argentinischen Generäle geschadet hatte. Auf der anderen Seite des politischen Spektrums hat sich die Nobelpreiskommission offenbar zu lange besonnen, ob sie Bertolt Brecht trotz seiner dezidiert marxistischen Position auszeichnen dürfe; als 1956 der Antrag endlich gestellt wurde – er kam übrigens aus der Schweiz –, starb Brecht, bevor eine Entscheidung getroffen werden konnte, und wieder einmal kam Stockholm zu spät.

Seit den siebziger Jahren zeichnen sich neue, offenere Konstellationen ab. Die Literatur der klassischen Moderne ist nun durchgesetzt, Stockholm muss jetzt nicht mehr die Avantgarde und die Ästhetik des Experiments als solche honorieren. Statt dessen kommt es zu einem weiteren Perspektiven- und Paradigmenwechsel, zur Blicköffnung auch für kleinere Literaturen. In auffällig dichter Folge kommen nunmehr Autoren aus Mitteleuropa, insbesondere auch aus dem alten Kulturraum des jüdischen Mitteleuropa zum Zuge: Isaac Bashevis Singer (1978), Czeslaw Milosz (1980), der griechische Lyriker Odysseas Elytis (1979), der tschechische Dichter Jaroslav Seifert (1984) oder die polnische Lyrikerin Wislawa Szymborska (1996) – sie alle werden in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren ausgezeichnet. In diesen Preisen, zu denen man wohl auch die Ehrung für Elias Canetti rechnen darf, zeichnet sich eine Art Leitmotiv Mitteleuropa

ab, soll offenbar die Vision einer Zusammengehörigkeit Europas im vielschichtigen kulturellen und literarischen Raum zum Ausdruck gebracht und weiter befördert werden; auch die Preise für den Iren Seamus Heaney (1995) oder den Portugiesen José Saramago (1998) spiegeln die geschärfte Aufmerksamkeit für die europäische Peripherie.

Zugleich, spät genug, versucht Stockholm in der Ära der sich durchsetzenden Globalisierung endlich, die Dimension „Weltliteratur“ in den Blick zu bekommen und den Eurozentrismus zu überwinden, der die Preisvergabe über viele Jahrzehnte hinweg einseitig geprägt hat. Auf den Vorläufer Tagore von 1913 war nichts weiter erfolgt; 1945 war, als zweiter isolierter Fall, die chilenische Lyrikerin Gabriela Mistral ausgezeichnet worden, danach mussten die außereuropäischen Autoren abermals 20 Jahre warten. Mit Verspätung, dann aber wirkungsvoll, werden seit den sechziger und siebziger Jahren die großen lateinamerikanischen Erzähler und Lyriker „entdeckt“, Miguel Angel Asturias aus Guatemala (1967, „für seine in volkstümlicher Eigenart und den indianischen Traditionen Lateinamerikas verwurzelte farbenreiche Dichtung“), Pablo Neruda aus Chile (1971, „für eine Poesie, die mit der Wirkung einer Naturkraft Schicksal und Träume eines Kontinents lebendig macht“), Gabriel García Márquez aus Kolumbien (1982, „für seine Romane und Erzählungen, in denen sich das Phantastische und das Realistische in einer vielfacettierten Welt der Dichtung vereinen, die Leben und Konflikt eines Kontinents widerspiegeln“), Octavio Paz aus Mexiko (1990), sie alle erhalten jetzt den Literaturnobelpreis. Mit den Japanern Yasunari Kawabata (1968) und Kenzaburo Oe (1994), dem Australier Patrick White (1973, „für seine epische und psychologische Erzählkunst, durch die der Literatur ein neuer Erdteil zugeführt worden ist“), mit dem Nigerianer Wole Soyinka (1986), dem ersten Literaturnobelpreisträger aus Afrika, mit Derek Walcott von den Antillen (1992, „für eine Dichtung von großer Leuchtkraft, getragen von einer historischen Vision, die aus einer multikulturellen Verpflichtung emporgewachsen ist“), mit Nagib Mahfus aus Ägypten (1988), mit der Südafrikanerin Nadine Gordimer (1991), der schwarzen Amerikanerin Toni Morrison (1993), endlich, im Jahre 2000, mit dem ersten chinesischen Autor, Gao Xingjian, der allerdings in Paris lebt und teilweise auf Französisch publiziert – mit diesen Autoren aus allen Erdteilen scheint der Nobelpreis gegen das Ende seines ersten Jahrhunderts in der Dimension „Weltliteratur“ angekommen zu sein. Gerade auch die Vergabepaxis der beiden vergangenen Jahrzehnte scheint zu der Hoffnung zu berechtigen, dass der Literaturnobelpreis auch künftig ein wirkungsvolles Medium sein könnte, um die Aufmerksamkeit von Lesern auf vernachlässigte Literaturen, unbekanntere Autoren, noch nicht angemessen gewürdigte Peripherien auf der Weltkarte der Poesie zu len-

ken und damit in einer polyzentrischen, vielsprachigen, multikulturellen Welt dem bislang Unerhörten Gehör zu verschaffen und den noch unentdeckten Randzonen einer globalen Kreativität ihren Platz und ihre Geltung im Multiversum der Literatur zu sichern. Womöglich wäre das nicht die schlechteste Auslegung von Alfred Nobels Testament in seinem (deutungsoffenen) „Idealismus“.

Der Friedensnobelpreis und die internationale Politik

Ernst Kuper

„Der Friedensnobelpreis sollte abgeschafft werden!“ – wäre dies nicht nach 100 Jahren der Vergabe dieses Preises die angemessene Forderung angesichts der Kriege und Gewaltausbrüche des 20. Jahrhunderts¹, die sich in die Gegenwart fortzusetzen scheinen, also die angemessene Antwort auf die offenbar schwache Wirkungsgeschichte des Preises? Diese Forderung ist noch nicht einmal sehr originell, denn sie wurde von Alfred Nobel selbst schon bei seinen Vorüberlegungen zur Stiftung eines Friedenspreises mitbedacht. Anfang 1893 äußerte Nobel in einem Brief, den er an seine frühere Sekretärin und damals in der Öffentlichkeit stark beachtete Aktivistin der Friedensbewegung Bertha von Suttner richtete, er denke an einen alle fünf Jahre zu verteilenden Preis. Dieser solle nur sechsmal vergeben werden, denn wenn es innerhalb von 30 Jahren nicht gelinge, „das gegenwärtige System zu reformieren, wird man notgedrungen in die Barbarei zurückfallen“².

Jedoch blieb er nicht bei dieser pessimistischen Einstellung, die eine zeitliche Befristung begründen sollte. Daraus wird im Umkehrschluss hinsichtlich der Wirkmöglichkeiten seines Preises Optimismus sichtbar, der jedoch nicht auf Visionen, sondern auf einem pragmatischem Denken basiert. Bertha von Suttner gegenüber kritisierte er 1892 auf dem vierten Weltfriedenskongress in Bern das Fehlen eines klaren Programms in der Bewegung: „Meine Fabriken werden vielleicht dem Krieg noch früher ein Ende machen als Ihre Kongresse: An dem Tag, da zwei Armeekorps sich gegenseitig in einer Sekunde werden vernichten können, werden wohl alle zivilisierten Nationen zurückschauern und ihre Truppen verabschieden.“³

1 Eric Hobsbawm bezeichnete das zwanzigste Jahrhundert als das mörderischste in der Geschichte der Menschheit; vgl. Spiegel-Gespräch: Die USA wollen die Weltherrschaft, in: Der Spiegel Nr. 12 vom 18.3.2002, S. 142.

2 Harenberg Lexikon der Nobelpreisträger. Alle Preisträger seit 1901. Ihre Leistungen, ihr Leben, ihre Wirkung, Dortmund 1998, S. 7.

3 Ebd. S. 7.

Nobel hielt es für möglich, dass die Sicherung des Friedens durch militärische Macht und durch den Einsatz der stärksten militärischen Waffen erfolgen kann. Die Idee des Friedensnobelpreises fußt also nicht auf dem Motiv, den ungeheuren Schaden, welchen seine Erfindung des Patentzünders für Nitroglyzerin als Sprengstoff und dessen Produktion anrichten kann, gewissermaßen aus schlechtem Gewissen zu kompensieren. Hiermit wird deutlich, dass Nobel zwar für den Frieden eintrat, aber kein Pazifist war wie Bertha von Suttner. Nicht die ethisch begründete Verweigerung der Kriegsbereitschaft oder der Kriegshandlung fördert nach seiner Auffassung den Frieden, sondern ein Umdenken über die Voraussetzungen des Friedens angesichts der Schrecken des Krieges.

Der heute so genannte Friedenspreis fügt sich ein in das Gesamt der von Nobel dotierten Preise, bei deren Stiftung er von der damals weit verbreiteten Vorstellung über den gesellschaftspolitischen Fortschritt ausging: ein Zuwachs an Wissen bedeute größeren Nutzen für die Menschheit. Wie sehr er dem liberalen bürgerlichen Denken seiner Zeit verhaftet war, lässt die Formulierung in seinem Testament vom 27. November 1895, auf der sich die Stiftung des Friedenspreises gründet, erkennen: „Das Kapital [...] soll einen Fonds bilden, dessen jährliche Zinsen als Preise denen zugeteilt werden, die im verflossenen Jahr der Menschheit den größten Nutzen geleistet haben. Die Zinsen werden in fünf gleiche Teile geteilt, von denen zufällt [...] ein Teil dem, der am meisten oder am besten für die *Verbrüderung der Völker* und für die *Abschaffung oder Verminderung der stehenden Heere* sowie für die *Bildung und Verbreitung von Friedenskongressen* gewirkt hat.“⁴ Diesen im Testament letztgenannten Preis bezeichnete er wenige Zeilen später als Preis für „Friedensvorkämpfer“. Im Folgenden werden die einzelnen Forderungen an zukünftige Preisträger näher beleuchtet.

Die Forderung nach der Verbrüderung der Völker enthielt damals ein gegen die Aristokratie gerichtetes Motiv, das in der Tradition der französischen Revolution im Bürgertum wie in der entstehenden Arbeiterbewegung kultiviert wurde. Deutliches Signal dieser Denkweise war die Gründung der – noch heute bestehenden – Interparlamentarischen Union am Jahrhundertjubiläum der Französischen Revolution im Jahr 1889 in Paris durch vorwiegend britische und französische Parlamentsabgeordnete⁵. Ihr Ziel war es durch gemeinsam verabredete, parallele Aktionen in den nationalen Parlamenten die Regierungen zu zwingen, völkerrechtliche Abkommen zur internationalen Gerichtsbarkeit für zwischenstaatliche Streitfälle zu schließen.

4 Ebd. S. 8. Hervorhebungen durch den Autor.

5 Die deutschen Reichstagsabgeordneten standen damals abseits.

Die Forderung nach einer Abschaffung oder wenigstens Verminderung der stehenden Heere ergab sich aus zwei Gründen. Zum einen wurden diese als Ausdruck der vom Volk unabhängigen fürstlichen Macht angesehen und zum anderen boten sie dem Fürsten die Möglichkeit, Kriege sehr schnell – gewissermaßen aus dem Stand – führen zu können. Sie wurden deshalb von der Friedensbewegung abgelehnt.

Die Forderung nach Bildung und Verbreitung von Friedenskongressen stand in der Tradition des aufgeklärten Denkens, das von dem Heraustreten aus selbstverschuldeter Unmündigkeit (Kant) ausging und letztlich einen Emanzipationsprozess der Menschheit in Gang bringen und damit auch die Friedensfähigkeit im Bewusstsein der Menschen verankern wollte. In der Tradition dieses Denkens steht heute die 1945 gegründete Sonderorganisation der Vereinten Nationen UNESCO (United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization). Die Präambel der UNESCO-Satzung hebt hervor, dass „Kriege im Geist der Menschen entstehen“ und deshalb „Bollwerke des Friedens im Geist der Menschen errichtet werden [müssen]“⁶.

Nobel ist insofern modernem gesellschaftspolitischen Denken verpflichtet, als er offenbar Entwicklungen fördern wollte, die wir heute als Grundlagen der Zivilgesellschaft ansehen. Entsprechend deutlich ist die Bestimmung des Testaments formuliert, der Preis sei ohne Diskriminierung zu vergeben, also „[...] ohne Rücksicht darauf, ob Schwede oder Ausländer, Mann oder Frau“⁷. Er betont an anderer Stelle im Testament: „Es ist mein ausdrücklicher Wille, dass bei der Preisverteilung keine Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu irgendeiner Nation genommen wird, so dass der Würdigste den Preis erhält, ob er nun Skandinavier ist oder nicht.“⁸

Der Bezug auf die Skandinavier ist nicht deshalb bemerkenswert, weil in der Praxis der Nobelpreisverleihung Skandinavier tatsächlich stärker berücksichtigt wurden, sondern weil die Tendenz der Bevorzugung der Skandinavier von Nobel selbst abgelehnt wurde und er damit in seiner Heimat gegen den Strom schwamm. Hatten doch die Völker Skandinaviens nach vielen Kriegen untereinander in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre Gemeinsamkeiten erkannt und auf gesellschaftlicher Ebene – staatliche Grenzen überschreitend – zueinander gefunden. Auf der Grund-

6 www.unesco.org — Die entsprechende Formulierung der Satzung lautet: „The Governments of the States Parties to this Constitution on behalf of their peoples declare: That since wars begin in the minds of men, it is in the minds of men that the defences of peace must be constructed; [...]“

7 Harenberg Lexikon der Nobelpreisträger 1998, S. 14.

8 Ebd. S. 14.

lage pragmatischer transnationaler Beziehungen entstanden zahlreiche Kooperationen.⁹ In einem Aufsatz listet Gunnar P. Nielsson z. B. skandinavische Spitzenverbände und ihre Treffen auf: Seit 1860 existierten Nordische Schullehrer-Kongresse und seit 1870 tagten Nordische Ökonomen-Kongresse. Im Jahr 1872 fand eine Versammlung nordischer Juristen statt und 1886 gab es einen Nordischen Gewerkschaftskongress.¹⁰ Ohne Schwierigkeiten wäre diese Liste fortzusetzen. Diese Tagungen zeigen das Bestehen von transnationalen Strukturen auch auf unterer gesellschaftlicher Ebene, von regionalen und zwischenstaatlichen Verbindungen. Es bestand damals in Skandinavien also schon ein dichtes Netzwerk transnationaler Beziehungen, das intensiv genutzt wurde.

Nobel hätte diese skandinavischen Strukturen als Modell für andere benachbarte Staaten oder Staatengruppen hinstellen können. Er stützte jedoch seine Friedensvorstellungen nicht auf regionale Kooperationen, sondern wollte sein Konzept im globalen Rahmen angewendet wissen. Er schien zu befürchten, dass seine testamentarische Zuordnung der Vergabe des Friedensnobelpreises an das norwegische Parlament, das Storting, als Ausdruck von Skandinavismus hätte interpretiert werden können, während er selbst wohl eher eine Monopolisierung der Vergabe in Schweden für möglicherweise abträglich hielt. Norwegen war zu diesem Zeitpunkt seit 1814 in Personalunion mit Schweden verbunden und trennte sich erst 1905 unblutig vom schwedischen Königshaus.¹¹

Schon 1897 willigte das norwegische Parlament ein, die Verleihung des Friedenspreises vorzunehmen, sobald die notwendigen Absprachen mit den schwedischen Vertretern getroffen seien. Als einziger der Nobelpreise wird der Friedensnobelpreis am 10. Dezember in Oslo verliehen, während die übrigen Preise am selben Tag in Stockholm überreicht werden. Der Friedensnobelpreis besitzt noch weitere Besonderheiten: Als einziger der Preise muss er nicht an Personen verliehen werden, sondern kann auch an Institutionen gehen. Und unter den Vorschlagsberechtigten befinden sich neben den Mitgliedern des Norwegischen Nobel-Komitees, früheren Preisträgern und Universitätsprofessoren für Politische und Rechtswissenschaften, Geschichte oder Philosophie auch Mitglieder von Nationalversammlungen und Regierungen, der oben bereits angeführten Inter-

9 Nielsson, Gunnar P.: The Parallel National Action Process: Scandinavian Experiences, in: Tayler, Paul/Groom, Arthur J.R. (Hrsg.): International Organisation, London / New York 1978, S. 270-316.

10 Nielsson 1978, S. 283ff.

11 Nach der Trennung wurden die Vergabemodalitäten geändert und die Preisverleihung ging vom norwegischen Parlament auf das Norwegische Nobel-Komitee über.

parlamentarischen Union oder des Internationalen Schiedsgerichtshofes in Den Haag. Die Verleihung erfolgt in der Aula der Osloer Universität.

Der erste Friedensnobelpreis ging 1901 gemeinsam an den Schweizer Henri Dunant für seine über drei Jahrzehnte zurückliegende Gründung des Internationalen Roten Kreuzes und an den Franzosen Frédéric Passy als Begründer der internationalen Friedensbewegung und der Interparlamentarischen Union.

Dunant hatte auf den Schlachtfeldern von Solferino eine Hilfsaktion organisiert, die keinen Unterschied machte zwischen Siegern und Besiegten. Nach einem Aufruf, in allen Ländern unparteiische Hilfsgesellschaften zur Pflege von Verwundeten zu schaffen, organisierte er mit vier weiteren Genfer Bürgern einen internationalen Kongress, der 1863 zur Gründung des Roten Kreuzes und 1864 zur Genfer Konvention zum Schutz von Verwundeten, Kriegsgefangenen und Zivilisten führte. Dunant scheiterte jedoch finanziell, wurde aus dem Roten Kreuz ausgeschlossen und galt lange Zeit als verschollen. Als 73-Jähriger erhielt er, mittellos in einem Spital lebend, den Friedensnobelpreis. Sein Werk hatte ohne seine Führung weitergelebt.

Das von Dunant begründete Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) erhielt 1917 während des Ersten Weltkrieges und 1944 während des Zweiten Weltkrieges für seine humanitäre Arbeit den Nobelpreis verliehen.¹² Die Preisverleihung für 1944 erfolgte rückwirkend im Jahr 1945, denn ein Jahr zuvor war Oslo noch von deutschen Truppen besetzt gewesen und das Komitee hatte seit 1939 keinen Preis mehr verliehen. Auch im Ersten Weltkrieg wurde mit Ausnahme des Roten Kreuzes (1917) keine Preisverleihung vorgenommen. 1963 wurden IKRK und die Liga der Rotkreuzgesellschaften zum hundertsten Jahrestag des Bestehens des IKRK für ihren weltweiten Einsatz für Notleidende in Kriegen, bei Katastrophen, Unfällen und Krankheiten gemeinsam mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Die Leistungen wurden vom Komitee als eines der großen Wunder der Geschichte der Menschheit gewürdigt. Doch die Arbeit des IKRK blieb nicht ohne jede Kritik. Die Frage nach der Tatenlosigkeit des Roten Kreuzes gegenüber den Massenmorden an Juden und anderen Opfern nationalsozialistischer und faschistischer Gewalt wurde schon aus Anlass der Verleihung für 1944 gestellt.

Der zweite Preisträger von 1901, Frédéric Passy, entsprach sowohl in seinem politischen Handeln als auch in seinen Ideen ganz dem Stiftergeist.

12 Die 1919 gegründete Liga der nationalen Rotkreuzgesellschaften nahm später auch islamische Gesellschaften mit dem Roten Halbmond als Symbol auf. Die Liga wurde zur Föderation der Rotkreuz- und Rothalbmondgesellschaften ausgeweitet.

Als freier Autor und gefragter Redner trat er für Freihandel und den friedlichen Austausch zwischen den Völkern ein. Zunehmend setzte er sich mit den Problemen von Krieg und Frieden auseinander. Einen ihm angebotenen lukrativen Lehrstuhl in Paris lehnte er allerdings ab, weil er keinen Eid auf den damaliger Herrscher, Kaiser Napoleon III., ablegen wollte. Er gründete mit einflussreichen Personen aus verschiedenen Ländern die Internationale Friedensliga und wurde ihr Generalsekretär. Es war die erste internationale Organisation dieser Art überhaupt. Bekannt war er geworden, weil es ihm 1867 bei Auseinandersetzungen zwischen den Großmächten Preußen und Frankreich um die Festung Luxemburg gelungen war, mit einem Vorschlag, der allgemeine Anerkennung fand, eine friedliche Lösung durchzusetzen: eine Konferenz in London beschloss, die Festung zu schleifen und die Neutralität Luxemburgs herzustellen.¹³

Der deutsch-französische Krieg von 1870/71, der seinen Abschluss in der provokatorischen Proklamation des Deutschen Reichs im Herzen Frankreichs, im Schloss von Versailles, fand, beendete die Arbeit der Friedensliga. Nachfolgerin wurde die Französische Gesellschaft der Friedensfreunde, die 1889 in Französische Gesellschaft für Schiedsgerichte umbenannt wurde. Passy nahm öffentliche Ämter an und wurde Abgeordneter. 1889 trafen sich auf Initiative Passys und des Briten William Randal Cremer Parlamentarier aus zahlreichen Ländern in Paris und gründeten die Interparlamentarische Union für Schiedsgerichtsbarkeit und Frieden, eine Institution, die noch heute als IPU fortbesteht.¹⁴ Der Mitbegründer der IPU und gelernte Zimmerer Cremer erhielt übrigens 1903 den Friedensnobelpreis.

Bis zum Ersten Weltkrieg bedachte das Osloer Nobelpreiskomitee besonders Einrichtungen mit dem Preis, die der Friedensbewegung nahe standen, wie 1904 das Genfer Institut für Völkerrecht, das die Ausbildung der internationalen Gerichtsbarkeit wesentlich gefördert hat, oder aber Personen, die für entsprechende Einrichtungen stehen, wie die genannten Dunant, Passy oder Cremer, aber auch Symbolpersonen der Friedensbewegung wie Bertha von Suttner, die 1905 als erste Frau den Preis erhielt. Sie hatte mit ihrem autobiographisch beeinflussten Buch „Die Waffen nieder!“ die Friedensdiskussion auf der politischen Ebene vorangebracht und die großen Friedenskonferenzen am Ende des 19. Jahrhunderts – in einer Zeit des Militarismus und Imperialismus – gegen den Strom des Zeitgeistes mitvorbereitet und besucht, um den Gedanken des Friedens immer wieder in die Öffentlichkeit zu bringen. Sie starb kurz vor Ausbruch des

13 Harenberg Lexikon der Nobelpreisträger 1998, S. 19.

14 Sterzel, Fredrik: The Inter-Parliamentary Union, Stockholm 1968.

Ersten Weltkrieges, vor dem sie warnte, er werde so furchtbar sein wie vor ihm kein anderer Krieg.

Mit der Preisverleihung 1906 setzte eine Tendenz ein, die bis heute als eine der Grundlinien bei der Vergabe zu beobachten ist. Theodore Roosevelt erhielt als erster den Preis für seine Beteiligung an der Beilegung eines konkreten internationalen Konfliktes: Er vermittelte in seiner Eigenschaft als Präsident der Vereinigten Staaten im russisch-japanischen Krieg von 1904/05 den Frieden von Portsmouth (USA). Er stand keinesfalls der Friedensbewegung nahe, sondern begann vielmehr seine politische Karriere 1895 als energischer und reformfreudiger Polizeichef von New York City. Zwei Jahre später ging er als Unterstaatssekretär in das Marineministerium, dort baute er die Seestreitkräfte aus und modernisierte sie. In der Krise von 1898 befürwortete er den Krieg gegen Spanien und führte selbst eine Einheit an. Aus diesem Krieg gingen die USA im selben Jahr noch siegreich hervor und Kuba, Puerto Rico, die Philippinen und Guam fielen an die USA. 1901 war Roosevelt zunächst Vizepräsident, doch nachdem der damalige Präsident William McKinley einem Attentat zum Opfer gefallen war, wurde er Präsident der USA; 1904 wurde Roosevelt wiedergewählt. Er vertrat eine expansionistische, imperialistische Politik, um die US-Interessenssphäre in Südamerika durchzusetzen. Nach einer Pseudo-Revolution in Panama 1903 sicherte er den USA den alleinigen strategischen Einfluss auf diesen wirtschaftlich und politisch so wichtigen Kanal zwischen Atlantik und Pazifik.¹⁵ Mit seiner Vermittlung des Friedens zwischen Japan und Russland festigte er die Rolle der USA im Nordpazifik weiter.

Durch die Preisverleihung an Roosevelt zeigte das Komitee einerseits, dass die ethische Bindung an den Pazifismus für die Preisvergabe nicht entscheidend ist, sondern konkrete friedenswirksame Maßnahmen, und machte andererseits deutlich, dass es bereit war, nicht nur europazentrisch, sondern im globalen Maßstab zu denken. Die Tendenz, den Preis für die Beteiligung bei der Beilegung eines internationalen Konfliktes zu vergeben, wurde zwei Jahre später (1908) fortgesetzt. Allerdings war der Bezugsrahmen nun fast lokaler Art. Geehrt wurde der weitgehend unbekannt gebliebene schwedische Schriftsteller und Politiker Klas Pontus Arnoldson. Er entstammte auch der Friedensbewegung und gehörte zu den Begründern der Schwedischen Gesellschaft für Schiedsgerichte und Frieden von 1883. Seit 1881 war er Mitglied im Reichstag. Der Schwede Arnoldson unterstützte die Bestrebungen Norwegens, größere politische Selbständigkeit zu erlangen. Das brachte ihm in seiner Heimat viele Feinde ein, aber es gelang ihm, durch seine Kontakte zur norwegischen und schwedischen

15 Morris, Edmund: *The Rise of Theodore Roosevelt*, New York 1979.

Arbeiter- und Friedensbewegung den Konflikt friedlich beizulegen. Sein Mitpreisträger, der Däne Frederik Bajer, war ein entschiedener Republikaner mit internationalistischer Gesinnung. Er forderte die politische Vereinigung der nordischen Länder unter einer gemeinsamen Verfassung, aber in der Form des Staatenbundes. Bajer sah in den Völkern, den Parlamenten und den Regierungen die drei wichtigsten Säulen der Friedensbewegung. Er setzte auf deren inneres und äußeres Zusammenwirken und begründete damit Überlegungen zu den politisch-sozialen Voraussetzungen von Frieden.

Schon wenige Jahre nach den ersten Verleihungen der Friedenspreise änderte sich die internationale Konstellation. Hatte Nobel noch erwartet, dass in künftigen Kriegen Armeen gegeneinander marschierten, um sich zu vernichten, und die Kriegsherren dann angesichts der enormen angerichteten Schäden von der Fortsetzung des Krieges absehen würden, so sah die Praxis des Ersten Weltkrieges nach anfänglichen Entsprechungen in deutlich sichtbaren Vernichtungspotentialen ganz anders aus: Truppen gruben sich in Schützengräben ein, die Soldaten wurden in Materialschlachten verheizt, deutsche Truppen setzten erstmals Giftgas ein. Trotzdem konnten sich Überlegungen zur Schaffung eines Verständigungsfriedens auf beiden Seiten nicht durchsetzen. Erst das Eingreifen der USA bewirkte die Wende im Kriegsverlauf.

Der Krieg war zunehmend ideologisiert worden. Die Franzosen – und in Frankreich fand der Krieg hauptsächlich statt – verteidigten ihre Nation und das hieß für sie, dass sie ihre Republik und deren Demokratie beschützten. Den Briten ging es mit ihrem Land und ihrer Demokratie genauso. Sie hatten – und damit entsprachen sie indirekt den Forderungen der Friedensbewegung – im eigenen Land kein stehendes Heer unterhalten und mussten das Volk nun für den Krieg gegen den deutschen Militarismus und die deutsche Vorherrschaft in Europa mobilisieren, wobei das deutsche Kaiserreich wie auch die k.u.k. Monarchie Österreich-Ungarn zu Recht nicht als Demokratie angesehen wurden. Die modernen Massenmedien erzwangen durch einen übersteigerten Nationalismus auf beiden Seiten vielfach die Solidarisierung von politischen Kräften, die an sich den Krieg nicht mittragen wollten.

Das norwegische Nobel-Komitee setzte verstärkt auf die schon beobachtete Tendenz, den Preis an Politiker zu verleihen, die sich um Friedensschluss und Annäherung der Völker verdient machten. Thomas Woodrow Wilson war der zweite US-Präsident, dem der Friedensnobelpreis verliehen wurde. Er erhielt ihn 1919 für seine Rolle bei den Verhandlungen zur Beendigung des Ersten Weltkrieges und bei der Gründung des Völkerbundes. Besonders sein 14-Punkte-Programm, das er unter anderem auf der Grundlage von Vorschlägen aus der Friedensbewegung entwickelte, er-

möglichte es beiden Seiten, den Krieg zu beenden. Vor seiner Wiederwahl zum US-Präsidenten hatte er den Wahlkampf 1916 zwar mit der Parole geführt, sein Land aus dem Krieg herauszuhalten. Die USA standen aber den Westalliierten politisch und wirtschaftlich nahe und unterstützten sie. Als Deutschland den uneingeschränkten U-Boot-Krieg wieder aufnahm und Mexiko ein gegen die USA gerichtetes Bündnisangebot machte, erklärten die USA 1917 Deutschland den Krieg. Wilsons Versuch, ein System der Friedensverträge zu schaffen, welches das Selbstbestimmungsrecht der Völker sicherte und die Völker zugleich in einen Völkerbund als System kollektiver Sicherheit einband, scheiterte, weil Wilson sich gegen seine Verbündeten in den Friedensverhandlungen nicht durchsetzen konnte und die USA dem Völkerbund nicht beitraten.¹⁶

Mit der Preisverleihung an Wilson war zugleich – noch indirekt – eine weitere Argumentationslinie zur Auswahl von Preisträgern begründet worden, die bis in die Gegenwart hinein zunehmend berücksichtigt wird: Die Gruppe der global agierenden internationalen Organisationen, deren Handeln darauf gerichtet ist, mit politischen Mitteln Voraussetzungen des internationalen Friedens zu schaffen und Frieden durchzusetzen, sowie deren Repräsentanten.

Auch der Preisträger von 1920 steht in dieser Linie: Der französische Politiker Léon Victor Bourgeois wurde einer der Väter des Völkerbundes und war an führender Stelle in ihm tätig. Bereits 1910 hatte er Ideen für einen Zusammenschluss der Nationen veröffentlicht. Er trat für konkrete Maßnahmen der Friedenspolitik ein, was dazu führte, dass er bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges auf Distanz zum Pazifismus ging und das Programm der militärischen Stärke des Präsidenten Poincaré unterstützte. Doch bereits im letzten Kriegsjahr arbeitete er am Entwurf des künftigen Völkerbundes mit.

Der Völkerbund blieb allerdings politisch schwach. Seine geringe friedenspolitische Wirkung lag nicht nur an der fehlenden Mitwirkung der USA, sondern auch an seiner rechtlichen Grundlegung in den repressiven

16 Clements, Kendrick: Woodrow Wilson. World statesman, Lawrence, Kanada 1986; Schwabe, Klaus: Deutsche Revolution und Wilson-Frieden. Die amerikanische und deutsche Friedensstrategie zwischen Ideologie und Machtpolitik 1918/19, Düsseldorf 1971. Wilson war, das sei als Fußnote angemerkt, der erste studierte Politikwissenschaftler unter den Nobelpreisträgern. Die wissenschaftliche Disziplin der Lehre von den Internationalen Beziehungen entstand auf der Pariser Friedenskonferenz 1919 (Meyers, Reinhard: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven der Internationalen Beziehungen, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Grundwissen Politik, Bonn 1997, hier: S. 412).

Friedensverträgen für die Verlierer des Weltkrieges und auch an der fehlenden Bereitschaft der Siegermächte, die in der Satzung des Völkerbundes eingegangenen Abrüstungsverpflichtungen umzusetzen. Dieses Problem hatte Bourgeois frühzeitig gesehen und trat für eine starke Organisation mit eigenen militärischen Streitkräften ein. Er konnte sich mit dieser Forderung aber nicht gegen die Interessen der beteiligten Nationalstaaten durchsetzen.¹⁷

In den Jahren 1923 und 1924 wurde der Friedenspreis nicht verliehen. Es sind Jahre massiver Krisen besonders zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien wegen der Erfüllung beziehungsweise Nichterfüllung der Auflagen des Versailler Friedensvertrages; es sind die Jahre der Hochinflation in Deutschland, der französisch-belgischen Besetzung des Ruhrgebietes. Es sind zugleich die Jahre tiefer innenpolitischer Krisen in Deutschland, verursacht durch kommunistische Umsturzbestrebungen in Sachsen und Thüringen (im Oktober 1923 durch Reichsexekution niedergeschlagen), in Hamburg (23. Oktober 1923) sowie auf der anderen Seite durch den Hitler-Putsch in Bayern (8. November 1923 – Niederschlagung durch Polizei und Reichswehr).

Nicht nur aufgrund dieser Krisen blieb Deutschland politischer Außenseiter in Mitteleuropa. Zwar betont Josepha Laroche in ihrem Band über den Nobelpreis¹⁸, dieser habe Deutschland in der Krise nach dem Ersten Weltkrieg wieder in die internationale Szene eingeführt, und stützt diese These auf die in den Naturwissenschaften verliehenen Preise an Fritz Haber (1918), Max Planck (1918), Johannes Stark (1919) und Walter Nernst (1920). Wie stark aber die Auswirkungen des Krieges im Bewusstsein der Menschen noch waren, ist daran zu erkennen, dass der Amerikaner Theodore Richards, Chemie-Preisträger von 1914, sich weigerte, an der Verleihungszeremonie von 1918 für Fritz Haber teilzunehmen mit dem Argument, man könne nicht symbolisch und schnell die Verbindungen mit einem Aggressorstaat wieder aufnehmen, der bekanntlich für den Weltkrieg verantwortlich sei.

Der erste nach der Pause von 1923/24 verliehene Friedensnobelpreis von 1925 hat ebenso wie der Preis von 1919 an Woodrow Wilson indirekt mit dem Konflikt zwischen Deutschland und den Siegermächten des Weltkrieges zu tun. Preisträger waren der britische Politiker Joseph Austen Chamberlain¹⁹ und der US-amerikanische Finanzpolitiker Charles Gates

17 Harenberg Lexikon der Nobelpreisträger 1998, S. 104.

18 Josepha Laroche: Les prix Nobel, Paris 1995 (Que sais-je), S. 28.

19 Dutton, David: Austen Chamberlain, Bolton 1985. Joseph Austen Chamberlain ist der ältere Bruder des in Deutschland bekannteren Arthur Neville Chamberlain, der

Dawes²⁰. Diese Doppelvergabe erfolgte, um die Verdienste beider Politiker bei der Stabilisierung der deutschen Wirtschaft zu würdigen. Joseph Austin Chamberlain leitete von 1924 bis 1929 als Minister die britische Außenpolitik. In dieser Funktion unterstützte er den Plan des US-amerikanischen Finanzpolitikers Dawes, der eine Kapitalisierung der Reparationsleistungen des Reiches vorsah, welche die Zahlungen für die Politik des Reichs kalkulierbar machte. Durch den Dawes-Plan – der die Probleme nicht abschließend löste, dies geschah erst im Young-Plan von 1929 – bildete sich ein Klima der Verständigung zwischen den beteiligten Mächten und es entstanden so die Voraussetzungen für den Locarno-Pakt, an dessen Verhandlungen Chamberlain neben den weiteren Hauptakteuren, dem französischen Außenminister Aristide Briand²¹ und dem deutschen Außenminister Gustav Stresemann,²² teilnahm. Der Pakt von Locarno sollte den Frieden im Westen des Reiches sichern und im Osten friedliche Lösungen bei der Revision der Ergebnisse von Versailles ermöglichen. Briand und Stresemann erhielten zusammen den nächsten Friedenspreis (1926) für ihr Wirken für Völkerverständigung nach dem Weltkrieg, manifestiert im Vertrag von Locarno von 1925, einem kollektiven Sicherheitssystem in Europa. Deutschland wurde 1926 in den Völkerbund aufgenommen und erhielt als Großmacht einen Ständigen Sitz im Rat.

Briand bemühte sich seit dem Ende des Weltkrieges um eine Aussöhnung mit Deutschland und ein Ende der Poincaré'schen Repressionspolitik. Er sah dies als einzige Chance, die Sicherheit Frankreichs gegenüber Deutschland zu gewährleisten. Zunehmend gewann dabei eine vom Völkerbund getragene europäische Lösung für ihn an Bedeutung. Stresemann war Angehöriger des Alldeutschen Verbandes gewesen, war im Weltkrieg mit weitgehenden annexionistischen Vorstellungen aufgetreten und hatte den uneingeschränkten U-Bootkrieg befürwortet, der unter Präsident Wilson zum Kriegseintritt der USA geführt hatte. Gerade deshalb konnte er während der Ruhrbesetzung durch Frankreich und Belgien zur Aufga-

mit Hitler, Mussolini und Daladier im September 1938 das Münchener Abkommen zu Lasten der Tschechoslowakei schloss, um den Frieden in Europa zu erhalten (Appeasement-Policy).

20 Link, Werner: Die amerikanische Stabilisierungspolitik in Deutschland 1921-32, Düsseldorf 1970.

21 Siebert, Ferdinand: Aristide Briand 1862–1932. Ein Staatsmann zwischen Frankreich und Europa, Erlenbach-Zürich 1973.

22 Michalka, Wolfgang (Hrsg.): Gustav Stresemann, Darmstadt 1982; Maxelon, Michael-Olaf: Stresemann und Frankreich 1914–1929. Deutsche Politik der Ost-West-Balance, Düsseldorf 1972.

be des passiven Widerstandes aufrufen und damit die Voraussetzung für die Aufnahme von Gesprächen mit Frankreich, für die Stabilisierung der deutschen Wirtschaft, aber auch für die Beendigung sozialer Unruhen im Reich schaffen. Pazifistischer Defätismus konnte ihm nicht nachgesagt werden.

Die Annäherung an Frankreich setzte die entsprechende Politik Briands voraus, die möglich wurde, nachdem Frankreich erklärt hatte, es sei kein Ziel der Regierung, die besetzten deutschen Gebiete zu annektieren. Bei den Wahlen im folgenden Mai 1924 siegte der Linksblock von Sozialisten und kleinbürgerlichen Radikalen. Die neue Regierung Herriot mit Briand als Außenminister trat für eine unbedingte Verständigung mit Deutschland ein. Reparationszahlungen sollten nur nach Maßgabe der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Deutschlands erfolgen und nicht mehr ein Instrument der politischen Demütigung und ökonomischen Unterdrückung oder auch nur Schwächung sein. Stresemann war der erste Deutsche, der den Friedensnobelpreis erhielt. Die Politik der nationalistischen Wende, die sich in Deutschland genauso wie in Frankreich um 1930 vollzog, brach die positiven Ansätze seiner Politik allerdings mit furchtbaren Folgen ab.

Im Jahr 1927, also ein Jahr nach der Vergabe an die politischen Partner Briand und Stresemann und kurz vor dem Scheitern ihrer auf dauerhaften Frieden gerichteten Politik im Jahr 1930, gab es noch einmal zwei Laureaten aus Frankreich und Deutschland: Mit dem Franzosen Ferdinand Buisson wurde ein aus der französischen Friedensbewegung kommender Politiker geehrt, der ein scharfer Kritiker des Vertrages von Versailles und der Ruhrbesetzung war, weil er die Aussöhnung mit Deutschland anstrebte. Sein deutscher Partner war der Historiker und Politiker Ludwig Quidde, der in Göttingen Geschichte beim Mediävisten Julius Weizsäcker studiert hatte. Dieser lenkte Quiddes Aufmerksamkeit auf den Schwerpunkt seiner eigenen Forschungsarbeit: Die Edition der Deutschen Reichstagsakten unter der Oberleitung von Heinrich von Sybel. Quidde erfüllte die Erwartungen seines Lehrers anscheinend so überzeugend, dass Weizsäcker ihm die Fähigkeit zur selbständigen Fortführung der Redaktionsarbeit zutraute. Damit war ein wichtiges Feld seiner Lebensarbeit abgesteckt. Parallel nahm er die Arbeit an seiner Dissertation über die Wahl von König Sigismund auf, mit der er im Sommer 1881 promoviert wurde. Während der Ausarbeitung der Dissertation hatte er sich am Kampf gegen die damals auch in Göttingen voll entbrannte studentische Antisemitenagitation beteiligt. In einer von ihm verfassten (anonymen) Streitschrift²³ erkannte er nach dem

23 Die Antisemitenagitation und die deutsche Studentenschaft, Göttingen 1881.

Urteil von Karl Holl klarsichtig „in dem zeitgenössischen studentischen Antisemitismus in Deutschland ein Symptom für den krisenhaften Bewusstseinszustand einer neuen Studentengeneration, die sich – ebenso chauvinistisch wie moralfrei – ausschließlich am Erfolg orientiert und die materialistische Mentalität weiter bürgerlicher Kreise widerspiegelt, die das Erbe der Märzrevolution [von 1848] längst ausgeschlagen hatten.“²⁴

Quiddes Interesse an gesellschaftspolitischem Engagement wird daran sehr deutlich. Er stand nun im Konflikt zwischen fachwissenschaftlicher Orientierung, der Mitarbeit an der Edition der Deutschen Reichstagsakten (Ältere Reihe), und seinen politischen Interessen, wobei sich die letzteren im Verlauf seines Lebens immer stärker durchsetzten. 1881, dem Jahr der Promotion, äußerte er in einem Brief:

„Als ich das Studium begann, da hatte ich so als eigentliches Ziel und als das, was mich interessierte, etwas im Auge, was ich Gesellschaftswissenschaft, Metapolitik, allenfalls auch Geschichtsphilosophie oder Universalgeschichte nennen könnte [...] immer mehr sah ich ein, daß man sich durch Spezialforschung erst durcharbeiten müsse, und diese Erkenntnis führt dann Jeden zunächst zu der öden politischen Geschichte, zu den Haupt- und Staatsaktionen, zu den Intrigen der Cabinette, und man kommt in Gefahr zu vergessen, dass es überhaupt ein Volksleben gibt [...].“²⁵

Seine wissenschaftliche Laufbahn bekam einem Bruch durch eine Arbeit, die er im März 1894 in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Gesellschaft“ publizierte: „Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn“²⁶. In dieser politischen Satire prangerte Quidde unter dem Deckmantel einer historischen Studie indirekt nicht nur die Maßlosigkeit der Projekte Kaiser Wilhelms II. an, sondern besonders den unter ihm immer stärker werdenden Militarismus und sein persönliches Regiment. Quidde erlebte das seltsame Phänomen, dass der Sonderdruck der Arbeit zwar in vielen Auflagen verkauft wurde, die wissenschaftliche Öffentlichkeit aber lange schwieg. Die Arbeit konnte, wenn man die Analogie zwischen Caligula und Wilhelm II. herstellte, als staatsanwaltschaftlich zu verfolgende Majestätsbeleidigung aufgefasst werden. Zu einem entsprechenden Prozess kam es allerdings nicht, wahrscheinlich weil der Staatsanwalt vor der

24 Holl, Karl: Ludwig Quidde – Ein Lebensbild, in: Ders./Kloft, Hans/Fesser, Gerd: Caligula – Wilhelm II. und der Caesarenwahnsinn. Antikenrezeption und wilhelminische Politik am Beispiel des „Caligula“ von Ludwig Quidde, Bremen 2001, S. 9-39, hier: S. 13f.

25 Nach Holl 2001, S. 14.

26 Quidde, Ludwig: Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn, Leipzig 1894.

schwierigen Aufgabe gestanden hätte, die nicht ausdrücklich ausgesprochenen Verbindungen herzustellen und damit selbst die Majestätsbeleidigungen in der Anklage zu formulieren. Die Veröffentlichung hatte allerdings die Ächtung seiner Person in der – wir würden heute sagen – „scientific community“ zur Folge. Quidde selbst beschrieb diese Situation in einem Aufsatz mit dem bezeichnenden Titel „Erinnerungen. Im Kampf gegen den Caesarismus und Byzantinismus im Kaiserlichen Deutschland (1926)“: „Durch den *Caligula* wurde das alles zerstört, denn die meisten angesehenen Fachgenossen wollten nun mit der Zeitschrift [in der die Studie erschienen war] nichts mehr zu tun haben. So wohlgeleitet ich vorher im Kreis der deutschen Historiker gewesen war, fortan war ich – wenigstens für die nächsten Jahre – förmlich geächtet.“²⁷ Während seine Kollegen ihm vorwarfen, unter wissenschaftlichem Deckmantel die Geschichte als Wissenschaft für seine politischen Ziele missbraucht zu haben, vertrat er die Auffassung, „die auf ihre wissenschaftliche und geistige Unabhängigkeit so stolze Welt der Gelehrten und Künstler“ hätte ein Gegengewicht gegen die Auswüchse des Byzantinismus und Militarismus bilden müssen.²⁸

Quidde nahm schnell eine führende Rolle in der deutschen Friedensbewegung ein. So war er 1901 Leiter der deutschen Delegation auf den Weltfriedenskongressen, vertrat die deutschen Pazifisten im *Internationalen Friedensbüro* in Bern und war auch in der Politik aktiv, etwa als Abgeordneter im Bayerischen Landtag und dann in der Weimarer Nationalversammlung. Aus der Perspektive einer Nominierung zum Friedensnobelpreisträger gesehen, entstammte Quidde – im Unterschied zum Staatsmann Stresemann – also weitgehend dem pazifistischen Lager.

Auch der nächste deutsche Friedensnobelpreisträger, Carl von Ossietzky, der seinen Preis 1936 rückwirkend für 1935 erhielt, ist hier einzuordnen. Er wies in politischer wie sozialer Hinsicht viele Bezugspunkte zu Quidde auf. Ossietzky erhielt den Preis für seinen unermüdlichen Kampf gegen Militarismus und Chauvinismus. Die Friedensbewegung kämpfte zwar generell gegen deren Verbreitung, aber die Verleihung des Preises an Ossietzky war zugleich eine moralische Verurteilung des NS-Regimes in Deutschland. Dieses nahm Ossietzky, nachdem er schon am Ende der Weimarer Republik wegen angeblichen Verrats militärischer Geheimnisse zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt und dann im Dezember 1932 amnes-

27 Quidde, Ludwig: *Erinnerungen. Im Kampf gegen den Caesarismus und Byzantinismus im Kaiserlichen Deutschland (1926)*, in: Quidde, Ludwig: *Caligula. Schriften über Militarismus und Pazifismus*, mit einer Einleitung hrsg. von Hans-Ulrich Wehler, Frankfurt a. M. 1977, S.19-60, hier S. 33.

28 Quidde, Ludwig 1977, S. 57.

tiert worden war, im Monat nach der Machtergreifung vom Januar 1933 wieder in Haft und hielt ihn bis 1936 in verschiedenen Konzentrationslagern fest. Auch Quidde war 1924 wegen seiner scharfen Kritik an der „Schwarzen Reichswehr“ verhaftet worden und sah einem Verfahren wegen Landesverrats im damals rechtsradikalen München entgegen. Das Vorgehen der bayerischen Justizbehörden weckte scharfen internationalen Protest und Quidde wurde freigelassen.²⁹

Ossietzky hatte sich während des Ersten Weltkrieges zum entschiedenen Pazifisten entwickelt, war 1919 bis 1920 Sekretär der Deutschen Friedensgesellschaft, schrieb als Publizist gegen Militarismus und Reaktion und wurde 1926 Chefredakteur und 1927 Herausgeber der „Weltbühne“ – eine der radikaldemokratischen und pazifistischen Wochenzeitungen der Weimarer Republik. Er war mitverantwortlich für Artikel, welche die geheime Aufrüstung der Weimarer Republik aufdeckten und als Verstoß gegen den Versailler Vertrag anprangerten. Als Folge wurde er im Weltbühnen-Prozess zu 18 Monaten Haft verurteilt.

Im Juni 1934 startete die Liga für Menschenrechte eine Nobelpreis-kampagne für den im Konzentrationslager inhaftierten Ossietzky mit der Absicht, ihn zu schützen.³⁰ Im Laufe der Aktion wurde sie zur Bewegung gegen den Terror des NS-Regimes. Dieser Wandel in der Ausrichtung der Kampagne zeichnet sich deutlich in zwei Schreiben Albert Einsteins ab. In einem Brief vom 1. 9. 1935 schrieb er:

„Ihre Aufforderung, wegen Ossietzky an das Nobel-Komitee zu schreiben, hat manches für sich, aber noch mehr gegen sich: [...] Ossietzky hat seine Freunde im Ausland wissen lassen, daß irgendwelche Schritte zu seinen Gunsten von seiten Emigrierter, falls sie den deutschen Machthabern bekannt werden, zur Verschärfung seiner ohnedies grauenvollen Lage beitragen.“³¹

Nur knapp zwei Monate später, in einem Brief vom 27. 10. 1935, hat er seine Meinung geändert:

„Ich habe formal kein Recht, einen Kandidaten für den Friedens-Nobelpreis vorzuschlagen. Aber unter den in unserer Zeit gegebenen Umständen fühle ich es als meine Pflicht, mein Gewissen durch diesen Brief zu entlasten. Das Nobel-Comité hat einmalig eine Gelegenheit, durch die

29 Quidde, Ludwig 1977, S. 14.

30 Diese Aktion wurde auch von Ludwig Quidde unterstützt, der 1933 als 75-Jähriger in die Schweiz emigriert war.

31 Trapp, Frithjof/Bergmann, Knut/Herre, Bettina: Carl von Ossietzky und das politische Exil. Die Arbeit des ‚Freundeskreises Carl von Ossietzky‘ in den Jahren 1933–1936, Hamburg 1988, S. 97.

Verleihung des Preises eine geschichtliche Tat zu vollbringen, welche durch ihre Auswirkungen in hohem Maße geeignet ist, die Lösung des Friedensproblems zu fördern. Dies kann dadurch geschehen, dass ein Mann ausgezeichnet wird, der durch sein Tun und durch sein Leiden den Preis mehr verdient als irgendeine andere lebende Person – Carl von Ossietzky. Durch die Verleihung des Friedenspreises an diesen Mann würde der Pazifismus in demjenigen Lande neue Nahrung finden, das durch die gegenwärtig dort herrschenden Umstände die schwerste Gefahr für den Weltfrieden bedeutet. Auch würde dadurch überall in der Welt das Gewissen aller besseren Menschen aufs neue erweckt zur Arbeit für eine definitive Festigung einer internationalen Ordnung.“³²

Thomas Mann, Nobel-Preisträger für Literatur 1929, engagierte sich in einem Schreiben an das Nobelpreis-Komitee vom 13. Oktober 1935 ebenfalls für Ossietzky. Die Kampagne war jedoch zunächst nicht von Erfolg gekrönt: 1935 wurde kein Friedens-Nobelpreis vergeben. Dieses Scheitern war für die Betreiber der Anlass, eine zweite Kampagne zu starten, die dann erfolgreich war, wenn man davon ausgeht, dass das Komitee durch sie beeinflusst wurde. Die deutsche Reichsregierung hatte zuvor Warnungen gegenüber Norwegen ausgestoßen und versucht, Ossietzky zu diffamieren. Als eine Ehre hat es diese Regierung, die am Anfang ihrer Regierungszeit so viel vom Frieden redete, jedenfalls nicht angesehen, dass ein Deutscher den Friedens-Nobelpreis erhielt.

Der vierte deutsche Friedensnobelpreisträger ist Willy Brandt. Es ist von einem gewissen intellektuellem Interesse zu sehen, welche durchaus nicht unbedeutende Rolle der junge Willy Brandt als Emigrant in Norwegen schon im Rahmen der beiden Kampagnen für Ossietzky spielte.³³ Durch diese Beteiligung entsprach er einer stellenweise zu beobachtenden Komponente in der Vergabep Praxis des Komitees: Er galt als Teil der skandinavischen Friedensbewegung. Verliehen wurde ihm der Preis 1971, weil er „als Chef der westdeutschen Regierung und im Namen des deutschen Volkes die Hand zu einer Versöhnungspolitik zwischen den alten Feindländern ausgestreckt“³⁴ hatte. Aus der Preisverleihung für Brandt, dessen

32 Trapp 1988, S. 97 f.

33 Vgl. Trapp 1988, S. 94 und an deren Stellen und Brandt, Willy: Die Nobelpreis-Kampagne für Carl von Ossietzky. Mit den Briefen an Konrad Reiser und Hilde Walter, hrsg. v. Wilhelm Büttemeyer, (Oldenburger Universitätsreden, Nr. 20), Oldenburg 1988.

34 Zit. nach Harenberg Lexikon der Nobelpreisträger 1998, S. 410. Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung Nr. 184 vom 13. Dezember 1971, S. 1978, auch abgedruckt in: Bundeskanzler Willy Brandt Stiftung (Hrsg.): Willy Brandt.

neue Ostpolitik in der Bundesrepublik Deutschland durchaus nicht unumstritten war, können wir neben der erwähnten Verankerung in der skandinavischen Friedensbewegung weitere Argumentationslinien für die Preisvergabe erschließen: Der Staatsmann wird für seine Verdienste bei der Annäherung bisher verfeindeter Völker und Systeme geehrt. Diese Leistung ist zugleich ein Beitrag für die Stilllegung des traditionellen Konfliktherdes um Deutschland im Zentrum Europas und im Zentrum des damaligen als militärisches Abschreckungssystem organisierten Ost-West-Konfliktes.

Ein Kernthema der Friedensbewegung sowie der europäischen Einigungsbewegung schien der Lösung zugeführt, denn Brandt gelang die Annäherung an den Osten und die Völker Mittel- und Osteuropas, ohne die Westbindung der Bundesrepublik aufzugeben. Im Gegenteil, diese war Voraussetzung für die Aussöhnung mit dem Osten und wurde auf der Ebene von EG (heute: EU) und NATO vertieft. Das hier angelegte Spannungsverhältnis zum Osten entschärfte Brandt durch sein Konzept der Europäischen Friedensordnung; dieses Konzept legitimierte die Zusammenarbeit zwischen den Organisationen und Staaten des Ostens und Westens sowie den Neutralen im Rahmen des KSZE-Prozesses, aus dem die Schlussakte von Helsinki hervorging.³⁵ Die Begründung für die Preisverleihung hebt auch die Bedeutung der Gewaltverzichtsverträge der Bundesrepublik mit Polen und der Sowjetunion hervor und fügt als weiteren Grund an: „Das Komitee verweist weiter auf seine [Brandts] Bemühungen, der Bevölkerung von West-Berlin grundlegende Menschenrechte wie persönliche Sicherheit und volle Bewegungsfreiheit zu sichern.“³⁶

Nimmt man dieses in der Preisverleihung an Brandt sichtbar werdende Bündel an Begründungen, wird sichtbar, dass das Nobelpreis-Komitee den ursprünglichen und in gewisser Weise naiven Ansatz von Nobel verlassen hat und die Verleihung des Preises als Mittel benutzt, internationale Politik zu betreiben. Der Name Nobel schafft die Möglichkeit, hier von Nobelisierung der Geehrten in Anklang an die klassische Form der Nobilitierung, der Verleihung des Adels, zu sprechen.

25 Jahre Friedensnobelpreis, (Schriftenreihe der Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung, H. 1), Berlin 1998, S. 9.

35 Für die Planungsphase der Politik: Kuper, Ernst: Frieden durch Konfrontation und Kooperation. Die Einstellung von Gerhard Schröder und Willy Brandt zur Entspannungspolitik, (Sozialwissenschaftliche Studien, Bd. 14), Stuttgart 1974.

36 Bundeskanzler Willy Brandt Stiftung (Hrsg.): Willy Brandt. 25 Jahre Friedensnobelpreis, (Schriftenreihe der Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung, H. 1), Berlin 1998, S. 9.

Wenn man die Auswahl der Preisträger im Ganzen betrachtet, ergeben sich sechs Argumentationslinien für die Vergabe des Friedenspreises:

1. Gründung von Organisationen und Tätigkeiten von Personen, welche die Folgen von Kriegsführung und Krieg mildern
2. Schaffung einer internationalen friedensstiftenden Rechtsordnung
3. Kampf gegen Militarismus und Nationalismus, Einsatz für Abrüstung
4. Beteiligung an einem nicht nur für die direkt betroffenen Völker wichtigen Friedensschluss oder zumindest Friedensprozess
5. Verteidigung der Menschenrechte
6. Unterstützung von Internationalen Organisationen, deren Aufgabe die Sicherung des Friedens ist

Verschiedene Gründe standen im Laufe der Zeit bei der Vergabe im Vordergrund. Anfangs hatte die Förderung von pazifistisch eingestellten Persönlichkeiten und Friedensgesellschaften dem Testament Nobels gemäß starkes Gewicht bei der Vergabe des Friedenspreises gehabt. Dieser Grund für die Vergabe wurde jedoch immer seltener. Der Preis wurde statt dessen immer öfter an Personen mit einem organisatorischen Hintergrund vergeben, in dem Frieden auf bestimmte soziale Gruppen bezogen wurde. Beispiele für die Vergabe nach den Kriterien Nobels sind die Verleihung des Preises 1902 an Élie Ducommun (Arbeit für das Internationale Friedensbüro), 1907 an Ernesto Teodoro Moneta (Gründung der Italienischen Friedensgesellschaft) und 1908 an Frederic Bajer (Gründung des Internationalen Friedensbüros in Bern). Seinen Höhepunkt fand dieser Trend 1910 mit der Vergabe des Preises an das Internationale Ständige Friedensbüro (Organisation von Friedenskongressen und Koordination der Arbeit der Friedensgesellschaften).

Der Wandel der Vergabep Praxis wird sichtbar in der Preisvergabe 1931 an Jane Addams (und Nicholas Murray Butler). Jane Addams erhielt den Preis für ihr Engagement in der Friedensbewegung, in der sie besonders die Frauen organisierte. Nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges versuchte sie, eine Friedenspartei der Frauen zu gründen, sie kämpfte für das Frauenwahlrecht und wurde 1915 Vorsitzende des neu gegründeten Internationalen Frauenkomitees für dauernden Frieden, das 1919 in Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit umbenannt wurde. Butler als Mitlaureat erhielt den Preis, weil er die Initiative zur Gründung der Carnegie-Stiftung für den internationalen Frieden ergriff, deren Präsident er von 1925 bis 1945 war. 1946 ging der Friedenspreis an Emily Greene Balch (Mitbegründerin der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit), 1951 an Léon

Jouhaux (Einsatz für die Rechte der Arbeiterschaft und für die gewerkschaftliche Friedensbewegung). Danach verschwindet diese Begründung ganz. Mit der Vergabe an diesen Personen- und Institutionenkreis gelang es auch eher, die innenpolitischen Voraussetzungen für den Frieden zu schaffen oder zu verbessern.

Mit der ersten oben angeführten Argumentationslinie wird zwar in internationale Konflikte eingegriffen, jedoch eher, um die Folgen von Kriegsführung und Krieg zu mildern, und nicht mit dem Ziel, diese zu verhindern oder zu vermeiden. Hier ist die Preisvergabe an Dunant (1901) und das Rote Kreuz (1901, 1917, 1963) ebenso einzuordnen, wie diejenige an Fridtjof Nansen (1922) für sein humanitäres Wirken nach dem Ersten Weltkrieg oder an „Ärzte ohne Grenzen“ (1999). Die friedenswirksame Rolle dieser Laureaten dürfte im permanenten pazifizierenden Verweis auf die möglichen „unmenschlichen“ Folgen von Krieg liegen.

Die zweite Argumentationslinie, die von der Schaffung einer internationalen Rechtsordnung Frieden zwischen den Völkern erwartet, war schon sehr früh in der Friedensbewegung vertreten. Wie der Nationalstaat als Errungenschaft der Neuzeit durch sein Gewaltmonopol den Frieden im Inneren sichert, so sollen die Beziehungen zwischen Staaten durch Verrechtlichung stabilisiert und auf diese Weise Kriege vermieden werden. Die Schaffung einer internationalen Schiedsgerichtsbarkeit, wie sie von der IPU und vielen Völkerrechtlern gefordert wurde, und einer überstaatlichen Rechtsordnung sind anfangs immer wieder Gegenstand der Preisverleihung: 1901 erhielt Frédéric Passy, der Pionier der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit, den Nobelpreis, entsprechend William Randal Cremer 1903, das Institut für Völkerrecht 1904 für seine Forschungsarbeiten zum Völkerrecht und die Bemühungen um die Sicherung des Weltfriedens, 1907 Louis Renault für seine Verdienste um die Haager Friedenskonferenzen, 1908 Klas Pontus Arnoldson unter anderem für seinen Einsatz für die internationale Schiedsgerichtsbarkeit, 1909 Auguste Beernaert und Paul d'Estournelles de Constant für ihren Einsatz bei den Haager Friedenskonferenzen, 1911 Tobias Michael Asser für seinen Einsatz für das internationale Recht, 1912 Elihu Root für seinen Einsatz für die internationale Schiedsgerichtsbarkeit und den Frieden in Lateinamerika. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges bringt auf diesem Gebiet eine große Ernüchterung. Nur 1920 wird noch einmal ein Preisträger wegen seiner Leistungen auf den beiden Haager Friedenskonferenzen geehrt: Léon Victor Bourgeois. Aber er erhält den Preis auch – wie schon im Jahr zuvor Thomas Woodrow Wilson – wegen seiner Verdienste bei der Gründung des Völkerbundes und damit gestützt auf jene Argumentationslinie, die im Laufe der Zeit immer größere Bedeutung erlangte.

Als direkte Auswirkung des Ersten Weltkrieges gerät der Militarismus, besonders in seiner deutschen Form, als Kriegsursache in den Blick, genauso der wachsende Nationalismus. Die Abrüstung hingegen war zwar ein zentrales Ziel bei der Gründung des Völkerbundes gewesen, wurde aber – außer für die Besiegten – nicht umgesetzt. Viel später, als die Hochrüstung mit strategischen Raketensystemen und deren neue Qualität durch die Verbindung mit Nuklearwaffen zum Problem wurden, fand dieser Bereich zunehmend die Aufmerksamkeit des Nobelpreis-Komitees. Dieses stand hier vor einem sehr speziellen Problem, hatte doch Nobel von einer Verstärkung der Waffenwirkung ein Ende der Kriege erwartet, weil die Folgen auch für das Militär zu schrecklich seien, als dass Kriege noch auf rationaler Basis geführt werden könnten.

So nahm man nach 1945 mit guten Gründen an, der Zweite Weltkrieg mit all seinen Schrecken hätte verhindert werden können, wenn man Hitler rechtzeitig – etwa nach der Besetzung des Rheinlandes und der Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht im Reich – mit militärischen Mitteln in seine Schranken verwiesen hätte. Und im Ost-West-Konflikt schien die militärische Abschreckung in einer prekären Balance den Frieden – verstanden als Nicht-Krieg – zu sichern.

Somit ist nicht erstaunlich, dass der erste Friedenspreis, der für den Einsatz gegen Nationalismus und Militarismus vergeben wurde, der von 1927 für den Franzosen Buisson und den Deutschen Quidde war. Der Preis von 1935 für Carl von Ossietzky lag in seiner Begründung auf dieser Linie, ebenfalls der Preis von 1929 für Frank Billings Kellogg, den damaligen Außenminister der USA. Auf Vorschlag des französischen Außenministers Aristide Briand schufen beide ein multilaterales Abkommen zur Ächtung des Angriffskrieges als legitimes Mittel nationalstaatlicher Politik. Obwohl schon bald von vielen Staaten unterzeichnet, entfaltete der Vertrag kaum Wirkung. Erst als man ihn als eine Rechtsgrundlage für die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse 1946 benutzte, wurde er verstärkt beachtet. 1934 erhielt der Brite Arthur Henderson den Preis für seine Arbeit als Vorsitzender der Genfer Abrüstungskonferenz und seine Bemühungen um den Frieden. 1959 ging der Preis an den Briten Philip John Noel-Baker, den ehemaligen Assistenten von Henderson, für seinen Einsatz für Abrüstung und Völkerverständigung. Er hatte sich für die Gründung der Vereinten Nationen (UN) eingesetzt und für die Aufnahme von Bestimmungen zum Gewaltverzicht in die UN-Charta. 1962 wurde der US-Bürger Linus Pauling für seinen Kampf gegen oberirdische Kernwaffenversuche geehrt, 1974 der Japaner Eisako Satō wegen seines Widerstandes gegen die Ausbreitung von Nuklearwaffen, 1982 erhielten die Auszeichnung der Mexikaner Alfonso García Robles und die Schwedin Alva Myrdal für ihre Bemühun-

gen um atomare Abrüstung, 1995 erhielt den Nobelpreis der Brite Joseph Rotblat für die Internationale Pugwash-Konferenz, die sich für die Abschaffung aller Kernwaffen einsetzte, und 1997 wurden geehrt die US-Amerikanerin Jody Williams und die Internationale Kampagne zum Verbot von Landminen.

Im Laufe der Jahre trat bei der Begründung der Preisvergabe der Bereich Antimilitarismus deutlich in den Hintergrund und damit gewannen das Thema Abrüstung und Grenzbereiche der nuklearen Aufrüstung an Bedeutung. Es ist jedoch bezeichnend, dass keine Ehrung vorgenommen wurde, die eine Seite des Abschreckungssystems verletzt hätte. Bezeichnenderweise wurde die schon 1957 begründete Pugwash-Konferenz, die sich für die allgemeine Abschaffung der Kernwaffen einsetzte und an der vorwiegend Naturwissenschaftler aus den USA und der Sowjetunion teilnahmen, erst 1995, nach dem Ende der Abschreckung im Ost-West-Konflikt, geehrt, als sie in der Bedeutungslosigkeit versank. Ein weltweit umstrittener französischer Nuklearversuch im Pazifik war anscheinend der Anlass, durch den Preis an die Arbeit der Konferenz zu erinnern.

Die Beteiligung an einem nicht nur für die direkt betroffenen Völker wichtigen Friedensschluss oder zumindest Friedensprozess wurde im Verlauf der Jahre immer öfter Ursache einer Ehrung, obwohl die Friedensorientierung der Laureaten häufig eher fragwürdig war. Am Anfang dieser Linie steht die schon erwähnte Preisvergabe von 1906 an den US-Präsidenten Theodore Roosevelt für die Vermittlung im russisch-japanischen Krieg von 1905. Nach Einzelehrungen – Arnoldson 1908 für die Beilegung des Konfliktes zwischen Schweden und Norwegen und Wilson 1919 für die Verdienste um die Beendigung des Ersten Weltkrieges – folgte 1926 gewissermaßen als folgenreiche Premiere die gemeinsame Vergabe an Briand und Stresemann. Für diese Form der Doppelvergabe spricht die Annahme, dass zur Herstellung von Frieden immer die Vertreter beider Seiten einzubeziehen sind. Und so begegnet uns in der Folge diese Konstellation häufiger:

- 1973 Le Duc Tho (Vietnam) und Henry Kissinger (USA)
- 1976 Mairead Corrigan (Nordirland, katholisch) und Betty Williams (Nordirland, protestantisch)
- 1978 Menachem Begin (Israel) und Muhammad Anwar As Sadat (Ägypten)
- 1993 Frederic Willem de Klerk und Nelson Rolihlahla Mandela (RSA)
- 1994 Jasir Arafat (Palästina) und Shimon Peres mit Yitzhak Rabin (Israel)
- 1998 John Hume (Nordirland, katholisch) und David Trimble (Nordirland, protestantisch)

Der Friedensschluss in Vietnam wurde, obgleich dies wohl mit der Preisvergabe an Le Duc Tho und Kissinger 1973 beabsichtigt war, nicht gefördert. Der vietnamesische Politiker Le Duc Tho verweigerte sofort die Annahme des Preises. Letztlich schien ihm ein Frieden zu diesem Zeitpunkt nicht sinnvoll zu sein. Henry Kissinger gab ihn nach dem Sieg der Kommunisten über Südvietnam 1975 zurück. Als Außenminister der Regierung Nixon konnte Kissinger immerhin 1973 den israelisch-arabischen Yom-Kippur-Krieg beenden und mit seiner Reisediplomatie das Abkommen von Camp David (1978) zwischen Israel und Ägypten, das bis heute Bestand hat, vorbereiten. Unterzeichnet wurde es allerdings erst unter Präsident Carter nach dem Sturz Nixons.

Die Doppel-Ehrungen sollten offensichtlich zum einen Friedensprozesse zwischen und in Völkern fördern und zum anderen labile Friedensschlüsse stabilisieren, indem sich exponierende Politikerinnen und Politiker durch den Preis geadelt fühlen und aus der Masse der Übrigen als fast unangreifbar herausgehoben werden. Trotzdem sind zwei von ihnen, Sadat und Rabin, politischen Attentaten zum Opfer gefallen.

Die fünfte Argumentationslinie, die Verteidigung der Menschenrechte, führt meistens zur Ehrung von Personen in politisch und sozial bedrängter Lage. Das Nobelpreis-Komitee verkörpert hier das Weltgewissen, wenn es den Preis als politisches Mittel zur Verbesserung der Menschenrechtssituation von Personen oder ganzen Gruppen einsetzt. Es ist eine sehr schwer zu nutzende Argumentationslinie, weil sie in die völkerrechtlich gesicherten inneren Angelegenheiten der Staaten eingreift. Zudem erscheinen Eingriffe zur Verteidigung der Menschenrechte besonders gegenüber hochgradig von ideologischer Herrschaft geprägten Gesellschaften notwendig. In diesen Ländern wird aber gerade kein Zweifel an der Machtausübung geduldet. Die Nobelpreisverleihung ist hier ein zweischneidiges Schwert. Sie kann die Laureaten durch internationale Aufmerksamkeit schützen, sie kann aber auch im Inneren das Misstrauen wecken, die Geehrten seien heimlich mit dem äußeren Feind im Bunde und damit zugleich Feinde der eigenen Gesellschaft. Sie werden durch diesen Mechanismus dann nicht geschützt, sondern im Gegenteil extrem gefährdet.

Der erste Nobelpreisträger, bei dem dieses Dilemma erkennbar wurde, war Carl von Ossietzky (1935). Seine Nominierung war Teil des Kampfes gegen den menschenverachtenden und kriegstreibenden Nationalsozialismus und sollte zugleich seinem persönlichen Schutz dienen. Dasselbe Problem wird am Beispiel von Albert John Luthuli deutlich, der den Preis 1960 für sein unbeirrbares Festhalten an den Methoden des gewaltlosen Widerstandes beim Kampf gegen die Politik der Rassentrennung in Südafrika erhielt. Der Preis konnte ihm erst 1961 nach massivem internationa-

len Druck auf die weiße Minderheitsregierung in Südafrika überreicht werden. Luthuli, in dem die damals herrschende Klasse in Südafrika einen gefährlichen Agitator und Landesverräter sah, wurde als erster Afrikaner mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Damit sollte zugleich die Politik der Apartheid moralisch verurteilt werden. Zur Entgegennahme des Preises wurde er aus der Verbannung, zu der er verurteilt worden war, beurlaubt, anschließend kehrte er in die Verbannung zurück, die 1964 um fünf weitere Jahre verlängert wurde. Am 21. Juli 1967 wurde er unter nie geklärten Umständen von einem Güterzug überrollt.

Der US-amerikanische Bürgerrechtler Martin Luther King erhielt 1964 den Nobelpreis für seinen unermüdlichen Einsatz für die Gleichberechtigung der schwarzen Bevölkerung in den USA und für sein Festhalten an den Prinzipien des gewaltfreien Widerstandes. Für King war der gewaltlose Widerstand die einzige Alternative zu Krieg, Menschenverachtung und Zerstörung. Sein Vorbild war der indische Unabhängigkeitskämpfer Mahatma Gandhi. 1968 wurde der charismatische Bürgerrechtler einen Tag nach einer programmatischen Rede für die Antikriegsbewegung ermordet. Die Tat ist bis heute nicht aufgeklärt.

Besonders problematisch war aus den genannten Gründen die Verleihung des Nobelpreises und nicht nur des Friedensnobelpreises an Dissidenten aus dem kommunistischen Machtbereich. Das betraf 1958 mitten im Kalten Krieg Boris Pasternak, als er den Literatur-Nobelpreis zugesprochen bekam und er sich nach einer massiven Kampagne gegen ihn im eigenen Land entschloss, auf den Preis zu verzichten. Alexander Issajewitsch Solschenizyn erhielt 1970 den Literatur-Nobelpreis zugesprochen. Er entschloss sich, nicht zur Preisverleihung nach Stockholm zu kommen, weil er befürchtete, ihm werde die Wiedereinreise verweigert werden.³⁷ Der sowjetische Physiker und Bürgerrechtler Andrej Dmitrijewitsch Sacharow war dann als Dissident der erste Friedensnobelpreisträger der Sowjetunion. Seine Nominierung 1975 war eine Herausforderung des kommunistischen Systems, schließlich erhielt er, der viele Jahre in einem Team zur Entwicklung sowjetischer Kernwaffen gearbeitet hatte, den Preis für seinen kompromisslosen Einsatz gegen die Verletzung der Menschen- und Bürgerrechte in der UdSSR. Sacharow konnte jedoch nicht selbst nach Oslo zur Entgegennahme des Preises reisen. Dies wurde immerhin seiner Frau Jelena Bonner ermöglicht.

37 In der Zeit des Tauwetters nach dem Tode Stalins hatte er den Kurzroman „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“, der das Leben im GULAG schilderte, mit Genehmigung des damaligen Parteichefs Nikita S. Chruschtschow veröffentlichen können. Aber Chruschtschow hatte sich schon vor seinem Sturz 1964 von Solschenizyn abgewendet.

1980 erhielt Adolfo Pérez Esquivel den Preis für gewaltfreien Widerstand gegen Menschenrechtsverletzungen in Argentinien und anderen Ländern Südamerikas. Damit war auch der gewaltfreie Widerstand in den damaligen Diktaturen Südamerikas in den Blick des Komitees gelangt. Dass es um die Einhaltung der Menschenrechte weltweit nicht gut stand, zeigt sich an den weiteren Preisträgern: 1983 Lech Walesa für seinen Einsatz für freie Gewerkschaften, Freiheit und Menschenrechte im damals kommunistisch regierten Polen, 1984 für Desmond Mpilo Tutu für seinen gewaltlosen Kampf gegen die Apartheid in Südafrika, 1989 Dalai Lama Gyatso (Tibet) für seinen gewaltlosen Einsatz für die Befreiung Tibets (von der Herrschaft der VR China), 1991 für Aung San Suu Kyi (Birma) als Anführerin der Bewegung für Menschenrechte und die Wiedereinführung der Demokratie in Myanmar – politischer Druck hindert sie bis heute, ihre Ämter, in die sie demokratisch gewählt wurde, aufzunehmen –, 1996 Carlos Felipe Ximénes und José Ramos-Horta (Ost-Timor) für das Eintreten für die Menschenrechte in ihrem Land.

Auf institutioneller Ebene erhielt *amnesty international* 1977 den Preis für die weltweite Hilfe für Opfer von Menschenrechtsverletzungen. Der weltweite wirtschaftliche, soziale, politische und kulturelle Wandel lässt eine Zunahme von Menschenrechtsverletzungen befürchten. Um so größer ist die Bedeutung universaler Organisationen, die sich der Erhaltung des Friedens und der Durchsetzung der Menschenrechte verschrieben haben.

Die sechste Argumentationslinie zielt auf die ideelle und materielle Unterstützung von internationalen Regierungsorganisationen, deren Aufgabe die Sicherung der Voraussetzungen des Friedens oder des internationalen Friedens selbst ist. Derartige Organisationen gab es zur Zeit der Testamenterstellung Nobels noch nicht. Die erste Preisverleihung, die in diese Kategorie fällt, ist die an Léon Victor Bourgeois von 1920 für die Mitbegründung des Völkerbundes. Entsprechend ist die Preisverleihung von 1945 an den US-Außenminister Cordell Hull für die Formulierung von Friedenszielen bei der Vorbereitung der Gründungskonferenz der Vereinten Nationen einzuordnen. Es wird nicht Hulls starke Rolle bei der Gründung überhaupt prämiert – etwa als Vater der Vereinten Nationen – sondern sein friedenspolitischer Ansatz. Zweimal, nämlich 1954 und 1981, wurde dann der Friedenspreis an das Amt des Hochkommissars für Flüchtlinge (United Nations High Commissioner for Refugees, UNHCR) vergeben, das 1951 in der Nachfolge der Internationalen Flüchtlingsorganisation gegründet worden war. 1954 wurde der Preis für seine der Menschlichkeit und dem Frieden dienende Flüchtlingshilfe in Europa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und 1981 für die weltweite Flüchtlingsarbeit verliehen – allerdings nicht für seinen Erfolg; denn in den drei Jahrzehnten sei-

nes Bestehens war die Zahl der Flüchtlinge weltweit auf rund acht Millionen gestiegen. 1996 gab es nach Angaben des UNHCR weltweit 27 Millionen Flüchtlinge, die ihr Land verlassen hatten, und 30 Millionen, die als Flüchtlinge im eigenen Land lebten. Der Vollständigkeit halber sei hier erwähnt, dass auch die Internationale Arbeitsorganisation (International Labour Organization, ILO) 1969 den Friedenspreis für ihre Aktivitäten zur Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse erhielt.

Diese Linie wurde fortgesetzt, als 1961 mit Dag Hjalmar Agne Carl Hammarskjöld erstmals ein Generalsekretär der UN den Preis für seine friedensstiftende und -erhaltende Arbeit erhielt. Der Preis wurde nach seinem Tode für seine Vermittlungsbemühungen im Kongo vergeben. Die posthume Verleihung an einen Skandinavier kann jedoch nur bedingt als Bekräftigung dieser Linie aufgefasst werden. Dass diese Linie immer stärker verfolgt wurde, wird durch die Verleihung an die Friedenstruppen der Vereinten Nationen 1988 deutlich, die für die Friedensmissionen der Blauhelme in Konfliktgebieten der Erde erfolgte. An diesen Truppen wird besonders sichtbar, dass Friedenssicherung zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine ganz andere Aufgabe war als heute. Die Vereinten Nationen haben selbst in Zeiten des Ost-West-Konfliktes dieses Instrument nutzen können. Nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes verlor es seinen lediglich auf Auseinanderhalten der Konfliktparteien gerichteten Charakter und Einsätze der Truppen unter Verwendung von Waffen, nicht nur zum eigenen Schutz, wurden möglich.

Die Verleihung des Friedensnobelpreises 2001 an den Generalsekretär der UN, Kofi Annan, und an die Vereinten Nationen zu gleichen Teilen erfolgte mit der Begründung, mit der Auszeichnung der UN wolle das Nobelpreis-Komitee „öffentlich kundtun, dass der einzig begehbbare Weg zu globalem Frieden und Zusammenarbeit der über die Vereinten Nationen ist“³⁸. Kofi Annan hat in seiner Preisrede diese Würdigung aufgenommen und ein visionäres Programm für die Rolle der Vereinten Nationen im nächsten Jahrhundert entfaltet, in dem Konfliktprävention, Auslöschung der Armut und Förderung von Demokratie zentrale Kategorien sind.³⁹

Aber ist das Nobelpreis-Komitee tatsächlich der Auffassung, die Vereinten Nationen seien der ultimative Preisträger in der wörtlichen Bedeutung, da es durch ihre Existenz und ihr wirksames Arbeiten gelungen ist,

38 Zit. nach „Friedensnobelpreis für UNO und Annan“, in: die tageszeitung, 13./14. 10. 2001, S. 1.

39 Annan, Kofi: Die Menschheit ist unteilbar. Auslöschung der Armut, Konfliktprävention und Förderung der Demokratie sind für den UN-Generalsekretär die wichtigsten Aufgaben der Zukunft, in: die tageszeitung, 11. 12. 2001, S. 5.

das zur Zeit Nobels bestehende System zu reformieren, es friedensfähig zu machen? Ist dieser Qualitätssprung eingetreten? Tatsächlich können wir beobachten, dass Kriege als zwischenstaatliche Formen der Konflikt-austragung seit dem Zweiten Weltkrieg zwar nicht verschwunden, aber deutlich weniger geworden sind. Um so mehr muss beunruhigen, dass innerstaatliche und zwischengesellschaftliche Konflikte immer häufiger mit kriegerischen Mitteln ausgetragen werden – mit unterschiedlichen Folgen: Staaten zerfallen – wie Somalia – oder werden von auswärtigen Kräften übernommen – wie Afghanistan unter den Taliban – oder sind von Regierungen nicht mehr verantwortlich zu beherrschen, weil deren Macht kaum noch über die Hauptstadt hinaus reicht – wie in Kolumbien.

Die Vereinten Nationen sind nicht mit einem Instrumentarium für die Lösung derartiger Konflikte ausgerüstet. Auch ihre Struktur ist in friedenspolitischer Hinsicht nicht über jeden Zweifel erhaben. Noch handelt es sich bei der UN nicht um die Vorform einer Weltregierung mit Machtmonopol. Die Ständigen Mitglieder des Sicherheitsrates besitzen eine mächtige Stellung, die sie durchaus zur Durchsetzung ihrer eigenen Interessen in der Welt nutzen. Und kann die Vollversammlung quasi ein demokratisches Weltparlament verkörpern, das die friedensrelevanten Entscheidungen für die vertretene Weltbevölkerung treffen könnte? Ein Blick auf die Zusammensetzung der Vollversammlung lässt Bedenken aufkommen. Mehr als die Hälfte der Mitgliedsstaaten sind Diktaturen oder autoritäre Regime, für welche die Auffassung der eigenen Bevölkerung kaum von Bedeutung ist. Die Preisverleihung an die UN ist durchaus berechtigt, wenn sie ihren Auftrag, für die Einhaltung des internationalen Friedens zu sorgen, ernst nimmt, wird er doch auf diese Weise noch einmal als ihre genuine Aufgabe bestätigt.

Aber wo liegt der Gewinn für den Frieden durch den Friedensnobelpreis? Friedenswirksam und im Sinne des Stifters dürfte angesichts der beschriebenen aktuellen Entwicklungen allenfalls eine Rückkehr zu den Wurzeln sein, zur Verankerung gesellschaftlicher Friedensbewegungen in den einzelnen Staaten und Völkern der Erde. Deren Ausbau und Kooperation zu fördern, das wäre ein Aktionsfeld des Komitees, durch das die Voraussetzungen von innerstaatlichem und internationalem Frieden verbessert werden könnten. Die Durchsetzung – nicht allein die Proklamation – der allgemeinen Menschenrechte gehört dazu, weil dies eine wesentliche Voraussetzung für die zivile Vergesellschaftung in Ländern ist, die durch innergesellschaftliche Konflikte gespalten sind oder autoritär regiert werden. *Dafür* sollte der Friedensnobelpreis bestehen bleiben.

Die Spieltheorie und der Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften

Günter Gabisch

Neben den von Nobel gestifteten Preisen wird seit 1969 der von der Schwedischen Reichsbank gestiftete „Preis für Ökonomische Wissenschaften in Erinnerung an Alfred Nobel“ verliehen, kurz der „Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften“. Die Preisträger werden ebenfalls von der „Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften“ bestimmt. Ich möchte hier über den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften sprechen, der 1994 verliehen wurde an drei Wissenschaftler, die auf dem Gebiet der Spieltheorie gearbeitet haben. Doch bevor ich hier auf Einzelheiten eingehe, stelle ich zunächst die wichtigsten Personen vor.

John von Neumann wurde 1903 in Budapest geboren, studierte Mathematik in Berlin und besuchte von dort aus häufig Göttingen, um hier mit David Hilbert, damals der bedeutendste Mathematiker Deutschlands, Gedanken auszutauschen und über die Mathematik der Quantenmechanik zu arbeiten. Er wurde 1927 Privatdozent in Berlin, später in Hamburg und übernahm 1931 eine Professorenstelle an der Princeton Universität in den USA. 1933 wechselte er an das Institute for Advanced Study in Princeton; während des Zweiten Weltkriegs nahm er am „Manhattan Projekt“ teil, entwickelte den ersten elektronischen Computer ENIAC („von-Neumann-Architektur“), arbeitete zusammen mit Edward Teller, der in Leipzig promoviert hatte, an der Entwicklung der Wasserstoffbombe, wurde 1955 Mitglied der Atomic Energy Commission und starb 1957 im Alter von 53 Jahren an einem Krebsleiden.

Oskar Morgenstern wurde 1902 in Görlitz, Schlesien geboren. Er wurde 1925 an der Universität Wien promoviert und habilitierte sich dort 1929. Von 1931 bis 1938 war er Direktor des Österreichischen Instituts für Konjunkturforschung und emigrierte aus politischen Gründen 1938 in die USA; dort arbeitete er an der Princeton Universität. Er starb 1976.

John v. Neumann und Morgenstern lernten sich erst in Princeton kennen, arbeiteten dort zusammen und schufen mit einem einzigen Werk, nämlich ihrem Buch *Theory of Games and Economic Behavior*, das neue Gebiet der Spieltheorie.

Weitere drei Personen müssen noch vorgestellt werden:

John F. Nash wurde 1928 in Bluefield, West Virginia, USA, geboren und verbrachte ebenfalls Forschungsaufenthalte am Institute of Advanced Study. Er erhielt eine Professur für Mathematik am Massachusetts Institute of Technology in Cambridge, Mass., USA; er erkrankte 1958 an Schizophrenie und verbrachte Jahrzehnte in Heilanstalten. 1998 erschien von Sylvia Nasa eine Biographie über ihn mit dem Titel „A beautiful mind: A biography of John Forbes Nash Jr.“; der Titel dieser Biographie wurde dann auch zum Titel des Films „A beautiful mind“. Meine weiteren Ausführungen sind z. T. gewissermaßen „die Theorie zum Film“.

Reinhard Selten wurde 1930 in Breslau geboren, arbeitete als mathematischer Ökonom und war von 1984 bis zu seinem Ruhestand Professor der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Bonn.

John C. Harsanyi wurde 1920 in Budapest geboren und arbeitete ebenfalls als mathematischer Ökonom. Von 1964 bis zu seinem Ruhestand war er Professor an der Business School der University of Berkeley in Kalifornien.

Alle drei zuletzt genannten Wissenschaftler leisteten erhebliche Beiträge zur Spieltheorie und wurden 1994 gemeinsam mit dem Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften ausgezeichnet. Auf die Grundzüge der Spieltheorie werde ich im Folgenden eingehen.

Struktur

Bereits 1928 hatte von Neumann in den Mathematischen Annalen einen Beitrag mit dem Titel „Zur Theorie der Gesellschaftsspiele“ veröffentlicht, aus dem der Begriff *Spieltheorie* hervorging. Grundlegend für diesen Begriff ist die logische Analogie zwischen vielen Gesellschaftsspielen wie Schach, Halma und Mühle, aber auch Skat und Poker und strategischen Entscheidungssituationen, wie sie vor allem im ökonomischen und militärischen Bereich auftreten.

Kennzeichnend für solche Entscheidungssituationen ist die Interdependenz der Entscheidungen mit der Maßgabe, dass das Ergebnis von den Entscheidungen aller Beteiligten abhängt. Es ist also nicht möglich, dass eine einzelne Person eine optimale Entscheidung trifft und damit auch das Ergebnis bestimmt; vielmehr hängt das Ergebnis für die betreffende Person eben auch davon ab, wie sich *andere* Personen entscheiden.

Gefangenendilemma

Eine solche Situation lässt sich am besten mit Hilfe des berühmten Gefangenendilemmas veranschaulichen. Zwei Straftäter, A und B, werden von der Polizei festgenommen und getrennt voneinander verhört. Gesteht jeder von ihnen die begangene Straftat, so werden sie beide zu je zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Leugnen sie beide, so reichen die Beweise nur aus, sie einer minder schweren Straftat zu überführen, und sie werden beide zu je einem Jahr Gefängnis verurteilt. Gesteht aber einer von ihnen und der andere leugnet, so findet für den ersteren eine „Kronzeugenregelung“ Anwendung, und er kommt sofort frei, wohingegen der andere als verstockter Verbrecher zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt wird. Diese Situation ist beim Verhör beiden Straftätern bekannt; wie sollen sie sich verhalten?

Die vorliegende Entscheidungssituation ist untenstehend zusammengefasst; die Zahlen geben jeweils die Gefängnisstrafe in Jahren an, wobei die erste Zahl für A und die zweite Zahl für B gilt.

		B	
		leugnen	gestehen
A	leugnen	1; 1	15; 0
	gestehen	0; 15	10; 10

Diese Entscheidungssituation kann der A in der folgenden Weise analysieren. Unabhängig von der Entscheidung des B steht er sich immer besser, wenn er „gestehen“ wählt; denn sollte B auch gestehen, so wandert er nur 10, statt andernfalls 15 Jahre ins Gefängnis, und sollte B leugnen, so kommt er sofort frei, anstatt sonst 1 Jahr im Gefängnis verbringen zu müssen. Individuelle Rationalität führt den A also dazu, sich für „gestehen“ zu entscheiden.

Aus Symmetriegründen gesteht auch B. Als Ergebnis wandern beide 10 Jahre ins Gefängnis. Hätten sie aber beide geleugnet, so wären sie jeweils nur zu einem Jahr Gefängnisstrafe verurteilt worden. Interpretiert man Letzteres als Ergebnis kollektiver oder gesellschaftlicher Rationalität, so muss man feststellen, dass sich in diesem Fall individuelle und gesellschaftliche Rationalität einander widersprechen.

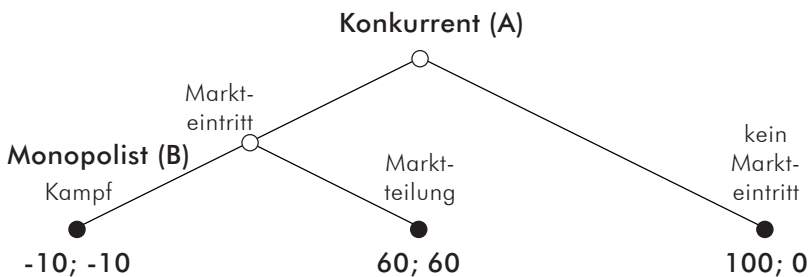
Nun kann man sich vorstellen, dass beide Straftäter sich vor ihrer Verhaftung verabredet haben zu kooperieren, d. h. zu leugnen, sich also vom gesellschaftlichen Standpunkt aus gesehen rational zu verhalten. Nun entsteht folgendes Problem. Für beide Straftäter besteht jetzt ein Anreiz, die Verabredung zu brechen. Solange nämlich der *andere* sich an die Verabredung hält, kann man sich selbst verbessern: Statt ein Jahr ins Gefängnis zu wandern, kommt man sofort frei. Da beide diese Überlegungen anstellen müssen, werden beide zu dem Ergebnis kommen, dass sich ein Bruch der Verabredung lohnt, d. h., sie werden beide gestehen und damit wieder 10 Jahre ins Gefängnis kommen. Interessanter wird diese Situation vielleicht dann, wenn man „15“ durch „?“ ersetzt, also eine 15jährige Gefängnisstrafe durch eine lebenslängliche.

Das obige Beispiel des Gefangenendilemmas lässt sich jetzt allgemeiner und mit positiven Auszahlungen in der folgenden Weise darstellen; hierbei bedeuten die Strategien a_1 bzw. b_1 „kooperieren“ und die Strategien a_2 bzw. b_2 „defektieren“, d. h. „nicht kooperieren“.

		B	
		b_1	b_2
A	a_1	9; 9	0; 10
	a_2	10; 0	1; 1

Mit derselben Argumentation wie beim Gefangenendilemma ergibt sich, dass beide Spieler ihre jeweils zweite Strategie wählen werden. Dieses ist ihre dominante Strategie. Egal, was der andere tut, man steht sich selbst bei „defektieren“ immer besser als bei „kooperieren“. Es bietet sich daher an, die Strategiekombination a_2, b_2 als *Lösung* des Spiels zu bezeichnen. Da dieser Lösungsvorschlag von Nash (1951) in die Literatur eingeführt wurde, bezeichnet man diese Strategiekombination als *Nash-Gleichgewicht*. Ein Nash-Gleichgewicht lässt sich allgemeiner auch so charakterisieren. Kein Spieler kann sich durch Abweichen von seiner Gleichgewichtsstrategie verbessern, solange alle übrigen Spieler an ihrer Gleichgewichtsstrategie festhalten.

Verfeinerungen des Nash-Gleichgewichts spielen in der Spieltheorie eine große Rolle. Hierfür soll folgendes ökonomisches Beispiel betrachtet werden. Ein Monopolist hat mit dem Markteintritt eines potentiellen Konkurrenten zu rechnen. Dieses „Markteintrittsspiel“ ist unten in *extensiver Form* wiedergegeben.



Reihenfolge und Inhalte der Entscheidungen dürften selbsterklärend sein. Die Auszahlungen sind so zu verstehen: Wenn der potentielle Konkurrent nicht in den Markt eintritt, erzielt er selbst einen Gewinn von 0 und der Monopolist einen Gewinn von 100. Tritt er jedoch in den Markt ein, kann der (ehemalige) Monopolist einen ruinösen Preiskampf beginnen mit dem Ergebnis, dass beide einen Verlust von -10 machen. Sollten sie sich jedoch friedlich den Markt teilen, so machen sie jeder einen Gewinn von 60. Der Monopolist droht also dem potentiellen Mitbewerber mit der „Kampfstrategie“ und erhofft sich dadurch, den anderen vom Markteintritt abzuhalten.

Dieses Spiel lässt sich wieder als Matrix, also in *reduzierter Form* darstellen:

				B	
				Kampf	Marktteilung
				b_1	b_2
A	Markteintritt	a_1	- 10; -10	60; 60	
	kein Markteintritt	a_2	0; 100	0; 100	

Wie man sofort erkennt, stellen die beiden Strategienpaare a_2, b_1 und a_1, b_2 Nash-Gleichgewichte dar. Problematisch ist das erstgenannte Nash-Gleichgewicht; es beinhaltet nämlich, dass bei Markteintritt des potentiellen Konkurrenten der Monopolist einen ruinösen Preiskampf beginnt. Betrachtet man allerdings die extensive Form dieses Spiels, so sieht man am Entscheidungsknoten des Monopolisten, dass eine Marktteilung für ihn günstiger ist als ein Preiskampf; man kann diese Feststellung auch so for-

mulieren: Wenn der Mitbewerber trotz Drohung in den Markt eingetreten ist, dann lohnt es sich nicht mehr, die Drohung in die Tat umzusetzen, sondern man arrangiert sich mit ihm. Die Drohung ist also nicht glaubwürdig. Selten (1965) hat dieses Ergebnis so formuliert: Ein Nash-Gleichgewicht ist nur dann als Lösung akzeptabel, wenn es *teilspielperfekt* ist. Da an jedem Entscheidungsknoten ein Teilspiel beginnt, sollte ein Nash-Gleichgewicht nur dann als Lösung akzeptabel sein, wenn es für keinen Spieler optimal ist, an einem beliebigen Entscheidungsknoten von seiner vorher gewählten Strategie abzuweichen. Ist diese Bedingung erfüllt, nennt man ein solches Nash-Gleichgewicht *teilspielperfekt*. Wie man leicht aus der extensiven Form des Markteintrittsspiels erkennt, ist das Nash-Gleichgewicht a_2, b_1 nicht teilspielperfekt, wohl aber das Nash-Gleichgewicht a_1, b_2 ; damit ist Letzteres die Lösung des Markteintrittsspiels.

Dynamische Spiele

Bislang wurden Spiele betrachtet, die nur einmal gespielt wurden, bzw. jeder Spieler wählte nur einmal eine Strategie aus. Nun ist es aber vorstellbar, dass von einem bestimmten Spiel wiederholte *Partien* gespielt werden. Ist das Spiel selbst durch die Existenz eines teilspielperfekten Nash-Gleichgewichts gekennzeichnet, dann stellt sich die Frage für jeden Spieler, für welche Strategie er sich in einer Partie entscheiden soll unter Berücksichtigung der vergangenen und zukünftigen Entscheidungen seiner Mitspieler. Konkret sieht dieses Problem im Gefangenendilemma folgendermaßen aus. Zwei Spieler kooperieren in der ersten Partie dergestalt, dass sie jeweils ihre dominierten Strategien spielen und beide somit von dieser Kooperation profitieren. Spieler B erwartet daher für die nächste Partie, dass Spieler A kooperiert und wählt deswegen selbst in der nächsten Runde die Strategie *Kooperation*. Spieler A erwartet dieses Verhalten von seinem Mitspieler und wählt deswegen in der nächsten Partie *Nicht-Kooperation*, d. h., er „legt Spieler B rein“; auf diese Weise erhält er eine höhere Auszahlung, als wenn er kooperierte. Nun kann Spieler B in der nachfolgenden Partie „Vergeltung“ üben und jetzt seinerseits nicht kooperieren, usw. usf. Allgemein stellt sich für die Spieler das Problem, ob sie kooperieren sollen oder nicht, gegebenenfalls in welchem Rhythmus, ob sie Vergeltung üben sollen, etc.

Endliche Anzahl von Partien

Angenommen ein Spiel mit teilspielperfektem Nash-Gleichgewicht wird eine endliche Anzahl von Partien hintereinander gespielt, und diese Anzahl von Partien ist den Spielern auch bekannt. Dann ist es für jeden Spie-

ler in der letzten Partie rational, die Nash-Strategien zu spielen, d. h. zu defektieren, da es keine nachfolgende Partie mehr gibt, in der die anderen Vergeltung üben könnten. In der letzten Partie werden also alle Spieler defektieren. Damit ist es für jeden Spieler sinnvoll, bereits in der vorletzten Partie zu defektieren, da die Vergeltung in der letzten Partie unausweichlich ist. Durch Rückwärtsinduktion gelangt man somit zu dem Ergebnis, dass alle Spieler bereits in der ersten Partie defektieren werden, d. h., in allen Partien wird die Strategie des Nash-Gleichgewichts gespielt, d. h., Kooperation kommt nie zustande.

Unendliche Anzahl von Partien

Die obige Argumentation ist nicht aufrechtzuerhalten, wenn es eine unendliche Anzahl von Partien gibt, oder wenn es eine endliche Anzahl von Partien gibt, diese aber den Spielern nicht bekannt ist. Was ist jetzt eine optimale Verhaltensweise für die Spieler?

Axelrod (1984) führte für das untenstehende Gefangenendilemma Computersimulationen in der folgenden Weise durch.

			B	
			kooperieren	defektieren
			b_1	b_2
A	kooperieren	a_1	3; 3	0; 5
	defektieren	a_2	5; 0	1; 1

Er schrieb die führenden Spieltheoretiker der Welt an und bat sie, optimale Strategien zu entwerfen, wenn dieses Spiel in wiederholten Partien gespielt würde, wobei die Anzahl der Partien unbekannt war. Axelrod erhielt zahlreiche Strategien von Psychologen, Ökonomen, Politikwissenschaftlern, Mathematikern und Soziologen. Er ließ dann in Computersimulationen jede Strategie 200 Partien gegen sich selbst und alle anderen spielen.

Die Siegerstrategie war Tit-for-Tat, die von Anatol Rapoport eingereicht worden war. Ihre Grundstruktur war denkbar einfach: Sie begann mit Kooperation und wählte in jeder folgenden Partie die Strategie, die der Gegenspieler in der vorherigen gewählt hatte, sie verfuhr also nach dem Motto „Wie du mir, so ich dir“. Zusammenfassend wies die Siegerstrategie folgende Eigenschaften auf:

- (1) *Nettigkeit*: Sie begann immer mit Kooperation und defektierte nie als Erste.
- (2) *Provozierbarkeit*: Auf Defektion des Gegenspielers folgte stets eigene Defektion, d. h. die Siegerstrategie übte stets sofort „Vergeltung“.
- (3) *Nicht-nachtragend*: Im Gegensatz zu vielen anderen Strategien war die Siegerstrategie in dem Sinne nicht nachtragend, dass sie nach erfolgreicher Vergeltung wieder die kooperative Strategie wählte.

Dieses Ergebnis lässt sich in der folgenden Weise zusammenfassen. Kooperation lohnt sich und setzt sich langfristig auch gegen nicht-kooperative Verhaltensweisen durch. Allerdings darf man nicht „um jeden Preis“ kooperieren: Wird man von seinem Gegenspieler „reingelegt“, so muss man Vergeltung üben. Danach darf man sich aber nicht in den Schmollwinkel zurückziehen, sondern man muss wieder kooperieren.

Evolutorische Spiele

Bislang war unterstellt worden, dass Spieler rational handelnde Menschen sind, die ihre Verhaltensweisen autonom bestimmen können. Daher ist es bemerkenswert, dass die Konzepte der Spieltheorie auch auf Bereiche der Biologie übertragen wurden und dort zum Verständnis der Entwicklung vor allem von Tierpopulationen beigetragen haben. Natürlich wählen Tiere ihre Verhaltensweisen nicht in dem Bewusstsein aus, dass eine strategische Entscheidungssituation mit interdependenten Entscheidungen vorliegt. Deswegen identifiziert man in evolutorischen Spielen eine Strategie mit ihrem Spieler; existieren n Strategien, so müssen ebenfalls n Spieler existieren, die jeweils eine Strategie repräsentieren.

Die Auszahlung eines Spiels besteht in der „Fitness“ für die beteiligten Spieler; Fitness kann z. B. operationalisiert werden durch die Anzahl der Nachkommen o. ä. Zur Dynamik dieser Spiele gehört, dass sich Strategien mit überdurchschnittlicher Fitness in der Population ausbreiten, d. h., die entsprechenden Spieler – also Tiere – vermehren sich.

Grundlegend für solche evolutorischen Spiele ist das Konzept der *evolutorisch stabilen Strategie* (ESS). Einfach gesagt ist eine Strategie dann evolutorisch stabil, wenn bei Eindringen von Mutanten in eine vorhandene Population die Fitness der Mutanten geringer ist als die der anderen. Die Mutanten werden dann wieder aussterben, können also die vorhandene Population nicht ändern. Dieses Konzept ist auch auf unterschiedliche Populationen anzuwenden, wie das folgende Beispiel zeigt.

In einem abgeschlossenen Biotop mit nur einer Wasserstelle gibt es Falken und Tauben. Beide Tierarten müssen sich diese Wasserstelle teilen. Treffen zwei Tauben dort aufeinander, so teilen sie sich friedlich das ver-

fügbare Wasser. Trifft ein Falke auf eine Taube, so verdrängt er diese und kann das Wasser alleine nutzen. Treffen aber zwei Falken aufeinander, so kämpfen sie miteinander mit der Konsequenz, dass beide kein Wasser erhalten. Diese Situation kann durch die folgende Matrix wiedergegeben werden.

	Taube	Falke
Taube	1; 1	0; 2
Falke	2; 0	- 1; - 1

Die Zahlen in dieser Matrix geben die jeweilige Fitness der beiden Tierarten an, wenn sie entsprechend der Matrix paarweise aufeinander treffen. Sind im Ausgangszeitpunkt beide Tierpopulationen gleich groß, so trifft eine Taube mit den Wahrscheinlichkeiten 0,5 auf eine andere Taube bzw. auf einen Falken an der Wasserstelle. Die durchschnittliche Fitness einer Taube ist also gleich

$$0,5 \cdot 1 + 0,5 \cdot 0 = 0,5$$

und die eines Falken

$$0,5 \cdot 2 + 0,5 \cdot (-1) = 0,5.$$

Da in diesem Fall beide Tierarten die gleiche durchschnittliche Fitness aufweisen, ändert sich ihre Relation zueinander im Zeitablauf nicht. Wird dieses Spiel durch Einführung von Differentialgleichungen in geeigneter Weise dynamisiert, so zeigt sich, dass gleich große Populationen beider Tierarten auch stabil sind; ändert sich also einmal die Zusammensetzung der Gesamtpopulation durch ein exogenes Ereignis, so strebt sie der ursprünglichen Zusammensetzung wieder zu.

Ultimatumspiel

Dass Menschen sich häufig nicht-rational oder eingeschränkt-rational verhalten, hat noch nie jemand in Zweifel gezogen. Das Rationalitätspostulat der ökonomischen Theorie wird der Einfachheit halber stets unterstellt, und auf den Punkt gebracht lautet dieses Rationalitätspostulat so: Menschen verhalten sich stets so, dass ihr Eigennutzen maximiert wird. Die Ergebnisse dieses Postulats sind im Großen und Ganzen auch akzeptabel. Aber natürlich gibt es Verhaltensweisen, die diesem Postulat widersprechen; ein prominentes Beispiel hierfür ist Altruismus. In letzter Zeit wurde im Rahmen der Spieltheorie ein ähnliches Phänomen einer Erklärung näher gebracht, nämlich das Phänomen der Fairness. Dieses Phänomen

kommt im so genannten *Ultimatumspiel* zum Ausdruck; dieses Spiel ist folgendermaßen aufgebaut.

Spieler A erhält von dritter Seite 1.000 • mit folgender Auflage. Er muss dem Spieler B von dieser Summe einen Teil abgeben, und B hat nur die beiden Möglichkeiten, den von A angebotenen Betrag zu akzeptieren oder abzulehnen. Lehnt er ab, so erhalten beide nichts, d. h., auch A bekommt nichts; akzeptiert er, so kann A seinen Restbetrag behalten.

Unterstellt man das übliche Rationalitätspostulat, dann muss A dem B einen Euro anbieten und B muss akzeptieren. Schließlich ist es für B besser, einen Euro zu erhalten als keinen, und A behält 999 E. Führt man dieses Spiel in der Realität in Form eines Experiments durch, so beobachtet man Folgendes. Wenn A weniger als ca. 30 % anbietet, schlägt der B das Angebot aus und beide erhalten nichts. Offenkundig empfindet B ein solches Angebot als „unfair“. Mehr als 50 % bietet A natürlich niemals an, denn dann wäre nach erfolgter Teilung B besser gestellt als A. Daher ist in der Realität ein Angebot von A zu beobachten, das zwischen 30 % und 50 % liegt, in vielen Fällen fast genau 40 %. Und dieses Angebot wird dann von B auch akzeptiert.

In diesem Spiel kann Fairness als „Ungleichheitsaversion“ verstanden werden. Die Nutzenvorstellung eines Spielers wird offenkundig nicht nur von der absoluten Höhe einer Zahlung bestimmt, sondern auch von der Verteilung der Gesamtsumme auf alle Beteiligten. Diese Vorstellung lässt sich weiter entwickeln zur so genannten Reziprozität: Macht A dem B ein schlechtes Angebot, übt B mit schlechtem Verhalten Vergeltung, indem er das Angebot ausschlägt. Macht A dem B dagegen ein gutes Angebot, verhält sich auch B gut, indem er das Angebot annimmt.

Zusammenfassung und Ausblick

Der Spieltheorie liegen strategische Entscheidungssituationen zugrunde. Das Ergebnis für jeden Spieler hängt auch davon ab, welche Strategien die Mitspieler gewählt haben. Interessant sind hierbei solche Entscheidungssituationen, in denen sich Kooperation für alle Beteiligten zwar lohnt, wobei aber jeder den Anreiz hat, die anderen zu übervorteilen. Nur wenn Letzteres von allen versucht wird, so stehen sich auch alle besonders schlecht. Viele ökonomische, militärische, aber auch politische, biologische und zwischenmenschliche Beziehungen können durch solche Spiele abgebildet werden.

In wiederholten Spielen, d. h. wenn mehrere Partien des zugrundeliegenden „Basisspiels“ gespielt werden, stellen sich weitere Probleme. Soll man überhaupt kooperieren? Falls ja, wie oft? Wie soll man sich verhalten,

falls der Mitspieler einen „reinlegt“? Soll man Vergeltung üben? Falls ja, wie lange? Kurz, was ist eine optimale Verhaltensweise für solche Spiele? Hierauf versucht die Theorie der dynamischen Spiele eine Antwort zu geben.

Seit geraumer Zeit werden die grundlegenden Konzepte der Spieltheorie auch in der Biologie angewandt; man spricht hier von evolutorischen Spielen. Hier wird z. B. die Interaktion unterschiedlicher Spezies spieltheoretisch untersucht.

Die obigen Ausführungen dürften auch deutlich gemacht haben, dass Probleme der Rationalität, der Kooperation, des Informationsstands der Spieler, der Durchsetzbarkeit von Drohungen und vieles mehr zur Spieltheorie gehört. Selbst die Begründung der Existenz von Institutionen und sozialen Mechanismen kann bzw. muss spieltheoretisch erfolgen. So ist die Spieltheorie zur führenden mathematischen Methode in der Ökonomie und zu einem breiten Wissenschaftszweig geworden. Die Auszeichnung der Spieltheoretiker Harsanyi, Nash und Selten mit dem Nobelpreis für Ökonomie des Jahres 1994 verdeutlicht, dass auf dem Gebiet der Spieltheorie in den vergangenen Jahren Hervorragendes geleistet wurde.

Literaturverzeichnis

- Axelrod, R. (1984): *The Evolution of Cooperation*, Basic Books: New York.
- Eatwell, J., M. Milgate, P. Newman (1989): *Game Theory*, Norton: New York, London.
- Fehr, Ernst, K. Schmidt (1999): *A Theory of Fairness, Competition, and Cooperation*, in: *Quarterly Journal of Economics*, 114, 817-868.
- Güth, Werner (1999): *Spieltheorie und ökonomische (Bei-)Spiele*, 2. Aufl., Berlin.
- Holler, M. J., G. Illing (1996): *Einführung in die Spieltheorie*, 3. Aufl., Springer: Berlin et al.
- Nash, J. F. (1951): *Non-Cooperative Games*, in: *Annals of Mathematics*, 54, 286-295.
- Neumann, J. von, O. Morgenstern (1947): *The Theory of Games and Economic Behavior*, 2. Aufl., Princeton University Press: Princeton.
- Selten, R. (1965): *Spieltheoretische Behandlung eines Oligopolmodells mit Nachfrageträgheit*, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, 12, 301-324.
- Sieg, Gernot (2000): *Spieltheorie*, Oldenbourg: München.

Alfred Nobel, der Erfinder des Dynamits

Ulrike Neidhöfer

Krümmel – heute ein Ortsteil der Stadt Geesthacht an der Elbe – war bis 1945 der Standort einer Sprengstofffabrik. Diese wurde 1865 von Alfred Nobel zunächst für die Nitroglycerinproduktion gegründet. Für Krümmel und die Stadt Geesthacht ist Alfred Nobel vornehmlich als Erfinder des Dynamits von Bedeutung, das er hier 1866 in einer Serie von Experimenten entwickelte: ein epochales Ereignis in der Sprengstoffgeschichte, gleichwohl nur ein kleiner Teil in einem großen und komplexen Kapitel der Industrie- und Technikgeschichte.



Alfred Nobel (um 1850)

Um es nur anzudeuten: Es geht nicht nur um explosive Stoffgemische, im Fall Krümmel zunächst um das Dynamit – oder die Dynamite –, es geht auch um die Gewinnung von ersten Kunststoffen, es geht um regionale Industriegeschichte (Krümmel, Ardeer, Vinterviken etc.) und es geht auch um das internationale Industrieimperium Alfred Nobels, es geht um die große Bedeutung der Familie Nobel in den wichtigen Bereichen Maschinenbau, Ölindustrie und Waffentechnik, insgesamt um ihren hohen Rang in der frühen Industrialisierung Russlands. Immanuel Nobel, der Vater von Alfred Nobel, galt als einer ihrer kompetentesten Ingenieure und aus den Investitionen Alfred Nobels in die Ölfelder in Baku, wo Robert und Ludwig Nobel in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die „Epoque Nobel“ eröffneten, kamen nach seinem Tode für die Nobelstiftung etwa 7 Millionen schwedische Kronen.

Ich zitiere aus „Die wunderbaren Falschmünzer“ von Rolf Vollmann: „Wir wollen bei dieser Gelegenheit Alfred NOBELS gedenken, der in diesem selben Jahr 96 in San Remo stirbt, eines außerordentlich eigenbrötlerischen Mannes, der enorm viel las, denn er mußte viel reisen in seinen Geschäften, hin und her zwischen seinen Fabriken, er fuhr mit der Bahn, er haßte das Reisen, er hatte keine Liebschaften in den Hotels, und so las er linke Avantgardisten, er liebte Shelley, er liebte Strindberg und Ibsen, selber schrieb er Gedichte und hatte ein Drama verfaßt; als er starb, betrug sein Vermögen ungefähr 35 Millionen Mark. Ibsen hat den Preis nicht gekriegt, Strindberg auch nicht, Shelley war schon ewig tot (...) soviel zu Alfred Nobel, von dem man sich ja eigentlich auch denken könnte, daß er kein besonderes Vertrauen in die Güte irgendeines weltenlenkenden Gottes hatte. Doch sicherten ihm jene Millionen dann fünf Jahre später, nach Inkrafttreten seines Testaments, doch eine gewisse Unsterblichkeit. Friede seiner Asche, denn das Dynamit hätte sonst natürlich ein anderer erfunden, es ist aber mehr als fraglich, ob der auch so hübsch und uneigennützig für seine Unsterblichkeit gesorgt haben würde.“¹

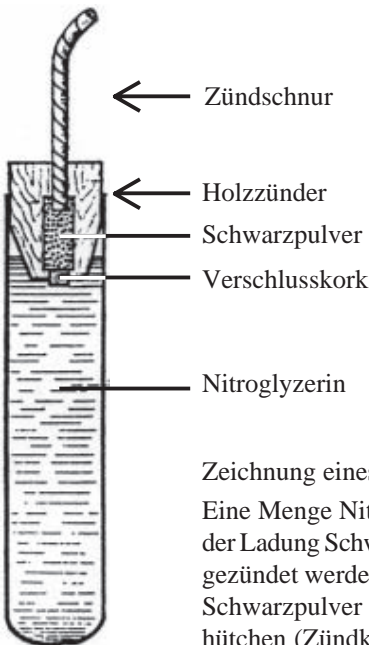
So sympathisch und realistisch der letzte Gedanke ist, Gott sei Dank ist einmal nicht von Kriegsgewinnlerei, vom Kaufmann des Todes, vom aus Liebe zu Bertha von Suttner zum Pazifismus bekehrten Idealisten die Rede. Aber es gäbe doch wohl noch einiges mehr, dessen man gedenken sollte! Von der Nobelpreisdebatte, die hier in den letzten Wochen aus verschiedenen Blickwinkeln geführt wurde, von Nobels „gewisser Unsterblichkeit“ am Ende und bis heute – zurück zu den Anfängen, zurück zum Dynamit. Ein anderer hätte es erfunden, wenn nicht Alfred Nobel. Ohne

1 Vollmann, S. 668.



Älteste Ansicht der Fabrik bei Krümmel (Anfang der 1870er Jahre)

1870 hatte es eine Explosion gegeben, die wahrscheinlich auf eine Überproduktion zurückzuführen war. Das Werk wurde bereits vergrößert wiederaufgebaut und erhielt eine Reservefabrik.



Zeichnung eines Initialzünders

Eine Menge Nitroglycerin (Sprengöl) wird mit Hilfe der Ladung Schwarzpulver, die durch eine Zündschnur gezündet werden kann, zur Detonation gebracht. Das Schwarzpulver befindet sich im sogenannten Zündhütchen (Zündkapsel).

Zweifel war der „Zeitgeist“ unterwegs und auf der Suche nach einem neuen Sprengstoff!

Als Alfred Nobel 1865 Kontakt mit schwedischstämmigen Geschäftsleuten in Hamburg aufnimmt, um zu einem geeigneten Standort für eine erste eigene Nitroglycerinfabrik und zu Kapital dafür zu kommen, ist er 32 Jahre alt und bereits der Erfinder der Initialzündung. Schon dafür hätte er den Nobelpreis verdient gehabt, sogar eher als für das Dynamit, rühmen die Technikhistoriker. Es ist zweifellos eine Erfindung, die in den Kontext der Probleme mit der Nitroglycerinhandhabung gehört.

Jahrhundertlang schießen und sprengen die Europäer mit Schwarzpulver (Kaliumnitrat, Holzkohle und Schwefel; Detonationsgeschwindigkeit 600 m/sec), aber mit dem Aufschwung der Industrialisierung, im Gefolge von Großprojekten beim Bau von Tunneln und Eisenbahnen sowie im Bergbau, beginnt die Suche nach neuen Explosivstoffen, und die Experimente dazu in den Laboren von Wissenschaftlern verschiedener Länder (Pelouze, von Liebig, Zinin) laufen auf Hochtouren. Die brisante Neuheit, die der Fachwelt 1847 von dem italienischen Chemiker Ascanio Sobrero vorgestellt wird, heißt Nitroglycerin, ein Reaktionsprodukt aus Glycerin, Schwefelsäure und Salpetersäure. Es ist ein farbloses Sprengöl – deswegen ist in Krümmel später auch immer von Ölfabriken die Rede –, welches bei 13° Celsius erstarrt, schwer entzündbar ist, aber auf Erschütterung, Schlag und Stoß äußerst empfindlich reagiert. Auch detoniert es bei Erhitzung auf 185°. (Detonationsgeschwindigkeit 7400 m/sec; chemisch korrekt heißt es Glycerintrinitrat, durch den Überschuss an Sauerstoff im Molekül tritt eine rasche Verbrennung ein, bei der plötzlich eine große Gasmenge entsteht; noch genauer: Bei der Detonation durchläuft die Reaktionszone den Explosivstoff im Bruchteil einer Sekunde. Dabei bildet sich unter hohem Druck und hoher Temperatur eine Stoßwellenfront; der Druck der entstehenden Verbrennungsgase läuft der Stoßwelle hinterher.)

In den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts lebt die Familie Nobel in St. Petersburg. Der Vater, Immanuel Nobel, hat sich hier nach seinem ersten Konkurs in Schweden eine neue Existenz aufgebaut und betreibt überaus erfolgreich eine Fabrik für Maschinen- und Waffenbau, die überwiegend von russischen Staatsaufträgen lebt. Die Söhne sind zu Teilhabern der Firma geworden: „Nobel & Fils“. Durch den russischen Chemieprofessor Nikolaj Zinin erfahren die Nobels vom Nitroglycerin. Sie beginnen mit ihren Experimenten, der Vater wohl mit der Absicht, seine bisher mit Schwarzpulver gefüllten Seeminen im kriegstechnischen Sinne zu verbessern.

Als nach dem Krimkrieg 1856 die Staatsaufträge ausbleiben, dank derer die Nobels ein großzügiges Leben führen konnten, und für den Betrieb

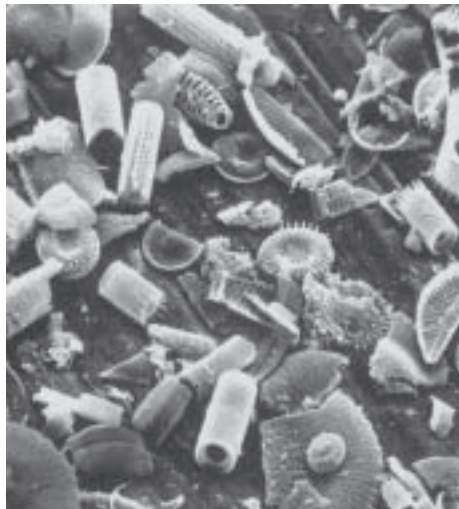
Konkurs angemeldet werden muss – für Immanuel Nobel schon der zweite – konzentriert sich vor allem Alfred Nobel noch in St. Petersburg auf Versuche mit Nitroglycerin.

In einem Zeitraum von fast zwanzig Jahren, von der Entdeckung des Nitroglycerins bis zu Nobels Entwicklung des Gur-Dynamits, laufen zahlreiche Versuche, bei denen das Sprengöl mit verschiedenen anderen Substanzen, brisanten oder trägen Stoffen, gemischt wird. Immanuel Nobel versucht es mit Schwarzpulver, Robert und Alfred Nobel unter anderem mit verriebe nem Holzkohlepulver, ein russischer Ingenieur namens Petruschewskij mit Magnesiumcarbonat, und auch die Sprengmeister von Clausthal-Zellerfeld versuchen, das Nitroglycerin durch Beimengungen handhabbar zu machen. Bekannt sind auch Mischungen mit Gips und Zement.

Nach der Definition von Dynamit – Nitroglycerin mit der Beimengung eines anderen Stoffs – wären das alles bereits unpatentier te Dynamit-erfindungen, wenn sie denn brauchbar gewesen wären und wenn es nicht ein großes Problem gegeben hätte: Wie bringt man die ganze Sache kontrolliert und vollständig zur Detonation? Denn reines Nitroglycerin ist zwar äußerst erschütterungsempfindlich, wenn man aber lediglich eine Lunte daran hält, brennt es bestenfalls zögerlich ab. In Mischungen mit anderen Stoffen bleibt eine gewünschte Reaktion unter Umständen ganz aus, manchmal wiederum geschieht zu viel und manchmal zu wenig. Die Mischung Immanuel Nobels aus Schwarzpulver mit 10 Prozent Nitroglyce-

Kieselgur in 1200facher Vergrößerung

Kieselgur ist ein geologisches Sediment aus den kiesel säurehaltigen Schalen der Kieselalgen, auch Diatomeenerde genannt. Aufgrund seiner äußerst porösen Struktur kann Kieselgur das Dreifache seines Eigengewichtes an Nitroglycerin absorbieren, hat aber selbst ein geringes spezifisches Gewicht.



rin beispielsweise erweist sich bei Versuchen, über die die Familie sich brieflich austauscht, als ausgesprochenes „Pöteterle“².

Es ist Alfred Nobel, der 1862 aufhört zu mischen und – vom Vater belächelt – die Stoffe trennt, weil er möglicherweise erkannte, dass auch zwei Probleme vermischt wurden: das der kontrollierten und vollständigen Detonation und das der kritischen Handhabung auf Grund der Erschütterungsempfindlichkeit des Nitroglycerins.

Es ist ein Versuch in Anwesenheit seiner Brüder in St. Petersburg überliefert, wo er mit Hilfe einer Ladung Schwarzpulver das Nitroglycerin zur Detonation bringt. 1863 – jetzt in Heleneborg wieder zurück in Schweden – arbeitet er das Verfahren aus und als „Nobels Patent-Zünder“ führt die Erfindung des Prinzips der Initialzündung 1864 die Sprengstofftechnik in moderne Zeiten.

Man kann angesichts des weiteren Verlaufs der Dinge vermuten, dass der junge Nobel – jetzt 31 Jahre alt – nicht nur aus des Vaters fehllaufenden Mischversuchen, sondern auch aus den Konkursen gelernt hat. Rasch, umsichtig und geschäftstüchtig erwirbt er die internationalen Patente für seine Erfindungen, zu denen zu diesem Zeitpunkt auch bereits sein Verfahren – es gab verschiedene Methoden und Mischungsverhältnisse – zur Herstellung von Nitroglycerin gehört. Scheinbar endlos, zeitraubend und fast quälend werden die Streitigkeiten und Prozesse um einige seiner Patente sein, am Ende seines Lebens besitzt er ihrer 355.

Dass es in der frühen Entwicklungsgeschichte der Sprengstoffe auch anderer zu gedenken gilt, macht das erste schwere Explosionsunglück klar, bei dem im selben Jahr 1864 die kleine Nitroglycerinproduktion der Nobels in Heleneborg zerstört wird. Es kommt nicht nur der jüngste Bruder Nobels im Alter von 17 Jahren um, sondern vier weitere Personen, die – auf entsetzliche Weise verstümmelt – geborgen werden.

Während das Problem der Nitroglycerindetonation gelöst scheint und die ersten wichtigen Kunden durch Nobels persönliche Sprengvorführungen und Reklamesendungen gewonnen werden, steigt andererseits – nicht nur in der Öffentlichkeit Schwedens – aufgrund zahlreicher Unfälle eine Flut von Ressentiments. Große Probleme bei der Herstellung, dem Transport und der Handhabung von Nitroglycerin bleiben bestehen.

Um so mehr versetzt in Staunen, dass Nobel, der häufig mit Nitroglycerin in der Tasche reiste, bei seinen Probesprengungen und häufigen Experimenten nie zu Schaden kommt.

2 Von französisch „peut-être“ (= vielleicht): ein technisches Gerät, das nur zufälligerweise funktioniert



Ansicht der Krümmeler Dynamitfabrik auf einer Grußkarte von 1905

Direktorenwohnhaus

Hier war Alfred Nobel zu Gast, wenn er Krümmel nach 1873 besuchte.



Im September 1865 beantragt Nobel eine Konzession zur Anlage einer chemischen Fabrik im Flecken Krümmel. Er hatte das Grundstück mit einer ehemaligen Lohgerberei bereits im März gekauft und im Juni zusammen mit Hamburger Finanziers die Handelsgesellschaft „Alfred Nobel & Co“ gegründet. Das Kontor ist in Hamburg, von hier aus werden die Bestellungen und Lieferungen organisiert. Der Standort bietet aufgrund der Elbnähe gute Transportmöglichkeiten; zudem ist damit die Anbindung an Hamburg, dem größten Hafen Deutschlands, gesichert. Vorteilhaft ist die entlegene Lage, falls es zu Explosionen kommen sollte; auch schützt das hügelige Gelände in gewissem Umfang gegen Druckwellen. Die kleine Fabrik wird für fünf bisher arbeitslose Familienväter im Flecken Krümmel zur Erwerbsquelle. Geesthacht liegt fünf Kilometer elbabwärts und ist um diese Zeit ein Dorf mit etwa 1450 Einwohnern.

Schon nach zwei Monaten erhält Nobel die Baugenehmigung und noch während der Bauphase beginnt er mit etwa fünfzig Arbeitern mit der Produktion von Nitroglycerin. Als er sich im Frühjahr 1866 in den USA aufhält, um weitere Fabriken zu gründen, ereignet sich in Krümmel ein schweres Explosionsunglück: Todesfälle, brennende Schuppen und Detonationswellen bis zum dreißig Kilometer entfernten Lüneburg.

Vermutlich ist das der unmittelbare Anlass für Nobel, seine Versuche zur Phlegmatisierung des Nitroglycerins wieder aufzunehmen. Im Herbst 1866 soll er auf einem Kahn auf der Elbe – so will es die Legende – die vorerst beste Mischung aus einem Teil gebrannter Kieselgur und drei Teilen Nitroglycerin gefunden haben. Er nannte den neuen Sprengstoff Dynamit und ließ ihn patentieren.

Dynamit ist fast gänzlich unempfindlich gegen Erschütterungen, brennt schwerfällig wie Nitroglycerin und lässt sich auf Grund seiner pastösen Konsistenz sehr gut formen. Klassisch ist das Bündel Dynamitpatronen in paraffiniertem Papier, aus dem hinten die Zündschnur des Zünders herausragt. Dynamit erobert den Sprengmittelmarkt in Kürze. Es verwirklicht die Träume der Minenbesitzer, Eisenbahngesellschafter und Industriemagnaten, es spart enorme Kosten und Zeit und rettet manchem Arbeiter und Ingenieur das Leben. Im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 wird es zum ersten Mal für militärische Zwecke eingesetzt. Mehrere Attentate werden damit ausgeführt, Zar Alexander II. von Russland wird Opfer eines Anschlags mit Dynamit. Als Russland die Herstellung des Sprengstoffs daraufhin untersagt, übernimmt Ludwig Nobel den russischen Dynamit-Handel von anderen Fabriken seines Bruders aus. Innerhalb von sieben Jahren, während seiner Krümmeler Zeit 1865 bis 1873, gründet Alfred Nobel vierzehn Dynamitfabriken weltweit. In Krümmel werden 1867 11 Tonnen Dynamit im Jahr produziert, 1868 sind es 78 Tonnen, 1869 185 Tonnen und 1876 5000 Tonnen.



Die Verloaderampe in Krümmel am Ende des 19. Jahrhunderts

Sie entwickelte sich im Zweiten Weltkrieg zu einem der modernsten Häfen für die Verladung industrieller Massengüter.



Der Verladeplatz für Nitroglycerin

In den folgenden Jahren erlebt die Fabrik stetig Erweiterungen, technische Verbesserungen, oft als Folge von Unglücksfällen, und das ganze Umland erhält einen nachhaltigen wirtschaftlichen Impuls, der sich für die (heutige) Stadt Geesthacht bis in die Gegenwart auswirkt. Es spricht sich in ganz Norddeutschland und bis ins Ausland herum, dass hier ein Arbeitsplatz zu bekommen ist, es wachsen die Zulieferbetriebe aus dem Boden oder ältere Firmen am Ort blühen auf. Dies betrifft im alten Geesthacht beispielsweise eine Kistenfabrik, die Verpackungen liefert, eine Glasfabrik und Geesthachts ehemaliges Hartsandsteinwerk, das seines Zeichens das älteste Deutschlands war.

Als Alfred Nobel 1873 nach Paris zieht, ist er vierzig und sehr reich.

Die Geschichte geht für Krümmel weiter, die des Dynamits auch.

Zuerst das Dynamit: Das Dynamit, auch Gur-Dynamit genannt, erweist sich in vielerlei Hinsicht als äußerst zweckmäßig. Seine Einsatzbereich bleibt jedoch beschränkt, weil die Sicherheit vor unkontrollierten Detonationen unter der Einwirkung von Nässe und Feuchtigkeit verloren gehen kann. Zudem führt die Phlegmatisierung des Nitroglycerins durch die Kieselgur zu einer Einbuße an Sprengkraft. Für zivile Großprojekte wie auch für militärische Zwecke wird ein Sprengstoff gesucht, der feuchtigkeitsbeständig und noch brisanter ist: „aktiv gedoptes Dynamit“.

Alfred Nobel gelingt auch diese Erfindung. In seinem Pariser Privatlabor stellt er eine Mischung aus Nitroglycerin und niedrig nitrierter Zellulose, sogenannter Kollodiumwolle, einer Form der Nitrozellulose, her.

Nitrozellulose, fast zum selben Zeitpunkt wie das Nitroglycerin von Christian Friedrich Schönbein in Basel erfunden – und wenn er sie nicht erfunden hätte, wäre es ein anderer gewesen! – ist ein umgangssprachliches Wort für die Zellulosenitrate (genauer: die Salpetersäureester der Zellulose; wobei die Veresterung die Zellulose in Lösung bringt), von denen zwei Formen hier von großer Bedeutung sind, die hochnitrierte und hochexplosive Schießbaumwolle – auf die Schönbein besonders stolz war und um deren technisch ausgereifte Herstellung er sich, mit anderen zusammen und ohne Erfolg, bemühte – und die niedrig nitrierte Kollodiumwolle, die sich sirupartig zu Fäden und Filmen ziehen, streichen und pressen lässt. Diese Mischung wird zum Ausgangsstoff für erste Kunstseiden (Chardonnetseide 1882), Filme, Membranfilter und Zelluloid.

Bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts – also parallel zu Nobels Entwicklung des Dynamits – steht die Nitrozellulose auf dem Abstellgleis des militärischen und zivilen Interesses. Als die Probleme ihrer technischen Nutzung, wozu beispielsweise die Reinigung der Baumwolle gehörte, gelöst sind, beginnt ihr Siegeszug. Nobel bringt 1875 Kollodiumwolle (8%) mit Nitroglycerin (92%) zusammen und erhält eine Mischung,



Sprengstoffpatronierer

Zwei Arbeiter an einem mechanischen Sprengstoffpatronierer; erkennbar die Dynamitmasse im Trichter, links die paraffinierte Hülle, in die die Patrone gedrückt wurde.

die sich zu einem Gel oder Gummi verfestigt und an Sprengkraft zu diesem Zeitpunkt nichts mehr zu wünschen übrig lässt. Auch in dieser Mischung bleibt das Nitroglycerin erschütterungsunempfindlich, lässt sich formen und wird so Ausgangsstoff für die Gelatine-Dynamite oder Gel-Dynamite oder Sprenggelatine. Das neue Dynamit verdrängt das alte und wird ab 1876 in fast allen Fabriken Nobels produziert, so auch in Krümmel. Zu der Nitroglycerinproduktion tritt die Produktion von Nitrozellulose. Die Fabriken werden ausgebaut, erweitert, modernisiert. Beim Bau des St. Gotthard-Tunnels werden mit dem neuen Dynamit Wochen und Millionen eingespart, die Sprengung des Hellsgate vor New York wird durch die wasserfeste Sprenggelatine überhaupt erst möglich. Die Marine meldet ebenfalls ihr Interesse an dem neuen Stoff an.

Endgültig erobert Nobel den militärischen Markt 1887 mit einer weiteren Entwicklung, die auf demselben Prinzip, der Mischung von Nitro-

glycerin und Nitrozellulose, beruht. Durch die Erhöhung des Anteils an nitrierter Zellulose entsteht ein Gemisch, das nicht immer brisanter wird, sondern Eigenschaften von deflagrierenden Treibmitteln, also „Schießpulvern“, zeigt. Das sogenannte „Ballistit“ geht ab 1889 wiederum in den Nobelschen Fabriken in Produktion und zwingt die verschreckte Pulverindustrie zu einer engen Zusammenarbeit mit der triumphierenden Dynamitindustrie. Bis 1890 kommt es zu bedeutenden Kartellbildungen, Preis- und Produktionsabsprachen, bei denen die Aktiengesellschaft Nobels führend ist. Krümmel verdeutlicht das aufs Anschaulichste durch die enge Kooperation mit der 5 Kilometer elbabwärts gelegenen Pulverfabrik Köln-Rottweil, die bald von der 1877 gebildeten Dynamit Actien Gesellschaft (DAG) übernommen wird. Krümmel liefert das Material in Form der Pulverrohmasse und Köln-Rottweil das nötige technische Know-how zur Pulververarbeitung und ballistischen Prüfung. Bis zu seinem Tod 1896 bleibt Alfred Nobel im Aufsichtsrat seines Imperiums.

Krümmel wird später nach Geesthacht eingemeindet, so dass Geesthacht im Ersten und Zweiten Weltkrieg zwei Sprengstofffabriken in verschiedenen Ortsteilen besitzt, die in Kriegszeiten jeweils eine Ausdehnung von mindestens drei Quadratkilometern haben und beide zur Dynamit Actien Gesellschaft gehören.

Hier endet die Geschichte von Alfred Nobel und den Dynamiten.

Die Geschichte der Nobelschen Werke, so auch der Fabrik Krümmel, geht weiter.

Das Ballistit ist ausschließlich für die militärische Verwendung bestimmt. Krümmel produziert bis zum Ersten Weltkrieg nur für den Export und beliefert stets alle Kriegsteilnehmer. Während der Weltkriege werden außer Nitroglycerin – inzwischen gibt es vier Nitroglycerinfabriken –, Nitrozellulose und andere Sprengstoffe produziert.

Zwischen den beiden Weltkriegen und nach dem Zweiten Weltkrieg erlebt Geesthacht schwere Krisenzeiten mit Arbeitslosigkeit, Hungersnöten und politischer Instabilität. Tausende von Arbeitern verlieren jeweils ihren Unterhalt. Die Zulieferbetriebe müssen aufgeben. Eine besondere historische Belastung bildet jahrzehntelang die Tatsache, dass die DAG im Zweiten Weltkrieg Tausende von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern beschäftigt. Es genügt in Geesthacht nicht, Alfred Nobels zu gedenken.

Nach dem Krieg wird demontiert und in den fünfziger Jahren gesäubert. Es kommen noch 61000 Kilo Sprengstoffe aus Behältern und Rohren zu Tage.

Heute befinden sich über den Krümmel verteilt noch zahlreiche Gebäudereste der ehemaligen Dynamitfabrik. Sie liegen, nur teilweise öf-



Aufsicht auf die Nitrozellulosefabrik

Der Krümmeler Wasserturm

Eine 30 Meter hohe Stahlbetonkonstruktion mit verklinkerter Außenhaut aus dem Jahre 1916. Das Gebäude diente zur Wasserversorgung einer Nitrozellulosefabrik, die mitten im Ersten Weltkrieg gebaut wurde und im Zweiten Weltkrieg Kunststoffe produzierte.



fentlich zugänglich, in einem Waldgebiet und sind nach fast fünfzig Jahren oft malerisch von Sträuchern und Farnen überwuchert. Der Förderkreis Industriemuseum Geesthacht bemüht sich seit vier Jahren, durch historische Spaziergänge, Vorträge und Ausstellungen die Geschichte des Krümmel einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Viele haben an dem Projekt von Anfang an mitgewirkt. Von besonderer Bedeutung waren immer die Zeitzeugen, die den Zweiten Weltkrieg noch miterlebt haben, und die Sammler, dank deren Sorgfalt und Leidenschaft wir einige sehr interessante Objekte aus der Industrie- und Technikgeschichte der ersten Dynamitfabrik der Welt zeigen können.

Viele haben inzwischen erkannt, dass der Titel „Erste Dynamitfabrik der Welt“ historisch einzigartig ist und es sich deswegen lohnt, Gebäude, Gegenstände und Erinnerungen zu bewahren und so einen Teil der Industrie- und Technikgeschichte der Nachwelt zu überliefern, auch wenn oder gerade weil diese unmittelbar mit den leidvollen Erfahrungen der Weltkriege verbunden bleibt. Die Krümmeler Anlagen verdienen es, als Weltkulturerbe erhalten zu werden, das symbolisch für die positiven Seiten des technischen Fortschritts steht und zugleich alle Schattenseiten menschlicher Kriegsbereitschaft repräsentiert. Ich zitiere Karl Wilhelm Böddeker aus „Konstruktiv, destruktiv – Zur Kulturgeschichte der Explosivstoffe“: „Kein anderes Produkt des Industriezeitalters verkörpert das Nebeneinander von Segen und Unsegen des technischen Fortschritts schmerzlicher.“

Eines der wenigen erhaltenen Industriegebäude der Fabrik ist der Krümmeler Wasserturm. Er steht seit 1998 unter Denkmalschutz und ist das einzige öffentlich zugängliche Gebäude der früheren Fabrik. Es wurde uns 1999 von den Hamburgischen Elektrizitätswerken (HEW) zur Erhaltung angetragen.

Die HEW sind bereit, den Turm zu übereignen, wenn es dem Förderkreis gelingt, bis zum Frühjahr 2003 ein tragfähiges Betreiberkonzept vorzulegen. Und sie sind bereit, Mittel einzubringen, die in Höhe der Abrisskosten liegen. Im Jahr des Nobelpreisjubiläums 2001 ist es gelungen, das Projekt unter die Schirmherrschaft der Ministerpräsidentin des Landes Schleswig-Holstein zu stellen. Es trägt jetzt den Titel „Denkmal der ersten Dynamitfabrik der Welt, gegründet durch Alfred Nobel, und Mahnmal gegen die Weltkriege“. Konzipiert werden derzeit die Sanierung des Krümmeler Wasserturms als Ausstellungsgebäude und als Ort für kleinere Veranstaltungen und ein historischer Erlebnispfad über den Krümmel.

Ebenfalls im Jahre 2001 wurde der Nobelstiftung in Stockholm das Vorhaben vorgestellt und unsere Freude war groß, dass unser Besuch in Stockholm in diesem Jahr von Herrn Professor Anders Bárány, dem Sekretär der Nobelkommission für Physik und Botschafter des Nobelmuseums,



Verwaltungsgebäude der DAG

Das letzte Verwaltungsgebäude der DAG ist bis heute erhalten, im Hintergrund das Direktorenwohnhaus, das inzwischen abgerissen wurde.

erwidert wurde und wir ein so großes Interesse an dem Nobelerbe der europäischen Industrie- und Technikgeschichte erfahren haben. Professor Bárány war es auch, der uns letztes Jahr schon fragte, wie viel denn die Sanierung des Turmes und die Einrichtung der historischen Erlebniswanderung kosten würde und wir nannten ihm die Zahl. “Oh, I see”, sagte Anders Bárány, “so what you need is a Nobel Prize!”

Literatur

- Bergengren, Erik: Alfred Nobel, Stockholm 1960
 Böddeker, Karl Wilhelm: Destruktiv, konstruktiv – Zur Kulturgeschichte der Sprengstoffe, Geesthacht 2001
 Busse, Ulf: Die industrielle Entwicklung im Raum Bergedorf-Geesthacht-Lauenburg, Magisterarbeit, Universität Hamburg 1995
 Fant, Kenne: Alfred Nobel, Frankfurt am Main 1997
 Gruber, Karl: Alfred Nobel, Geesthacht 2001

- Gruber, Karl: Der Krümmel, Geesthacht 2000
Kast, H.: Spreng- und Zündstoffe, Braunschweig 1921
Trimborn, Friedrich: Explosivstofffabriken in Deutschland, Köln 1995
Urbansky, Tadeusz: Chemie und Technology der Explosivstoffe, Leipzig
1963
Vögtle, Fritz: Alfred Nobel, Reinbek bei Hamburg 1983
Vollmann, Rolf: Die wunderbaren Falschmünzer. Ein Roman-Verführer,
Frankfurt am Main 1997

Bildnachweis

Alle historischen Fotografien stammen aus der Sammlung Karl Gruber.

Wissenschaftliches Vortragsprogramm

Fritz Paul

Freitag, 28. Juni 2002, 14 Uhr c.t. – Eröffnung der Ausstellung

Grußworte:

Prof. Dr. Horst Kern

Präsident der Georg-August-Universität Göttingen

Thomas Oppermann

Niedersächsischer Minister für Wissenschaft und Kultur

Prof. Martha Jansen

Präsidentin der Klosterkammer Hannover

Einführung:

Prof. Dr. Fritz Paul: *Alfred Nobel und seine Stiftung*

Podiumsdiskussion:

Spitzenforschung in Deutschland.

Ist das Göttinger Nobelpreiswunder wiederholbar?

Teilnehmer:

Prof. Dr. Horst Kern

Präsident der Georg-August-Universität Göttingen (Diskussionsleitung)

Thomas Oppermann

Niedersächsischer Minister für Wissenschaft und Kultur

Prof. Dr. Manfred Eigen

Nobelpreisträger; Max-Planck-Institut für Biophysikalische Chemie, Göttingen

Prof. Dr. Wolfgang Frühwald

Präsident der Alexander-von-Humboldt-Stiftung

Prof. Dr. Herbert Jäckle

Max-Planck-Institut für Biophysikalische Chemie, Göttingen

Dr. Wilhelm Krull

Generalsekretär der Volkswagen-Stiftung

Prof. Dr. Bert Sakmann

Nobelpreisträger; Max-Planck-Institut für medizinische Forschung, Heidelberg

Ausstellungseröffnung:

Prof. Dr. Dr. h. c. Elmar Mittler

Direktor der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Sonntag, 30. Juni 2002, 20 Uhr c.t.

Günter Grass: *Lesung*

Moderation: Prof. Dr. Ruth Klüger (Göttingen)

Sonntag, 7. Juli 2002, 11 Uhr c.t.

Prof. Dr. Erwin Neher (Nobelpreisträger, Göttingen):

Naturwissenschaftliche Nobelpreise aus der Sicht eines Preisträgers

Sonntag, 14. Juli 2002, 11 Uhr c.t.

Prof. Dr. Fritz Paul (Göttingen):

Preise mit Sprengkraft. Alfred Nobel und sein Vermächtnis

Sonntag, 21. Juli 2002, 11 Uhr c.t.

Prof. Dr. Manfred Eigen (Nobelpreisträger, Göttingen):

100 Jahre Nobelpreis: Anmerkungen eines Preisträgers

Sonntag, 28. Juli 2002, 11 Uhr c.t.

Prof. Dr. Nicolaas Rupke (Göttingen):

Das Göttinger Nobelpreiswunder aus wissenschaftshistorischer Sicht

Sonntag, 4. August 2002, 11 Uhr c.t.

Prof. Dr. Werner Frick (Göttingen):

Der Nobelpreis für Literatur

Sonntag, 11. August 2002, 11 Uhr c.t.

Ulrike Neidhöfer (Förderkreis Industriemuseum Geesthacht):

Alfred Nobel – Erfinder des Dynamits

Sonntag, 18. August 2002, 11 Uhr c.t.

Prof. Dr. Günter Gabisch (Göttingen):

Die Spieltheorie und der Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften

Sonntag, 25. August 2002, 11 Uhr c.t.

Prof. Dr. Ernst Kuper (Göttingen):

Der Friedensnobelpreis und die internationale Politik

Sonntag, 1. September 2002, 11 Uhr c.t.

Gerhard Steidl (Verleger, Göttingen):

Bücher machen mit Günter Grass

Sonntag, 8. September 2002, 11 Uhr c.t.

Prof. Dr. Mitchell Ash (Wien):

Nobelpreis und Nationalsozialismus

Sonntag, 15. September 2002, 11 Uhr c.t.

Prof. Dr. Rainer G. Ulbrich (Göttingen):

Nobelpreis für Physik: Kleiner, schneller, mehr:

Wo sind die Grenzen der Informationstechnologie?

Göttinger Bibliotheksschriften

(lieferbare Titel)

1. Edith Stein. Studentin in Göttingen 1913-1916. Ausstellung zum 100. Geburtstag 7.10. - 28.10.1991. 1991. 118 S. mit Abb. € 4,-
2. Der Brocken und sein Alpengarten. Erinnerungen - Dokumentationen. Ausstellung vom 17.3.-5.6.1993. 1993. 81 S. € 4,-
3. Übersicht über die Systematik des Bandrealkataloges der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Bearb.: G.-J. Bötte u. D. Sickmüller. 1993. XIII, 75, 126 S. € 5,-
4. Neues Heimatland Brasilien. Texte und Bilder zur kulturellen Entwicklung der deutschbrasilianischen Bevölkerung in Südbrasilien. Begleitband zur Ausstellung vom 10.1.-19.2.1994 / Sandra Messele-Wieser, Lothar Wieser. 1994. IV, 84 S. mit Abb. € 4,-
5. Möglichkeiten der Beschaffung und Bereitstellung digitaler Karten im Sondersammelgebiet. DFG-Projektstudie. Bearb. von Christiane Beckert, hrsg. von Elmar Mittler und Mechthild Schüler. 2002. 142 S. € 10,-
6. Kröger, Detlef: European and international Copyright protection. Microcopies and databases. 1995. 283 S. € 19,-
7. Bestandserhalt durch Konversion: Microverfilmung und alternative Technologien. Beiträge zu drei Fachtagungen des EU-Projekts MICROLIB. Hrsg.: Werner Schwartz 1995. 208 S. € 16,-
10. Sibirien Finnland Ungarn : Finnisch-ugrische Sprachen und Völker in der Tradition eines Göttinger Sondersammelgebiets. Ausstellung in der Paulinerkirche vom 28.02.-09.04.1998. 344 S. mit Abb. € 6,-
13. „Goethe ist schon mehrere Tage hier, warum weiß Gott und Goethe“: Vorträge zur Ausstellung „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“ – Goethe, Göttingen und die Wissenschaft / hrsg. von Elmar Mittler, Red.: Elke Purpus. 2000. € 14,-
14. Towards consensus on the electronic use of publications in libraries: strategy issues and recommendations / Thomas Dreier. 2001. 120 S. € 7,-
16. Zehn Jahre Pica in Niedersachsen und Deutschland. Skizzen eines Erfolges / Red. Elmar Mittler 2001. 181 S. € 5,-

17. „Wohne immer in meinem Herzen und in den Herzen meiner Freunde allesbelebende Liebe!“ Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750-1819). Aus der literarisch-historischen Sammlung des Grafen Franz zu Stolberg-Stolberg, 1210-1750-2001 / Bearb. von Paul Kahl. Hrsg. von Elmar Mittler und Inka Tappenbeck. 2001. 143 S. mit Abb. € 10,-
18. Johann Heinrich Voß. 1751-1826. Idylle, Polemik, Wohllaut / Hrsg. von Elmar Mittler und Inka Tappenbeck. 2001. 298 S. mit Abb. € 15,-
19. Weltbild – Kartenbild. Geographie und Kartographie in der frühen Neuzeit / Bearb. von Mechthild Schüler. Hrsg. von Elmar Mittler und Inka Tappenbeck. 2., durchgesehene Aufl. 2002. 94 S. mit Abb. € 10,-
20. LIBER – Ligue des Bibliothèques Européennes de Recherche. Architecture Group Seminar. Leipzig, March 19 - March 23, 2002. The Effective Library. Vision, Planning Process and Evaluation in the Digital Age. **Documentation of new library buildings in Europe.** Elmar Mittler (Ed.) Göttingen 2002. 319 p. € 35,-
21. Das Göttinger Nobelpreiswunder – 100 Jahre Nobelpreis / Hrsg. von Elmar Mittler in Zusammenarb. mit Monique Zimon. 2., durchgesehene und erweiterte Aufl. 2002. 377 S. mit Abb. € 22,-
22. 300 Jahre St. Petersburg – Russland und die „Göttingische Seele“ / Hrsg. von Elmar Mittler und Silke Glitsch. 2., durchgesehene Aufl. 2003. 502 S. mit Abb. € 14,-
23. Das Göttinger Nobelpreiswunder – 100 Jahre Nobelpreis. Vortragsband / Hrsg. von Elmar Mittler und Fritz Paul. 2004. 194 S. mit Abb. € 11,-

CD-ROM der SUB Göttingen

(lieferbare Titel)

- Die ganze Welt ist aus Papier. Graphiken und Objekte zu allen Gelegenheiten 1800-1930. € 18,-
- „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“ – Goethe, Göttingen und die Wissenschaft. € 15,-
- Gutenberg digital. Göttinger Gutenberg-Bibel, Musterbuch und Helmasperger-sches Notariatsinstrument. € 54,-
- Weltbild – Kartenbild. Geographie und Kartographie in der frühen Neuzeit. € 20,-
- Das Göttinger Nobelpreiswunder – 100 Jahre Nobelpreis. € 18,-
- 300 Jahre St. Petersburg – Russland und die „Göttingische Seele“. € 14,-